1
K76

rich Emil.

Die Krim und Odessa. 1854.

914.77 .K76 C.1
Die Krim und Odessa. R
Stanford University Libraries
3 6105 048 609 528

914.77
K76

STANFORD UNIVERSITY
LIBRARY
Golder acquisition

914.77
K76

Golder acquisition

Die

Krim und Odessa

von

Prof. Dr. Karl Koch.

Leipzig
Verlagsbuchhandlung von Carl B. Lorck.
1854.

— 38. —

Carl B. Lorck's Hausbibliothek.

Karl Koch.

Die Krim und Odessa.

Die

Krim und Odessa.

Reise-Erinnerungen

aus dem Tagebuche

des

Professor Dr. Karl Koch.

STANFORD LIBRARY

Leipzig,
Verlagsbuchhandlung von Carl B. Lorck.
1854.

Bu

318300

Yolden acq.

STANFORD LIBRARY

Vorwort.

Es giebt vielleicht kein Land in Europa, was so häufig verkannt wird, als gerade die Krim. Selbst in Rußland, und zumal in Petersburg, hat man eben so irrige Ansichten, als bei uns. Als Katharina II. sie in Besitz nahm und die wegen der großen Fruchtbarkeit sowohl als auch wegen der romantischen und schönen Gegenden gerühmte Halbinsel selbst kennen zu lernen wünschte, täuschte man die große Kaiserin während ihres Aufenthaltes daselbst aus mir unerklärbaren Gründen absichtlich und legte allerhand Scheindörfer an, wo der kaiserliche Zug durchging. Wahrscheinlich hätte sie aber doch bei einem längern Aufenthalte Gelegenheit gehabt, sich von den wahren Zuständen zu überzeugen, wenn sie nicht plötzlich ihr unscheinbares Häuschen in Sebastopol hätte verlassen müssen, um möglichst schnell den ruchlosen Plänen fanatisirter Tataren zu entgehen. So hat sich von Jahrzehnt zu Jahrzehnt die irrige Meinung von der großen Fruchtbarkeit der Krim erhalten und ist selbst durch die bessern Reisebeschreibungen, besonders zweier Männer, des leider zu früh verstorbenen Dubois de Montpéreux und des Fürsten Anatol Demidoff, noch nicht hinlänglich widerlegt worden. Es kommt noch dazu, daß man auf den größern Karten, welche jetzt durch die Umstände veranlaßt, schnell bearbeitet und herausgegeben wurden, selbst die in Paris von der Demidoff'schen großen reduzirten nicht ausgeschlossen, zahlreiche Ortschaften eingetragen findet, die zum größten Theil gar nicht existiren, aber ganz dazu geeignet sind, die falsche Ansicht von der großen Fruchtbarkeit der Halbinsel zu bestärken. Der Irrthum erklärt sich dadurch, daß die Tataren der Ebene den größten Theil des

Jahres noch Nomaden sind und in kurzen Zwischenräumen, je nachdem ihren Heerden das nöthige Futter geboten wird, ihre Aufenthaltsorte ändern. Auf den Karten sind nun meistens alle diese Orte nicht allein als Dörfer eingetragen, sondern man findet sogar auch eine Menge Namen aufgeführt, welche noch aus der Zeit stammen, wo die Krim unter der Herrschaft der Tatarchane stand.

Die Schilderung einer Reise in diesen, die Aufmerksamkeit Europa's so sehr in Anspruch nehmenden Gegenden, welche, frei von politischen Raisonnements, nur einfach über die Zustände dieses interessanten Landes belehrt, dürfte daher Manchem nicht unwillkommen sein. Ich glaubte am besten eine klare Ansicht von der Beschaffenheit und den Zuständen der Krim zu geben, wenn ich denselben Weg einschlüge, den ich in meinen frühern Reisewerken verfolgt habe, und mit Treue nur das wieder gäbe, was ich mit eigenen Augen gesehen und beobachtet hatte. Mag Manchem diese sehr genaue Schilderung der Reiseroute schleppend und dagegen eine pikantere Aufeinanderfolge wünschenswerth erscheinen, so glaube ich doch, daß mein Verfahren allein es Jedem möglich macht, eine richtige Kenntniß von der Halbinsel zu erhalten. Zum bessern Verständnisse habe ich noch in zwei Anhängen allgemeine naturhistorische Beschreibungen der Krim und der Nordküste des Schwarzen Meeres gegeben, die wohl im Stande sind, meine Schilderungen hier und da zu ergänzen. Eben so wird durch die ideellen Profile der verschiedenen Hebungen die eigenthümliche Bildung des Krim'schen Küstengebirges auch den Laien klar werden.

So will ich nun dieses Werkchen, was gleichsam den Schlußstein meiner Reiseberichte enthält, derselben freundlichen Nachsicht empfehlen, deren sich meine frühern Arbeiten erfreuten. Die Anerkennung, die meinem Streben geworden, sind mir eine große Genugthuung für all' die mannigfachen Opfer, welche ich freiwillig der Wissenschaft und zunächst der Kenntniß wenig, zum Theil gar nicht, von Europäern besuchter Gegenden des in jeglicher Hinsicht gewichtigen Orientes brachte.

Berlin, den 16. October 1854.

Karl Koch.

Inhalt.

Erſtes Kapitel.

Abreiſe von Taman; Kertſch.

Allgemeine Betrachtungen; Gaſtfreundſchaft der Kaukaſier; die Irrfahrten des Odyſſeus; die Koſaken und deren Streifzüge auf dem Schwarzen Meere; ihre Geſänge und Erzählungen; die Koſaken als Grenzwächter; Kertſch und ſein Handel; Pantikapäon; das Muſeum; ein Makrokephalen-Schädel; Tmutorakan; ein Mauſoleum der neueſten Zeit; Grabhügel; Fürſt Herheulidſe; blauſaures Eiſen. S. 1—17.

Zweites Kapitel.

Theodoſia (Kaffa) und Karaßubaſar.

Pampas und Steppe; die Halbinſel Kertſch und die Landzunge Arabat; Tataren; Theodoſia; Herr von Smitten; Kaffa; Türkiſche Grauſamkeiten; Verödung der Krim; die Häuſer und die Lage von Theodoſia; ein deutſches Wirthshaus; Krim'ſche Weine; buntes Völkergewirre; die Juden; Bodenverhältniſſe; Schafheerden; Kameele; Diligencen; Karaßubaſar; Handwerker; der Schirinfelſen. S. 17—32.

Drittes Kapitel.

Sympheropol.

Tauriſches Hotel; das Gouvernement; die Tataren; Sultan-Kalga; Sahinghirei; Akmetſched; die Neuſtadt; die Kathedrale; der Baſar; ein kur-

ländiſcher Jude; Vieh; Obſt und Obſtgärten; das Thal des Salgir; Aepfel; Herr von Steven; Herr von Hübner; ein ruſſiſcher Arbeiter; tatariſche Ordnung; Abreiſe; Charakter der Gegend. S. 32 — 44.

Viertes Kapitel.

Baktſchiſarai und Dſchuffuthkaleh.

Die Spalte des Tſchuruckſu; Kleidung der Tataren; Kebabdſchi; Ekmedſchi; das Chansſchloß; Gerichtsſaal; Harem; Marie Potozka; furchtbare Rache; Thränenquelle; Mauſoleum; ein tatariſcher Begräbnißplatz; Zigeuner; eine Felſenkirche; die Judenveſte; Rabbi Salomon Beim; Karaim; Talmud-Anhänger; Geſchichtliches; die Synagoge; Joſaphat-Thal.
S. 44 — 61.

Fünftes Kapitel.

Sebaſtopol.

Die Landzunge; Bodenverhältniſſe; Cherſones; die Gothen; der Name Sebaſtopol; Hafen; Nikolaus-Baſtei; Docks; Kai; Bibliothek; Kirche; Koſarsky; Katharina II.; Boulevard; Flotte des Schwarzen Meeres; Tſchernorätſchka; Inkjerman; Waſſerleitung; Tunnel; Krypten; Uſchakoff'ſche Schlacht; ein Invalide. S. 62 — 81.

Sechstes Kapitel.

Balaklawa und das Küſtengebirge.

Das alte Cherſon; Balaklawa; die Läſtrigonen Homer's; Parthenion; Mondſchein-Partie; Baidar; die neue Straße; ein Gebirgspaß; ſchöne Ausſicht; Vegetation; Kirkinneiß; theure Preiſe; das Küſtengebirge; ſeine Bildung; die Jurawand; die Jaila. S. 81 — 96.

Siebentes Kapitel.

Alupka; Maharatſch; Nikita.

Simeiß; Alupka; Fürſt Woronzoff; unfruchtbare Umgegend; Gärtner Kehbach; die Anlagen; eine plutoniſche Eruption; fremde Sträucher; Mangel an Raſenplätzen; das Schloß; der raſche Poſtillon; Ausſichten; Oreanda; Gaspra; Livadia; Jalta; Maharatſch; Fürſt Golitzin; die Fürſtin

und ihr Kunſtſinn; Maßandra; Nikita; Herr von Hartwiß; Obſt- und Weincultur; der Krim'ſche Wein; fremdes Gehölz; die Korkeiche; Major Frömbder; ein Sturm. S. 96—120.

Achtes Kapitel.

Oreanda und Livadia.

Das Gärtnerhäuschen; Herr Rögner; vulkaniſche Eruption; Ausſicht; Vegetation; drei Spatziergänge; die erſte Felſenwand; der hohe Wachholder; das Schloß; Bataten; zwei Felſenblöcke; der Thiergarten; die zweite und dritte Felſenwand; die Tauriſche Föhre; der Erdbeerſtrauch; die vierte Felſenwand; Epheupflanzen; Magebi; ein Sturm; Livadia; Graf Podotzky; freundliche Anlagen; das Schloß; Ausſicht; Raſenplätze und ſchöne Gruppen; Mangel an Grotten und Lauben; Klein-Oreanda; der Wachholder mit gelbrothen Früchten; Miſtelſchmarotzer; Cap Aithodor; ein Leuchtthurm; ein Herbar Krim'ſcher Pflanzen. S. 120—142.

Neuntes Kapitel.

Reiſe nach Odeſſa.

Abreiſe; Aidanil; der Bärberg; Jurßuff; Boden-Verhältniſſe; die öſtliche und weſtliche Hälfte der Südküſte; Dialecte; Aluſchta; das eiſerne Thor; Tauſchan-Baſar; der Zeltberg (Tſchadyrdagh); Salgir; Obſtgärten; Symypheropol; Paß-Angelegenheiten; Einförmigkeit der Ebene; Züge der Tataren; Perekop; Aleſchki; Saporoger; Cherſon; Nikolajeff; Profeſſor Knorre; die Admiralität; Odeſſa. S. 142—165.

Zehntes Kapitel.

Odeſſa.

Reiſefatalitäten; Paß-Angelegenheit; der Pſeudo-Roſen; General Agloſtiſcheff; Anſehen der Stadt; Vergleich der ruſſiſchen Colonien mit denen Englands und Nordamerika's; Odeſſa von der Steppe aus betrachtet: Boulevard; die große Treppe; die Peſt von 1838; Statiſtiſches; die Winde; Chutors; der Hafen und die Rhede; Odeſſa als Vermittlerin mit dem Innern; Handelsgegenſtände; Abreiſe; Beßarabien; Lemberg; Krakau; Ankunft in Jena. S. 166—179.

Anhang.

I. Klima und Vegetation der Südküſte der Krim.

Geographiſche Lage; der Sommer; der Frühling; der Spätherbſt; der Winter; Eigenthümlichkeiten in der Vegetation; fremde oder eigenthümliche Gehölze. S. 183–200.

II. Klima, Boden und Vegetation Südrußlands.

Die drei Zonen im Oſten Europa's; Steppe, Wüſte, Wieſe, Matte und Pampas; Bodenverhältniſſe; gleichförmige Ebene; Granitunterlage; Kreideformation; Steppenkalk; Temperatur; Niederſchläge; große Trockenheit; die vier Jahreszeiten; Schneetreiben und Schneegeſtöber; Grabhügel; Vegetationszuſtände; das Haar- und Federgras; ſonſtige Pampaspflanzen; die Steppenvegetation; Hochkräuter und Burjan; der Springinsfeld; die Unterkräuter. S. 201—224.

Die Krim und Odessa.

Erſtes Kapitel.

Abreiſe von Taman; Kertſch.

Allgemeine Betrachtungen; Gaſtfreundſchaft der Kaukaſier; die Irrfahrten des Odyſſeus; die Koſaken und deren Streifzüge auf dem Schwarzen Meere; ihre Geſänge und Erzählungen; die Koſaken als Grenzwächter; Kertſch und ſein Handel; Pantikapäon; das Muſeum; ein Makrokephalen-Schädel; Tmutorakan; ein Mauſoleum der neueſten Zeit; Grabhügel; Fürſt Herheulidſe; blauſaures Eiſen.

Als ich nach zwei langen und ziemlich beſchwerlichen Reiſen im Orient hart am Ufer der, einſt wegen der Räubereien ſeiner Bewohner gefürchteten Halbinſel Taman ſtand, um mich nach dem Ziel meiner Wünſche, dem gelobten Lande der Ruſſen, der Krim, einzuſchiffen, erſchaute ich, nochmals zurückblickend, die letzten Ausläufer des kaukaſiſchen Gebirges. Alles, was ich in ihnen erlebt hatte, ging mir vor der Seele vorüber, und ſo groß auch die Sehnſucht war, die mich nach anderthalbjähriger Abweſenheit von der Heimath und den Theuren, die ich dort hinterlaſſen, ergriffen, ſo würde es mir doch unendlich ſchwer nun auf immer von den Ländern, die ich, je mehr ich mit ihnen vertraut wurde, auch um ſo lieber gewonnen, zu ſcheiden. Die Menſchen hatten mich faſt allenthalben freundlich aufgenommen; Niemand faſt hatte mich betrübt und Jedermann das Seinige beigetragen, um mir den Aufenthalt in der weiten Ferne angenehm zu machen. Grade da, wo man am Meiſten für mich gefürchtet, in den durch Räubereien verrufenſten Gegenden, mitten im kaukaſiſchen und pontiſchen Gebirge, war es mir am beſten ergangen. Nur aus dem Lande der ungaſtlichen Kurden kommen nicht immer

freundliche Erinnerungen. Wenn ein Kaukaſier oder ein Oſſe mich mit den Worten: „du biſt Herr hier und ich bin mit meinen Söhnen nur zu deinen Dienſten bereit“ in ſeinem gaſtlichen Hauſe aufnahm, ſo war die Anrede keineswegs, wie bei uns häufig, eine Höflichkeit, die man nur ausſprach, ſondern ein jedes Glied der Familie war in der That darauf bedacht, mir meine Wünſche möglichſt an den Augen ſchon abzuſehen und ſie raſch auszuführen.

Mit den Worten „Herr erlaube mir, daß ich unſerm Wirthe die Zähne einſchlage“ trat einmal in dem erſten gruſiſchen (georgiſchen) Dorfe, was ich nach längerer Abweſenheit in damals noch unabhängigen Gebirgsgauen des Kaukaſus erreicht hatte, eine jener ſchönen, ich möchte ſagen, Homeriſchen, Geſtalten, wie man ſie häufig dort findet, zu mir und brachte mich in nicht geringe Verlegenheit, denn es war mir ja hinlänglich bekannt, daß ein Kaukaſier etwas ebenſo raſch auszuführen weiß, als er es ſich vorgenommen. Er hatte früher mich gaſtlich in ſeinem Hauſe aufgenommen und mir zu Ehren ein Paar Schweine geſchlachtet. Hier erhielt ich aber nur ein Paar Hühner und Eier, nach ſeinem Gefühl von Ehre viel zu wenig für einen Gaſt, der aus dem fernen Firengiſtan (Europa) gekommen ſei.

Als ich ein anderes Mal auf jähem Felſen einen ſeltenen Baum erblickte und eben im Begriffe war, von ihm mir einige Zweige zu holen, trat mir mein Führer keck entgegen und duldete auf keine Weiſe, daß ich mich irgend einer Gefahr ausſetzte. „Du befiehlſt da über mich, wo irgend etwas zu deiner Freude geſchehen kann, und willig erfülle ich alle deine Wünſche. Wo ich aber Gefahr für dich erblicke, ſchuldeſt du mir blinden Gehorſam, denn ich will nicht, daß man mir dereinſt vorwerfe, ich hätte nicht die nöthige Sorgfalt für das Leben meines Gaſtfreundes gehabt.“ Bald darauf brachte man den ganzen Baum, von dem ich einige Zweige gewünſcht hatte, abgehauen und legte ihn zu meinen Füßen. „Nun nimm, Herr, was dein Herz beliebt.“

Es mögen die wenigen Züge genügen. Aber auch die geſchichtliche Wichtigkeit des Landes, was ich eben verließ, hatte von jeher

meine ganze Aufmerkſamkeit auf ſich gezogen. Als noch in Aſien die Cultur gehegt und gepflegt wurde, war der Kaukaſus die gewichtige Mauer, über die die nahen Söhne des Nordens nur ſelten zu dringen vermochten. Jetzt aber pflegt der kalte Norden Kunſt und Wiſſenſchaft und von Europa aus werden die übrigen Erdtheile einer beſſern Geſittung entgegengeführt. Wie jetzt die europäiſche Cultur bereits jenſeits des kaukaſiſchen Gebirges Wurzel gefaßt hat, ſo war die aſiatiſche Civiliſation vor faſt eben ſo viel Jahren vor Chriſtus, als wir nach Chriſtus zählen, umgekehrt bis in die jenſeitigen Ebenen vorgedrungen. Indiſche Cultur blühte vor 3000 und mehr Jahren auf dem nordweſtlichſten Ende des Kaukaſus.

Ein berühmter Reiſender, Dubois de Montpéreux, verſucht nicht ohne Glück, die Irrfahrten des Odyſſeus nach dem Schwarzen Meere zu verſetzen. Mag man einwenden, daß der Sänger der Odyſſee gewiß dann auch die Dardanellen und den Bosporus erwähnt haben würde, wenn die genannten Irrfahrten nicht weſtlich von dem Schauplatze des trojaniſchen Krieges, im Mittelländiſchen Meere, ſondern zum Theil nördlich in dem Pontus Euxinus ſtattgefunden hätten, ſo iſt doch keineswegs abzuleugnen, daß der Verfaſſer der Voyage autour du Caucase mit viel Glück verſucht hat, ſeiner Meinung Geltung zu verſchaffen. Iſt doch bei der gewöhnlichen Annahme eben ſo wenig Italiens gedacht. Es iſt auch gar ſehr die Frage, ob der Sänger der Odyſſee die Inſeln und Länder, von denen er ſpricht, ſelber genauer kannte und demnach wußte, wie und wo ſie lagen. Nimmt man mehre Sänger an, ſo würden ſelbſt einander widerſprechende geographiſche Verſtöße ihre Erklärung darin finden.

Mit Beſtimmtheit laſſen ſich eigentlich nur zwei Gegenden feſtſetzen: das Land der Lotophagen, wohin ein Nordwind trieb, und das Land des Gebietes der kimmeriſchen Männer. Das erſtere iſt Aegypten, das andere die Krim und die ganze Nordküſte des Schwarzen Meeres. Wie bekannt, dachten ſich die Alten Kimmerien als ein dunkles Land „ganz von Nebel umwölkt und Finſterniß, wo nimmer auf jen' aufſchauet Helios her mit leuchtenden Sonnenſtrahlen." Kimmerien konnten die Alten keineswegs etwa nach der Südküſte

Frankreichs verſetzen; und doch müßte es dort gelegen haben, wenn man Sicilien für die Inſel Thrinakia hält. Daß die zuerſt genannte Inſel in der That dereinſt den Namen Thrinakia führte, liegt allerdings außer allem Zweifel und möchte auch der einzige Grund ſein, daß man den Odyſſeus vom Lande der Lotophagen, alſo von Aegypten aus, weit nach Weſten hin in das Mittelländiſche Meer verſchlagen ſein läßt.

Aus dem Argonautenzuge wiſſen wir, daß den Alten das Schwarze Meer und ſeine Küſten bekannt waren, aber wir haben nirgends Kunde, daß ſie zur Zeit des trojaniſchen Krieges oder kurz nachher mit Italien und Sicilien genauer vertraut geweſen wären. Es kommt noch dazu, daß Kirke, die Schweſter des Aetes, Königs von Kolchis, in Aeäa wohnte und daß Odyſſeus von da aus nur einen Tag bedurfte, um nach dem Gebiete der kimmeriſchen Männer zu gelangen. Setzt man Aeäa in die Nähe Siciliens, wie es häufig geſchieht, ſo müßte der Sänger des elften Geſanges auch nicht die oberflächlichſte Kenntniß von der Lage Kimmeriens gehabt haben. Es kommt noch dazu, daß die Schweſter des Aetes nicht mehre hundert Meilen weit von ihrem Bruder wohnen mochte, ſondern wahrſcheinlich in der unmittelbaren Nähe.

An Kimmeriens Küſte war das Ende des tiefen Okeanosſtromes und der Eingang in das unterirdiſche Reich des Hades. Auf Taman mochten vor 3000 Jahren die mit Feuer verbundenen Auswürfe der dortigen Schlammvulkane weit bedeutender als jetzt ſein; dieſe konnten demnach leicht zur Erklärung des Pyriphlegeton, jenes Stromes der Unterwelt, in dem Feuer floß, Veranlaſſung geben. Ferner iſt die Sage von zuſammenſchlagenden Felſen im Süden des Schwarzen Meeres und am Ausgang des Thrakiſchen Bosporus, wie es ſcheint, älter als die von denen bei Sicilien. Es iſt mehr als wahrſcheinlich, daß die älteren Sänger des Argonautenzuges unter ihren Symplegaden dieſelben Felſen verſtanden, die Homer mit dem Namen der Skylla und Charybdis belegt. Gewiß wurden ſie erſt ſpäter auf die Felſen der Meerenge von Sicilien übertragen. Wie geſagt, auf jeden Fall iſt dieſe Erklärung, welche übrigens Dubois de Montpéreux

einem französischen Philologen entlehnt hat, interessant und verdient weitere Berücksichtigung.

Auf meinem Schiffe, was mich von Taman nach Kertsch, der östlichen Halbinsel der Krim, bringen sollte, befanden sich auch einige Kosaken, schöne junge Leute, welche vaterländische Lieder sangen. Die Kleinrussen, zu denen man die ächten Kosaken rechnet, sind in ganz Rußland nicht allein wegen ihrer Liebe zum Gesange, sondern auch wegen ihrer Fertigkeit im Singen und der eigenthümlichen melodischen Stimme bekannt. In allen Kirchen der größern Städte Rußlands sind es Kleinrussen, welche die Kapelle daselbst bilden und mit ihrem Gesange die Orgel vertreten. Es ist aber nicht immer die Stärke und das Metall, wodurch sich die Stimme des Kleinrussen auszeichnet, sondern mehr noch der eigenthümliche melancholische Ton, der zum Herzen spricht, und die Frömmigkeit, so wie die Pietät, die allen ihren Gesängen mehr oder weniger inwohnt.

Ich spreche nur von dem ächten Kosaken, der wenigstens, wenn er auch nicht direct von denen am Don oder am Dnjepr abstammt, doch aus der Ukraine, einem alten kosakischen Besitzthume, seinen Ursprung ableitet. Die Kosaken der frühern und jetzigen Zeit sind wesentlich von einander verschieden. Die des 16. und 17. Jahrhunderts spielten im Osten unseres vaterländischen Erdtheiles eine wichtige Rolle. Am Don und am Dnjepr hatten sich thatendurstige Männer zu gemeinschaftlichem Handeln vereinigt. Wie die Waräger und Wikinger im Norden zogen sie mit ihren leichten Fahrzeugen aus und beunruhigten selbst den stolzen Herrscher Stambul's in der nächsten Nähe seiner Residenz. Trebisond und Sinope (jetzt Sinup genannt) unterlagen ihren Raubzügen mehr als einmal; Kosaken bedrohten das heilige Serai *) des damals allmächtigen Padischah und plünderten in Konstantinopel. Die stolzen Herrscher des Morgen- und Abendlandes, wie die Sultane sich selbst nennen, gingen aus allen Kämpfen siegreich hervor, sprachen allen christlichen Nationen Hohn

*) So, und zwar mit dem scharfen „s", sprechen die Türken das Wort aus; die Schreibart Serail ist für uns falsch, obwohl von den Franzosen eingeführt. Eben so heißt es Trebisond und nicht Trebizonde, Erserum nicht Erzerum.

und — fürchteten sich vor einer Handvoll christlicher Abenteurer. Sie, die jeden Augenblick drohten, über Deutschland herzufallen, zwei Mal bis nach Wien vordrangen, vermochten den Räubereien der Kosaken im eigenen Lande nicht Einhalt zu thun. Nach einem solchen kühnen Einfalle, der den Sultan Murad sogar in den eigenen vier Pfählen bedrohte, soll dieser einstens ausgerufen haben: „Vor mir zittert die ganze Christenheit und ein Häuflein Kosaken verursacht mir schlaflose Nächte." Die Einfälle auf türkischem Gebiete dauerten selbst noch fort, als die Krim und die ganze Nordküste des Schwarzen Meeres, also auch der Ausfluß des Dnjepr, den Sultan als ihren Herrn anerkannten und man alle Vorkehrungen getroffen hatte, die Kosaken am eben genannten Flusse,*) die, weil sie jenseits der Wasserfälle desselben wohnten, den Namen Saporoger erhielten, abzuhalten. Kriegsschiffe verfolgten umsonst die kosakischen flachen Fahrzeuge nach den Mündungen der kleinen Flüsse, oder nach den sumpfigen Ufern des Nordens. Selbst die beiden Vesten, Kinburn und Otschakoff (Ozakow), die an der Mündung des Dnjepr erbaut, den Aus- und Eingang bewachen sollten, vermochten eben so wenig, wie die große eiserne Kette, welche weiter oben quer über den Fluß gezogen wurde, die Kosaken von ihren Einfällen abzuhalten.

In dunkler Nacht vernahmen die Wächter der Kette die Ankunft ihrer Feinde, und von beiden Seiten erdröhnten die Kanonen, nach der bedrohten Stelle gerichtet. Es waren aber nicht die Tschaiken, die Fahrzeuge der Kosaken, welche die Kette bewegt hatten, sondern große Baumstämme, die von den kühnen Abenteurern vorausgeschickt wurden und die ganze Ladung der Kanonen erhielten. Nun erst näherten sich allmälig und mit Vorsicht die Kosaken und überschritten die gefährliche Stelle. Am Tage verbargen sie sich in dem Schilfe der morastigen Ufer oder besteckten ihre Fahrzeuge mit Schilf, um sich so den Blicken ihrer Feinde zu entziehen.

Noch schwieriger war die Rückfahrt, die bei der Wachsamkeit

*) Dieser Name des bekannten Flusses wird so ausgesprochen, wie er hier geschrieben ist, nicht Dnieper, wie er sonst sogar in Geographien heißt.

der Türken den Dnjepr aufwärts nur mit der äußersten Gefahr geschehen konnte. Um diese zu vermeiden, gingen die Kosaken gewöhnlich durch die Meerenge von Kertsch in das Asow'sche Meer und von da den Don aufwärts bis zum Einfluß der Donetz. Wie weit sie diesen Nebenfluß aufwärts fuhren, hing von dem Wasserstande ab. Sobald die Schifffahrt nicht weiter möglich war, trugen die Kosaken ihre leichten Fahrzeuge, die oft nur aus ausgehölten Weiden oder Pappeln bestanden, auf den Schultern bis zur Samara, einem Nebenflusse des Dnjepr und langten so, oft erst nach drei, vier und selbst sechs Monaten, wiederum in der Heimath an.

Ich setzte mich zu den Sängern und ließ mir von den Thaten ihrer Vorfahren erzählen. Der Kosak ist mit Recht stolz auf seine Geschichte, die wir leider zu wenig kennen. Es wäre wohl der Mühe werth, daß Jemand die Erzählungen, wie sie im Munde des Volkes sind, sammelte; es würde gewiß manche Lücke in der Geschichte ausgefüllt werden. In den langen Winterabenden erzählt der Hausvater gern von dem, was er erlebt, aber auch von dem, was ihm in seiner Jugend berichtet wurde; so erbt sich die Geschichte der Kosaken vom Vater auf den Sohn fort. Nicht weniger sind es die Gesänge und Lieder, welche die Helden der Vorzeit und ihre Thaten besingen und zahlreiches Material zur Geschichte des Landes geben. Der Kosak, der mir berichtete, wurde allmälig lebendiger; seine Erzählung geschah in der Weise, als hätte er das, was er mir mittheilte, selbst erlebt. Wenn er von der nächtlichen stillen Fahrt sprach, wurde seine Stimme leiser, als wenn die Wächter der Kette sie vernehmen könnten. Mit den Händen ahmte er und seine Gefährten das Plätschern der Ruder auf hohem Meere nach; seine Stimme wurde lauter, wenn ein Sturm die leichten Fahrzeuge ergriff und sie oft gerade dahin schleuderte, wo sie kurz vorher erst den Spähern der Türken entronnen waren. Aengstlich schien er nach dem Schilfe zu greifen, was jede Tschaike mit sich führte, um dieser das Ansehen eines Schilfwaldes zu geben. Wie er aber an den Ueberfall selbst kam, sprangen alle Kosaken mit Geschrei auf, als wollten sie noch einmal den Ort überfallen, dem es im Gesange galt.

Jetzt ſind die Koſaken Grenzwächter des weiten ruſſiſchen Reiches geworden. In einem langen Streifen ziehen ſie ſich von der polniſch-deutſchen Grenze und im Norden dreier großen Reiche: der Türkei, Perſiens und China's, bis an das große ſtille Meer dahin und ſchützen im Süden ihr großes Vaterland gegen die Einfälle räuberiſcher Horden, im Weſten aber verſperren ſie den Culturerzeugniſſen des übrigen Europa den weitern Weg. Die Nachkommen der frühern Koſaken reichten aber nicht aus, um ſolche weiläufige Grenzen zu bewachen; ſo hat man im Verlaufe der Zeit Bewohner aus andern Gegenden Rußlands und namentlich Kleinruſſen dazu verwandt. Aber auch außerdem wurden ſogar nichtchriſtliche, aber kriegeriſche Stämme, wie Baſchkiren, Kirgiſen und Kalmücken, zu Koſaken gemacht und verrichten nun mit den übrigen nicht allein dieſelben Geſchäfte, ſondern haben auch dieſelben Einrichtungen.

Es that mir leid, daß ich wegen geringer Kenntniß der ruſſiſchen Sprache nicht alles ſelbſt verſtand; zum Glück war aber der Führer des Paketbotes ein Deutſcher und ergänzte gern mir das, was mir entgangen. So verging die Zeit ſelbſt raſcher als mir lieb war. Allmälig traten die Conturen der gegenüberliegenden Küſte deutlicher hervor und bald befanden wir uns in der halbmondförmigen Bucht des Hafens von Kertſch. Da der Wind aber gerade entgegen war, gelang es uns erſt nach langem Laviren im Hafen ſelbſt einzulaufen. Es hatte die Ueberfahrt vier Stunden gedauert.

Zum erſten Male fand ich nach langer Entbehrung wieder ein deutſch eingerichtetes Wirthshaus. Ein deutſcher Kellner nahm mir beim Eintritt den Mantel ab und führte mich in ein ſauber ausgeſtattetes Zimmer. Nur der kann die Wohlthat der vaterländiſchen Wirthshäuſer ganz erkennen, der eine lange Zeit unter Völkern ſich herumbewegt hat, wo Wirthshäuſer noch nicht exiſtiren und wo man der freiwilligen oder unfreiwilligen Gaſtfreundſchaft von Leuten, die oft kaum für ſich genug hatten, überwieſen iſt. Monate lang wußte ich oft nicht, wohin ich mein Haupt des Abends legen ſollte; Wochen lang wurde mir manchmal keine andere Nahrung gereicht, als ſaure Milch oder eine Hirſenpolenta, in der weder Butter noch Salz war.

Kertsch ist eine neue Stadt, aber ein Gemisch von Italienischem und Russischem. Häuser mit flachen Dächern erinnern an das erstere, breite weitläufige Straßen und zum Theil ungepflasterte Wege an das letztere. Im Ganzen gewährt die Stadt einen freundlichern Anblick, als sonst kleine russische Städte zu geben vermögen. Sie soll jetzt gegen 10,000 Einwohner besitzen, eine Zahl, die gewiß sich mit der Zeit vergrößern wird. Aber erst dann verspricht Kertsch eine Bedeutung zu erhalten, wenn die Länder am Don sich einer größern Cultur erfreuen. So ist Kertsch zwar jetzt schon die Vermittlerin zwischen diesen und dem Süden, aber die Erzeugnisse der Donländer sind noch so gering, daß die Ausfuhr gar nicht von Bedeutung ist. Die Don'schen Kosaken, die den wichtigeren untern Theil des Dongebietes einnehmen, bauen selbst nur so viel Getreide, als sie zum eigenen Haushalte bedürfen. Außerdem leben sie einfach und haben, wenigstens der gemeine Mann, wenig oder gar keine Bedürfnisse. Die Stoffe zu ihren Kleidern machen sie zum großen Theil selbst, oder erhalten diese aus russischen Fabriken.

So beschränkt sich denn der meiste Handel auf die Erzeugnisse der nächsten Umgegend, auf Fische und Salz, die beide in den Orten nördlich am Asow'schen Meere gegen Getreide eingetauscht werden. Großer Verkehr findet namentlich mit Taganrog statt, einer Stadt, die vor einigen zwanzig Jahren wichtig zu werden versprach, jetzt aber, seitdem Kertsch sich hebt, ihre Bedeutung verloren hat. Das Salz wird in kleinen Seen, welche sich südlich von Kertsch befinden und von denen die größeren Opuk und Tschokrek heißen, gewonnen. Fische werden getrocknet und als Heringe eingesalzen. Mehre tausend Tonnen gehen von den letztern alljährig nach dem Süden Rußlands. Auch Caviar wird bereitet. Da die Störe hier keine so bedeutende Größe besitzen, wie die am Ausflusse der Wolga und des Kur-Araxes, so sind auch die Caviarkörner kleiner, geben aber an Geschmack den Astrachan'schen durchaus nichts nach.

Da, wo jetzt Kertsch steht, blühte einige hundert Jahre v. Chr. Pantikapäon, die Residenz der bosporanischen Könige. Die Bedeutung dieser griechischen Colonie hat man erst in der neueren Zeit

erkannt, wo man eine Menge Zeugen aus dem grauen Alterthume aufgefunden hat; ſie wird noch gewinnen, je mehr man den Ueberbleibſeln ſeine Aufmerkſamkeit zuwendet. Leider hat man die koſtbaren Zeugen jener alten Zeit, die man namentlich in Gräbern vorfand, zum großen Theil nach Petersburg gebracht und ſie dort in der Eremitage aufgeſtellt. Ich für meinen Theil hätte eine vollſtändige Sammlung an Ort und Stelle paſſender gefunden. Ich habe die Sammlung in Petersburg zwei Mal geſehen und jedes Mal die Menge und den Reichthum bewundert. Es liegt nicht in meinem Zwecke über das, was man bereits gefunden, ſo wie über die Geſchichte des bosporaniſchen Reiches genau zu berichten; ich will nur kurz mittheilen, was ich hier geſehen. Für mich war es von großem Werthe, daß der Director des archäologiſchen Cabinetes in Kertſch, Herr von Blaremberg, mir ſchon von früherer Zeit bekannt war und mit großer Freundlichkeit mich ſelbſt mit allen Sehenswürdigkeiten bekannt machte. Er theilte mir ſeinen Plan mit, den er nach der Straboniſchen Beſchreibung des alten Pantikapäon für die Umgegend von Kertſch entworfen hatte und der mich, wegen der großen Uebereinſtimmung der damaligen Angaben mit den jetzigen Zuſtänden, in hohem Grade intereſſirte.

Kertſch liegt dicht am Hafen, während das Pantikapäon des Strabo auf Hügeln erbaut war. Die Akropolis befand ſich nach vorn, ſo ziemlich in der Mitte, während der Berg, wo ſie ſtand, im Süden der heutigen Stadt ſich hinzog und mit einem unbedeutenden Höhenzuge in Verbindung ſtand. Auf einer prächtigen ſteinernen Treppe erſtiegen wir die erſte Höhe, auf der das Muſeum für die geringern und ſchwieriger zu transportirenden Gegenſtände des Alterthums liegt. Es nimmt ſich von weitem ſehr hübſch mit ſeinen Säulen aus; leider verwendet man aber nicht die gehörige Sorgfalt auf ſein Aeußeres, was um ſo wünſchenswerther wäre, als das Gebäude ſelbſt ſeiner Lage halber den Einflüſſen des Wetters ſehr ausgeſetzt iſt. Man erfreut ſich oben angekommen einer herrlichen Ueberſicht der nächſten Umgebung. Zufällig hatten auch gegen funfzig Schiffe und unter andern ein preußiſches, Anker geworfen und belebten das Bild.

Nach Süden und landeinwärts versperrten die Höhen selbst jede weitere Fernsicht, aber nach Norden breitete sich eine endlose graue Steppe aus, die nur durch uralte Grabhügel, (Tumuli, Kurgan) wenig unterbrochen wurde.

Eine Menge zerbrochener Bildsäulen und beschädigter Skulpturen lagen vor dem Gebäude; das Bessere hatte man in dem innern geräumigen Saale aufgestellt. Von vorzüglicher Schönheit erschien, trotz seiner Beschädigung, ein Apollokopf, an dessen Wangen ein röthlicher Schimmer bemerkbar war. Außerdem war der Marmor blendend weiß und in hohem Grade feinkörnig. Noch mehr interessirte mich ein großer Sarg, ebenfalls von Marmor, der wohl dereinst einem andern von Holz als Einschluß gedient hatte. Leider war er von den Türken, den frühern Herren dieser Gegend, so verstümmelt worden, daß man von den Skulpturen nur wenig noch deutlich erkannte. Auf dem Deckel befanden sich zwei riesige Figuren, denen man aber die Köpfe abgeschlagen hatte.

Daneben stand ein vorzüglich gearbeiteter Sarg aus Cedernholz, der hinsichtlich seines Schnitzwerkes mich lebhaft an die deutschen Truhen im Mittelalter erinnerte. Einige Zierrathen, die ich später durch einen Juden erhielt, habe ich dem archäologischen Museum in Berlin mitgetheilt. Ebenso Sandalen aus grauer Vorzeit. Die Masse einiger Vasen, die mehr oder weniger etrurische Formen besaßen, hatten Aehnlichkeit mit unserm Porzellan; ebenso interessirten mich eine Art gläserne Geschirre, die sich durch ihre Leichtigkeit auszeichneten.

Vor Allem jedoch nahm der ziemlich erhaltene Schädel eines zehn- bis zwölfjährigen Knaben meine volle Aufmerksamkeit in Anspruch. Die sämmtlichen Knochen waren außerordentlich dünn, wie man sie sonst bei uns kaum bei einem ein- bis zweijährigen Kinde beobachtet. Das Merkwürdigste war aber die Länge der Stirnbeine, die ziemlich die Länge des ganzen Gesichtes hatten. Es erinnerte mich dieser Umstand einigermaßen an die Makrokephalen des Herodot. Wahrscheinlich mochte aber der Schädel von einem kranken Kinde sein.

Seltſam war es dann allerdings, daß die Ausdehnung des Schädels nicht auch zu gleicher Zeit in die Breite zugenommmen hatte.

Unter den vielen Inſchriften, die hier aufgeſtellt waren und, wenn ich nicht irre, zum großen Theil in dem Corpus inscriptionum von Böth bekannt gemacht geworden ſind, befand ſich auch die, welche auf Taman aufgefunden wurde und mit Beſtimmtheit nachwies, daß das ruſſiſche Großfürſtenthum Tmutorakan des 10. u. 11. Jahrhunderts ſeinen Hauptſitz auf der Halbinſel Taman hatte. Bis dahin kannte man deſſen Lage gar nicht und identificirte Tmutorakan ſogar mit Aſtrachan. Dieſes Monument war das einzige mit altruſſiſchen Buchſtaben, denn alle übrigen hatten griechiſche Inſchriften. Dieſes ruſſiſche Fürſtenthum im äußerſten Süden war von Bedeutung, indem es Zeugniß giebt, wie weit damals ruſſiſcher Einfluß gegangen ſein muß, wenn in dieſer Entfernung die ruſſiſche Macht nicht allein gedeihen, ſondern ſogar zur Blüthe kommen konnte. Ein Großfürſt beſiegte die Kaſoghen (Koſaken d. i. Tſcherkeſſen) und Iſſen (Oſſen oder Oſſethen) in einem entſcheidenden Treffen und unterwarf ſich dieſe beiden jetzt noch zum Theil widerſtehenden Volksſtämme.

Außer dieſen Monumenten fanden ſich in dem Kertſcher Muſeum nur noch wenige Spangen, Ringe und Ketten vor. Was ich ſah, hatte eine hellgoldgelbe Farbe und ſchien aus dem reinſten Gold verfertigt zu ſein. Es giebt hier Juden, welche mehr geheim als öffentlich Handel mit Antiquitäten, namentlich mit Münzen, treiben. Früher war es ihnen ſtreng unterſagt; aber gerade dadurch wurde Vieles nach dem Auslande verkauft, was man gern beſeſſen hätte und für die Vervollſtändigung der Petersburger Sammlung auch von ſehr großem Nutzen ſein mußte. Durch die Bemühungen des Herrn von Blaremberg iſt aber jetzt der Handel unter der Bedingung frei gegeben, daß alle Antiquitäten erſt dem hieſigen Muſeum zum Verkauf angeboten werden. Die Juden trauen aber noch nicht recht; dieſem Umſtande und meiner Bekanntſchaft mit dem Director hatte ich es wohl zu verdanken, daß alle Verkäufer hoch und theuer mir verſicherten, für den Augenblick nichts zu beſitzen.

Aus verſchiedenen minder werthvollen Steinen des Alterthums

hat man dicht am Hafen einen Brunnen gebaut, der, abgeſehen von ſeinem alterthümlichen Intereſſe, ſich auch ſehr gut ausnimmt. Dicht bei ihm liegen aber noch eine Menge Inſchriften herum, auf die man der größeren Verſtümmelung und Unleſerlichkeit halber keinen weiteren Werth legt. Es möchte aber doch Manches darunter ſein, deſſen Erhaltung man im Intereſſe der Wiſſenſchaft wünſchen könnte. Leider fehlt der nöthige Raum, um auch dieſe Gegenſtände gegen Wind und Wetter hinlänglich zu ſichern.

Von dem Muſeum aus beſtieg ich die vordere Höhe nach dem Meere zu, wo einſt die Akropolis geſtanden haben mag. Man findet aber hier wenig Spuren alten Gemäuers, dagegen nimmt ein kleiner Tempel der neueſten Zeit die höchſte Stelle ein. Dieſer Tempel bedeckt das Grabmal eines früheren Gouverneurs von Kertſch, mit Namen Stamkoffsky. Durch ihn geſchahen die meiſten Ausgrabungen und Nachforſchungen von Bedeutung. Die Wiſſenſchaft verdankt dieſem unterrichteten Manne manche wichtige Entdeckung. Es ſcheint aber, als wenn leider damals die ruſſiſche Regierung noch nicht das Intereſſe wie jetzt an dieſem Gegenſtande gehabt hätte, denn eine Menge wichtiger Antiquitäten aus jener Zeit ſind verſchwunden. Stamkoffsky beſaß ſelbſt eine vorzügliche Münzenſammlung, namentlich aus der Zeit der bosporaniſchen Könige und vermachte dieſe nach ſeinem Tode einem Freunde in Paris. Als auch dieſer ſtarb, ließ der Kaiſer Nikolaus die ganze Sammlung um einen bedeutenden Preis ankaufen; ſo wanderte dieſe nach der Eremitage in Petersburg, um dort im Intereſſe der Wiſſenſchaft aufgeſtellt zu werden.

Die erwähnten Spuren eines Gemäuers liegen hinter dem bezeichneten Tempel. Man erzählte mir, daß hier noch vor kurzer Zeit ein Thurm geſtanden, und daß der große Mithridates daſelbſt ein Schloß, von dem aus er zu ſeinen verſammelten Truppen geſprochen, beſeſſen hätte. Man nennt den Berg deshalb noch heut zu Tage Berg des Mithridates. Das Geſtein, aus dem der ganze Höhenzug hauptſächlich beſteht, iſt ein ſehr weicher Kalk, aus der neueſten tertiären Zeit, der ſeiner Eigenthümlichkeit halber den Namen Kalk von Kertſch erhalten hat, meiſtens aber bei uns Steppenkalk genannt wird, und

ſich auch außerdem auf der Halbinſel Krim häufig vorfindet. Er iſt der leichten Bearbeitung halber ein vorzüglicher Bauſtein, und wird zu dieſem Zwecke gewöhnlich in lange viereckige Stücke zerſägt.

Da wo Kertſch jetzt ſteht, war ohne Zweifel ein uralter Begräbnißplatz. Ein Menge Grabhügel, ſogenannte Tumuli, ziehen ſich außerdem namentlich in nördlicher Richtung hin, ſind aber zum größten Theil bereits von Genueſern, Tataren, Türken und Ruſſen ſo durchwühlt, daß nur wenige noch die urſprüngliche Einrichtung zeigen. Nach Dubois des Montpéreux, der eine vorzügliche Beſchreibung in dem oben genannten Werke geliefert, hat man in der älteſten mileſiſchen Zeit die Gräber in den leichten Kalkſtein gehauen. Später ſchloß man zuerſt die Räume, in denen die Särge aufgeſtellt wurden, durch Mauerwerk, deren Steine jedoch durch keinen Mörtel mit einander verbunden waren, vollſtändig ein und überſchüttete ſie erſt mit Erde, ſo daß ein kegelförmiger Hügel entſtand. Ein ſolcher Grabhügel diente in der Regel einer ganzen Familie als Begräbnißplatz; wahrſcheinlich wurde er um ſo höher erbaut, je vornehmer ein Beſitzer war.

Wenn man die Menge der Grabhügel, die ſich Stunden weit hinziehen, ſieht und bedenkt, daß die ärmeren Leute weniger koſtſpielig begraben wurden, und ihre Grabhügel daher ſchon in der kürzeſten Zeit wiederum verſchwanden, daß daher alle noch zu unterſcheidenden Grabhügel vornehmen Leuten angehörten, ſo muß man in der That über die Wohlhabenheit und den Reichthum des alten Pantikapäon, der nördlichſten Colonie der Mileſier, erſtaunen. Seit Jahrhunderten hat man die Hügel durchwühlt, um Gold und Silber oder ſonſtige Koſtbarkeiten aufzuſuchen; und doch findet man noch bis in die neueſte Zeit faſt alljährlich Münzen, Spangen, Ringe und dergl., deren Arbeit nicht weniger unſere Verwunderung in Anſpruch nimmt. Ich ſah in Petersburg Ohrringe und Armbänder, die mit einer Kunſtfertigkeit gearbeitet waren, daß ſie noch jetzt einen Vergleich mit den Arbeiten unſerer anerkannteſten Goldſchmiede aushalten. Die Menge der Gegenſtände, welche man noch findet, deutet aber auch auf einen Luxus der Frauen hin, den man nicht vor zwei

und drittehalbtauſend Jahren in dieſem entfernten Winkel der damals civiliſirten Welt geſucht hätte.

Herr von Blaremberg hatte den Tag, als ich die Gegend der Grabhügel beſichtigte, Leute ausgeſendet, um Nachgrabungen anzuſtellen. Leider war aber keine günſtige Stelle ausgeſucht worden, denn wo man grub, fand man nichts. Wie es ſchien, hatte man zu verſchiedenen Zeiten hier die Erde ſchon durchwühlt. Man fand die innern Gräber verſchüttet, ja ſelbſt die Gebeine durcheinander geworfen. Die Mächtigen und Stolzen, die einſt hier begraben wurden, gedachten ihr Andenken der ſpätern Zeit zu erhalten; ſie ahndeten aber nicht, daß ihre Gebeine dereinſt profanen Händen preisgegeben würden. Das ſind Früchte eines überhebenden Stolzes und Hochmuthes. Den Armen ſtört Niemand in ſeinem einfachen Grabe; er wird zu Staub, aus dem er genommen, durch Gottes Werk, ohne erſt menſchlicher Habſucht zu verfallen.

Deſto mehr intereſſirten mich die beiden großen Grabhügel, welche ohne Zweifel Königen ihren Urſprung verdankten und ſpäter deren Gebeine einſchloſſen. In dem größten ſtand der marmorne Sarg, von dem ich oben bereits geſprochen habe. Der Hügel mochte ungefähr eine Höhe von 100, am Grunde aber einem Durchmeſſer von 150 Fuß beſitzen. Ein ſchmaler, 140 Fuß langer, 10 Fuß breiter und ſehr hoher Gang führte zu dem innern viereckigen Raum von 15 Fuß im Durchmeſſer. Nach oben ſind die Ecken abgerundet, das Ganze läuft aber kegelförmig zu. Die Höhe mochte ungefähr 40 Fuß betragen. Die Wände zeigten gar keine Spuren mehr von irgend einer Verſchönerung. Da auch ſonſt der Raum ſich keineswegs der Reinlichkeit erfreute, ſo machte das Grabmal einen höchſt unangenehmen Eindruck auf mich.

Kertſch beſitzt mit der ganzen kleinen Halbinſel, auf deren öſtlichem Ende die Stadt liegt, einen beſondern Statthalter, und zwar, während meiner Anweſenheit, in der Perſon des gruſiſchen Fürſten Herheulidſe. Dieſer beſaß eine Vorliebe für Deutſchland, dem Lande, wie er ſich ausdrückte, aller Erfindungen und tiefen Denker. Mit großer Aufmerkſamkeit verfolgte er alles, was die Wiſſenſchaft dort zu

Tage förderte. Noch mehr war die Familie deutſch. Die Fürſtin, in Dresden erzogen und ſelbſt dadurch mehr oder weniger deutſch geworden, ſprach mit ihren Kindern nur deutſch; der Unterricht fand ebenſo in deutſcher Sprache ſtatt. Eine deutſche Erzieherin hatte die Heranbildung der noch jugendlichen Töchter übernommen.

Den Fürſten intereſſirten auch die eigenen Umgebungen, namentlich in naturhiſtoriſcher Hinſicht; ich ſah bei ihm eine recht hübſche Sammlung von Mineralien, die hauptſächlich aus Verſteinerungen des Kertſcher Kalkſteines, aus Polypenſtücken, die hier kegelförmige Hügel, ähnlich den Grabhügeln, oft mitten auf freiem Felde bilden, u. m. A. beſtanden. Mehr noch nahmen mich Muſcheln, die zu Unio und Anadonta zu gehören ſchienen, in Anſpruch, da ſie zum Theil mit den ſchönſten Nadeln eines blauſauren Eiſenſalzes angefüllt waren. Nach dem Fürſten ſollen dieſe Muſcheln ſich keineswegs ſelten in dem Sande am Ufer des Meeres vorfinden, beſonders nach Norden zu in der Nähe eines Vorwerkes, wo auch eine Schwefelquelle von 13° R. aus der Spitze eines Kalkhügels vorkommt. Wenn in der Reiſe des Herrn Anatol von Demidoff geſagt wird, daß von dieſen Muſcheln ſich noch keine Exemplare in irgend einem europäiſchen Muſeum befänden, ſo iſt dieſes ein Irrthum, da ich dergleichen ſchon lange dem Berliner habe zukommen laſſen und Dubois de Montpéreux bereits ebenfalls deren in ſeiner Sammlung beſaß. Nicht weit von dieſer Stelle iſt auch ein Schlammvulkan, der ſich von denen auf der Halbinſel Taman nicht im Geringſten unterſcheidet. Er bildet einen ſehr breiten, aber nicht hohen und oben abgeſtutzten Hügel.

Zweites Kapitel.

Theodosia (Kaffa) und Karaßubasar.

Pampas und Steppe; die Halbinsel Kertsch und die Landzunge Arabat; Tataren; Theodosia; Herr v. Smitten; Kaffa; Türkische Grausamkeiten; Verödung der Krim; die Häuser und die Lage von Theodosia; ein deutsches Wirthshaus; Krim'sche Weine; buntes Völkergewirre; die Juden; Boden-Verhältnisse; Schafheerden; Kamele; Diligencen; Karaßu-Basar; Handwerker; der Schirinfelsen.

Den 17. September verließ ich Kertsch und eilte nach dem 13½ Meile entfernten Theodosia. Der Weg führt in rein westlicher Richtung über eine durch unbedeutende Hügel unterbrochene Steppe. Diese unterscheidet sich aber wesentlich von denen in Ciskaukasien und nähert sich mehr den amerikanischen Pampas. Unter diesem Namen versteht man nämlich in Südamerika einen ebenen oder höchstens wellenförmigen Landstrich, dem zum großen Theil die Quellen fehlen. Aus dieser Ursache findet sich nur zur Regenzeit eine größere Vegetation vor, während zur heißen Sommerzeit sich die Gegend in völlige Wüste umgewandelt hat und kaum noch einige Kräuter und sparrige Sträucher, die beide sich nicht des gewöhnlichen Pflanzengrünes erfreuen, zu ernähren vermag. Der Boden besteht auf der ganzen Ostseite der Krim meistens aus Kalk und Mergel und gehört der neuern tertiären oder Diluvialzeit an. Es kommt noch dazu, daß wie in den ächten Wüsten, auch hier, ein nicht unbedeutender Salzgehalt dem Gedeihen der Pflanzen hinderlich ist.

Die hiesige Steppe hatte ebenfalls ein graues Ansehen. Alle Pflanzen, die auf ihr, aber ziemlich gedrängt, vorkamen, besaßen mehr oder weniger eine graue Farbe und durchschnittlich nur die Höhe eines Fußes. Es waren wenig Arten, die aber große Strecken einnahmen und dadurch die Einförmigkeit der Gegend noch unendlich vermehrten, wie Senecionen, Astern, Skabiosen, Malven, Umbelliferen u. s. w.; Pflanzen die in Ciskaukasien die größern Kräuter auf den

Steppen bildeten, fehlten hier ganz. Hauptsächlich sah ich weißen Andorn und zwar Marrubium peregrinum L. β. creticum Mill. Diese Pflanze ist es auch hauptsächlich, welche mit Gypsophila den sogenannten Burjan bildet, der in den Gesängen der Steppenbewohner und in den Erzählungen der kleinen Kinder daselbst eine große Rolle spielt. Ich werde später, wo ich Gelegenheit habe, specieller über die südrussische Steppe zu sprechen, des Burjan noch weiter gedenken. Nächst dem weißen Andorn ist es ein Beifuß, Artemisia maritima L. β. taurica Bieb., welche die am meisten verbreitete Steppenpflanze in der hiesigen Gegend ist. Seine Blüthenkörbchen besitzen einen intensiv-aromatischen Geruch und werden allgemein als Wurmsamen, Semen Cinae, von den Tataren benutzt. Was ich in russischen Apotheken als Wurmsamen gesehen habe, unterschied sich von dem unsrigen durch mehr rundliche Blüthenkörbchen, ich vermag aber nicht zu sagen, von welcher Pflanze er speciell gesammelt wird. Wahrscheinlich ist es ebenfalls eine von den vielen Varietäten der A. maritima L., welche dieses in Rußland viel benutzte Arzneimittel liefert.

Zu den übrigen Pflanzen, die ich hier in großer Verbreitung sah, gehört noch eine Flockenblume mit sparrigen Aesten und kleinen Blüthenkörbchen, Centaurea diffusa Lam. Sie trägt ebenfalls bisweilen zu der Bildung des Burjan bei. Endlich habe ich noch unsern rothen Ohrentrost: Odontites rubra Pers., zu nennen.

Die kegelförmigen Hügel ziehen sich noch einige Meilen über Kertsch hinaus; nach Dubois de Montpéreux sind es zum großen Theil nicht Grabhügel, sondern Polypenstöcke. Bei der ersten Station Sultanoffka beginnt das Land sanft wellenförmig zu werden und man nähert sich der unbedeutenden Erhebung, welche sich mehre Meilen weit westwärts hinzieht. Hier war in der spätern Zeit die Grenze des Reichs der bosporanischen Könige, deren Besitzungen sich in der Regel mehr auf der andern Seite des Bosporus ausbreiteten. Die Erhöhung zieht sich selbst noch in das Asoff'sche Meer hinein und bildet dort die schmale Landzunge von Arabat. Auf ihr führt eine Straße nach dem südrussischen Festlande, die hauptsächlich von Kert-

scher Kaufleuten benutzt wird. Zwischen der genannten Landzunge und der eigentlich Krim'schen Halbinsel liegt das Faule oder Todte Meer, so genannt, wegen seines morastigen, im Sommer übelriechenden und ungesunden Wassers. Große Schilfwälder ziehen sich in ihm dahin und dienen einer Menge Sumpfvögel zum Sommeraufenthalte.

Die Erhöhung ist fruchtbarer als die Ebene, welche ich eben durchfahren hatte, und dient hauptsächlich den Tataren als Weide für ihre zahlreichen Heerden. Die hiesigen Tataren oder Noghaier unterschieden sich wesentlich von denen der kaukasischen Nordseite, indem sie sich weit mehr ihr ursprüngliches Gepräge in Physiognomie und Körperbau erhalten haben. Sie besaßen ohne Ausnahme eine kurze und gedrungene Figur, ein rundes aufgedunsenes Gesicht und schlichtes, schwarzes, aber glanzloses Haupt-, jedoch wenig Barthaar. Die Augen waren geschlitzt und die Pupille konnte man fast gar nicht vom dunklen Augenringe unterscheiden; beide bildeten einen keineswegs angenehmen Contrast mit dem gelblichen Weiß des übrigen Auges. Die kurze und gedrungene Nase, zum Theil aufgeworfene Lippen und ein nur wenig hervorragendes Kinn trugen eben so wenig, wie der kurze Hals und die wulstigen Glieder, zur Verschönerung des wenig über 5 Fuß im Durchschnitte hohen Körpers bei. Und doch findet man, namentlich Mädchen von siebzehn bis zwanzig Jahren, die, trotzdem im Allgemeinen sie sich im Aeußern von ihren Landsleuten nicht unterscheiden, nicht allein den Anspruch auf Schönheit machen, sondern ihn selbst auch verdienen. Das gewöhnliche Gelb der Haut besitzt bei diesen einen so zarten Teint und scheint von leichtem Karmin wie angehaucht, so daß es gar nicht so sehr unangenehm auffällt, wie es sonst bei den ältern Frauen der Tataren der Fall ist. Selbst die geschlitzten Augen, wenn man einmal sich an sie gewöhnt hat, und die Milde, die sich in ihren Blicken ausspricht, vermögen wohl auch Männer Indoeuropäischen Stammes zu gewinnen. Wenn aber eine junge, früher noch so schöne Frau erst ein und zwei Kinder gehabt hat, so verlieren sich nicht allein schnell ihre Reize, sondern es macht sich allmälig auf dem Gesichte eine solche Häßlichkeit geltend, wie man diese bei uns fast nie findet. Frauen von dreißig Jahren haben

das Anſehen, als wären ſie Matronen, die im Leben ſchon viel erduldet haben. Ein intereſſanter Umſtand iſt es, daß die hieſigen Tataren nicht den Dialekt ihrer Landsleute am Kaukaſus ſprechen, ſondern eine Ausſprache beſitzen, die ſich von der in Konſtantinopel nur wenig unterſcheidet.

Ueber die Stationen Arghin und Propatſchkaja führte mich mein freundlicher Poſtillon nach Theodoſia. Die Poſtanſtalten ſind in der Krim und allenthalben da, wo der Fürſt Woronzoff einen Einfluß beſitzt, vorzüglich. Anſtatt der muldenförmigen Wagen erhält man hier eine kleine Art Holſteiner. Die Sitze fehlen aber doch; man iſt gezwungen, ſich auf Heu zu legen oder mit ſeinem Gepäck es ſich ſo bequem zu machen, als es eben geht. Die Pferde wurden auch nicht ſo kurz angeſpannt, wie es im übrigen Rußland der Fall iſt. Man ſah, daß man hie und da etwas Gutes von den deutſchen Colonien, die ſich in der Krim vorfinden, angenommen hatte. Dadurch unterſcheiden ſich die Krim'ſchen Tataren weſentlich von den Bewohnern Transkaukaſiens, wo Tataren und Gruſier (Georgier) Jahre lang in elendem Schmutz und Armuth neben deutſchen Coloniſten wohnen, täglich deren Wohlſtand ſehen, und doch gar nichts von dem, was ihre Lage weſentlich verbeſſern könnte, annehmen.

Da man in der Regel allein reiſ't, ſo iſt das Reiſen auf der Poſt in Rußland doch nicht ſo wohlfeil, als es ſcheint. Im Durchſchnitt kommt die Meile acht Groſchen zu ſtehen, einen Preis, den ich in Deutſchland nur für die Schnellpoſten bezahle, aber dabei doch eine ganz andere Bequemlichkeit erhalte.

Die Sonne ging eben unter, als ich in Theodoſia ankam und wiederum in einem deutſchen Wirthshauſe ein recht gutes Unterkommen fand. Zum erſten Male nach langer Zeit ſah ich endlich einmal auf meinem Lager ein weißes, linnenes Tuch ausgebreitet und das Kopfkiſſen weiß überzogen. In Kertſch war es mir noch nicht ſo gut gegangen, obwohl ich bereits ſchon eine Matratze und ein mit Leder überzogenes Kopfkiſſen erhalten hatte. Was das für ein Genuß für Jemand iſt, der dieſe Bequemlichkeit und Reinlichkeit ſo

lange entbehrt hat, kann der gar nicht fühlen, welcher die Marken unseres Vaterlandes nicht überschritten. In den Ländern dieser und der vorigen Reise, selbst in Tiflis in den Wirthshäusern und sonst in den Konaks, bietet man dem Gaste eine etwas erhöhte Stelle zum Lager an und überläßt es ihm, sich dieses außerdem nach seiner Bequemlichkeit zurechte zu machen.

Zu meiner großen Freude fand ich in Theodosia außer zwei Riga'schen Kaufleuten, noch einen Tifliser Bekannten, Herrn von Smitten. Wir vereinigten uns schnell zu gemeinschaftlicher Reise. Es war mir um so angenehmer, als ein langer Aufenthalt unter ganz fremden Menschen, von deren Sprache man kaum einige Brocken versteht, zuletzt doch langweilig, ja selbst unangenehm werden kann, zumal wenn, wie jetzt, der Hauptzweck kein anderer ist, als die große Strecke Weges zurückzulegen, um in die Heimath zu gelangen.

Theodosia oder Feodosia, wie die Russen, die das griechische „Th" stets wie „F" aussprechen, die Stadt nennen, ist, wie sie jetzt steht, neuern Ursprunges und verdankt den Russen ihre Erbauung. Aber schon 500 Jahre vor Christus existirte, wahrscheinlich auf der nämlichen Stelle eine milesische Colonie, die denselben Namen führte. Sie war bald den bosporanischen Königen oder dem Freistaat Cherson zinspflichtig, bald aber auch unabhängig, erhielt jedoch nie die Bedeutung, welche Pantikapäon besaß. In den ersten Jahrhunderten nach Christus kam die Stadt in Verfall und scheint in den ersten Zeiten der Völkerwanderung ganz und gar zu Grunde gegangen zu sein. Erst im 13. Jahrhundert, als die Mongolen sich der Krim bemächtigt hatten, wurde auf derselben Stelle eine Stadt, Kapha oder Kaffa genannt, erbaut, die bald darauf die Genueser in Besitz nahmen. Unter diesem mächtigen Freistaate blühte Kaffa rasch empor, so daß die Stadt schon ein Jahrhundert darauf mehr denn 100,000 Einwohner zählte und den Namen des zweiten Konstantinopel erhielt. Kaufleute von Kaffa führten Handel bis tief in das kaukasische Gebirge und selbst bis jenseits des caspischen Meeres.

Im dreizehnten bis funfzehnten Jahrhundert scheint diese Colonie der Genueser selbst der Mutterstadt an Macht und Reichthum

nicht nachgestanden zu haben, aber trotzdem erhielt sie fortwährend aus Genua ihren Statthalter. Während dieses in innern Fehden seine schönsten Kräfte vergeudete, oder im Kampfe mit dem stolzen und gleich mächtigen Venedig nicht selten darniederlag, erweiterte Kaffa von Jahrhundert zu Jahrhundert seine Besitzungen, so daß allmälig die wichtigsten Hafenplätze an der ganzen Südküste des Schwarzen Meeres in seine Gewalt kamen. Doch die Eroberung Konstantinopels 1453 durch die Türken war für Kaffa das Vorzeichen des eigenen Unterganges. Neun Jahre später fiel Trebisond in die Hände desselben Eroberers, Mohamed II. Nachdem wiederum dreizehn Jahre verflossen waren, übergab sich das reiche und mächtige Kaffa, ohne sich nur im Geringsten zu wehren, dem allgemeinen Feinde der Christenheit. Es giebt wohl außer dem macedonischen Alexander, den ersten Chalifen und den spätern Mongolen wenig Könige, die in der kurzen Zeit von zweiundzwanzig Jahren solche blühende und mächtige Städte, von denen zwei die Residenzen großer Reiche waren, so verwüsteten, wie der grausame Mohamed II.

Kaffa hatte sich freiwillig der Gnade übergeben. Seine Einwohner wollten dem Schicksale Konstantinopels und Trebisond's entgehen und trauten moslemitischen Worten. Als wenn nicht genug warnende Zeugen des schändlichsten Verrathes und der gemeinsten Treulosigkeit vorausgegangen wären! Die Stadt erhielt Gnade, aber 40,000 Einwohner mußten nach dem verwüsteten Konstantinopel übersiedeln und 1500 Knaben wurden ihren Müttern entrissen, um dem Großherrn und den übrigen Mächtigen des Reiches zu gemeiner Wollust zu dienen. Alle Sclaven nahmen die neuen Herren in Anspruch. Es durfte nicht geplündert werden, aber man zwang die unglücklichen Bewohner, die Hälfte ihres Vermögens auszuliefern. Doch dieses alles war nur der kleine Anfang von dem, was in den nächsten drei Jahren geschehen sollte. Der Tatarchan Mengli Ghirei, derselbe, der erst durch die Macht der Genueser auf den Thron gehoben war, vollendete bald die Grausamkeiten, die die Türken in dieser Zeit schon gethan. Schilderungen aus der damaligen Zeit übertreffen Alles, was man sonst in der Weise vernehmen kann. Es

floſſen im vollen Sinne des Wortes Ströme von Blut. Schiffe, gefüllt mit genueſiſchem Golde und genueſiſchen Koſtbarkeiten gingen nach Konſtantinopel. Doch was die thörichten Bewohner Kaffa's nicht gethan, das thaten die kleinern Orte und Veſten. Sie wehrten ſich mannhaft gegen die heranſtürmenden Maſſen und fielen lieber im offenen, wenn auch hoffnungsloſen Kampfe, als daß ſie ſich einer ſolchen Gnade Preis gaben. Die grauſamen und treuloſen Anhänger des Islam ſollten von Neuem ſehen, daß Chriſten auch todesmuthig für ihren Glauben ſterben konnten. Wenige Mann trotzten in Mangup der Wuth eines ſieggewohnten Tyrannen und der bedeutendſten Uebermacht.

Nachdem Alles geraubt und geplündert war und keine Schätze mehr aus dem früher reichen Kaffa nach Konſtantinopel gingen, glaubte der ſtolze Padiſchah, daß es nur ſeines Winkes bedürfe, um von Neuem die Stadt zum Sammelplatz aſiatiſcher Reichthümer zu machen. Doch mit der Ermordung und Vertreibung der Genueſer war aller Handel verſchwunden. Vergebens waren alle die Vergünſtigungen, deren ſich von neuem die Stadt Kaffa erfreute. Wo einmal Verfall ſich geltend macht, da vermag am wenigſten des Menſchen Wille ihn aufzuhalten. Binnen wenigen Jahren war bereits um Kaffa alle Cultur verſchwunden. Eine traurige Oede trat an die Stelle des frühern regen Lebens. Anſtatt der Menſchen zogen alsbald Schafe längs der Küſte hin und nährten ſich von den Kräutern der neu entſtandenen Steppe. Nun iſt die Krim ruſſiſch geworden. Schon Katharina II. erkannte das große Gewicht der Halbinſel und glaubte ſie heben zu können. Mit geringen Unterbrechungen verſuchten auch die Kaiſer Alexander und Nikolaus ihr den frühern Glanz wieder zu geben; weder Opfer noch Anſtrengungen wurden geſcheut. Aber nur ſehr langſam geht es vorwärts. Die Geſchichte ſagt uns, daß Städte, einmal zu Grunde gerichtet, nie ihren alten Glanz wieder erreichen. Es können neue Orte an die Stelle der alten treten, aber dieſe ſcheinen von nun an verdammt, unbedeutend zu bleiben. Vor wenig Jahrzehnten wurde Odeſſa erbaut; ihm ſcheint eine Zukunft bevor zu ſtehen. Odeſſa hat bereits den ganzen

Handel mit Südrußland an ſich gezogen; trotz der weniger vortheilhaften Lage vermag doch keine Stadt auf den weiten Küſten des Schwarzen Meeres jetzt nur einigermaßen zu rivaliſiren, alle ſind ſelbſt mehr oder weniger von Odeſſa abhängig.

Theodoſia hat daſſelbe Geſchick, wie Taganrog; man verwendete vor dreißig Jahren alle Sorgfalt auf ſeine merkantiliſche Entwickelung. Aber plötzlich hielt man Kertſch für einen günſtigeren Stapelplatz; damit wurde auch die Sorgfalt auf dieſe Stadt übertragen.

Jetzt haben die Engländer in ihrem mit Franzoſen und Türken gemeinſchaftlichen Kampfe die Wichtigkeit der Krim in politiſcher und ſtrategiſcher Hinſicht erkannt. Die Krim von dem ruſſiſchen Reiche trennen, heißt, trotz ihres ſonſtigen geringen Gewichtes in merkantiliſcher und landwirthſchaftlicher Hinſicht, doch ſo viel als dieſem für ſein Uebergewicht in Vorderaſien die Pulsader durchſchneiden. Rußlands Streben, was ſchon Peter der Große erkannte, iſt nach Süden gerichtet. Um dort Boden zu gewinnen, unternahm Katharina II. koſtſpielige und gefährliche Kriege. Man weiß in Petersburg zu gut, daß einem ruſſiſchen Großfürſten einmal das morgenländiſche Reich angetragen wurde. Die Zeit wird uns lehren, welche Erfolge die Verbündeten im Süden haben werden.

Für den Handel iſt Theodoſia unendlich wichtiger als Sebaſtopol. Eine bequeme Straße führt nach dem Innern der Halbinſel, die im Oſten der Cultur auch zugänglicher iſt, als im Weſten. In das nahe Aſoff'ſche Meer mündet der Don; noch näher iſt der Ausfluß des Kuban. Eine Verbindung mit den den Ruſſen feindlichen Bergvölkern iſt ſehr leicht. Das alles ſind Momente, die den Beſitz Theodoſia's namentlich für die Engländer außerordentlich wichtig machen, zumal auch Theodoſia wegen der nahen Anhöhen ſich auch weit leichter gegen ein Landheer vertheidigen ließ, als Sebaſtopol. Aber trotzdem würde die Behauptung der ganzen Krim, und auch nur eines Punktes, ſelbſt für Engländer und Franzoſen zu den größten Schwierigkeiten gehören.

Theodoſia macht einen freundlicheren Eindruck als Kertſch, ſchon deshalb, weil es nicht ſo weitläufig gebaut iſt. Die Häuſer ziehen

ſich, einem Halbmonde gleich, um den geräumigen Hafen herum und beſitzen italieniſche Formen und Einrichtungen. Ohne Ausnahme faſt ſind ſie ſämmtlich mit überbauten Gängen oder mit Balkonen verſehen und haben flache Dächer. Die Straßen erſcheinen ziemlich breit und ſind ſämmtlich gepflaſtert.

Während auf der Innenſeite des Häuſer-Halbmondes das Meer begränzt, ſo zieht ſich auf der äußern Seite eine zuſammenhängende Reihe von Hügeln herum. Dieſe gehören der öſtlichen Abdachung des Krim'ſchen Küſtengebirges an und beſtehen aus Mergel und Kalk, ebenfalls tertiären Urſprunges. Leider boten ſie ſämmtlich ein nacktes graues Anſehen dar; und doch ſagt uns die Geſchichte von prächtigen Gärten der reichen Genueſer. Das alte Kaffa kann übrigens auf keinem Fall auf den Raum, den jetzt Theodoſia einnimmt, beſchränkt geweſen ſein, und zog ſich gewiß noch über den Hügeln hin weit in die Steppe hinein.

Von Ueberbleibſeln aus der alten griechiſchen Zeit ſieht man gar nichts; nach den Berichten hieſiger Einwohner hat ſich auch nichts vorgefunden. Was aus der Griechenzeit auf dem hieſigen Muſeum aufbewahrt wird, wurde bei Kertſch und anderswo gefunden. Wichtiger ſind die Monumente, welche aus der Genueſer Zeit ſtammen. Man fängt leider erſt jetzt an, auch den nicht griechiſchen Alterthümern mehr Aufmerkſamkeit zuzuwenden. Sichtbar ſind noch Ruinen auf den Hügeln, die das Horn des Halbmondes um den Hafen an ſeinen beiden Enden begränzen. Der Thurm, auf der Seite nach Kertſch zu, iſt zwar klein und oben abgeſtutzt, beſitzt aber außerordentlich feſte Mauern. Auf der entgegengeſetzten Seite ſind die Ruinen weniger erhalten, ſcheinen aber von größerm Umfange geweſen zu ſein.

Unſer freundlicher Wirth ſetzte uns ein gutes deutſches Mittagseſſen vor. Ich hatte ſo viel von den Krim'ſchen Weinen gehört, daß ich wohl begierig war, den Rebenſaft da, wo er in der nächſten Nähe bereitet wurde, kennen zu lernen. „Was befehlen die Herren für Wein?“ war die Antwort des Wirthes auf unſere Anfrage. „Wünſchen Sie Forſter-Traminer, Johannisberger, oder Leiſtenwein?

Oder ſind ſie weniger patriotiſch und geben dem Getränke aus franzöſiſchen, ſpaniſchen oder capiſchen Reben erzielt, den Vorzug? Ich rathe Ihnen dann einen gräflichen Bordeaux von ausgezeichneter Güte." „Nicht fremde Weine wollen wir, lieber Landsmann, ſondern Krim'ſches Getränk" entgegneten wir. „Ich ſehe, meine Herren," erwiderte wiederum der Wirth, „daß Sie zum erſten Male in der Krim ſind, denn ſonſt würden Sie wiſſen, daß die ſämmtlichen Weine, die ich angeboten habe, aus Trauben bereitet werden, die in der Krim reifen. Unſere Weinbergsbeſitzer haben ſich nämlich mit großen Koſten die beſſern Rebenſorten aus allen Ländern, ſelbſt aus Amerika, kommen laſſen, nennen aber fortwährend den gewonnenen Wein nach den Reben, die die Trauben geliefert haben. So iſt mein Rheinwein nicht am Rheine bereitet, ſondern auf der Südküſte und zwar, wie geſagt, nur von Rebenſorten, die vom Rheine bezogen wurden. Da der Graf Woronzoff — damals war er noch nicht Fürſt — den beſten Wein erzielt, ſo giebt man jedem guten Weine auch den Namen des gräflichen, ſelbſt wenn er nicht auf gräflichen Weinbergen erzielt iſt." So eines Beſſern belehrt, tranken wir der Reihe nach die renommirteſten Sorten: Johannisberger, Steinwein, St. Julien, Champagner, Madera, Cap-Wein und fanden auch zum Theil, zumal für Jemand, der längere Zeit in Aſien grade nicht in der Auswahl verwöhnt war, ein gar nicht übles Getränk, das aber jedoch nicht die geringſte Aehnlichkeit mit den Sorten, deren Namen ſie führten, beſaß. Das Einzige, was ſie gemein hatten, war der Preis, denn bei einem Preiſe von zwei Rubeln damaliger Aſſignaten (gegen 20 Sgr.) waren die Weine nicht einmal mittelmäßig zu nennen. Für die etwas beſſern zahlten wir einen Silberrubel und mehr, alſo über 1 Thaler.

Wenn in der Krim die Zahl der verſchiedenen Völkerſchaften auch nicht ſo groß iſt, als auf dem kaukaſiſchen Iſthmus, ſo würden gewiß jedem Fremden die verſchiedenen Trachten, die man in Theodoſia ſieht, auffallen. In den Städten, demnach auch hier, ſind die Beamten mit wenigen Ausnahmen Ruſſen, die reichern Kaufleute aber Griechen und Armenier, bisweilen Italiener, die ärmeren hingegen Juden, die Handwerker endlich meiſtens Deutſche. Außerdem

ſieht man auch hier und da einige Zigeuner. Die urſprünglichen Bewohner der Krim, die Tataren, die auch in der Umgegend von Theodoſia, ſo wie in der ganzen Ebene dieſelbe Phyſiognomie und Körperconſtitution beſitzen, wie ich ſie früher beſchrieben, ziehen mit wenigen, alsbald zu erwähnenden Ausnahmen, mit ihren Schaf- und Rinderheerden, ſo lange als möglich herum und bringen den Winter in elenden Dörfern zu. Seitdem die Ruſſen von der Krim Beſitz genommen, haben die Tataren einen Theil ihres Grundes und Bodens, und zwar in der Regel den beſſern, den Anſiedelungen anderer Völker abgetreten. So hat man unter Anderm aus dem Innern Rußlands eine Menge Juden übergeſiedelt und dieſe armen Leute, die nur für den Handel geboren zu ſein glauben und in Rußland noch mehr als bei uns alle Arbeit ſcheuen, gezwungen, grade eine Beſchäftigung, gegen die ſie die größte Abneigung beſitzen, die Landwirthſchaft, zu treiben. Man hoffte ruſſiſcherſeits, ſie am Erſten von ihrem vagabondirenden Treiben durch eine beſtimmte Lebensart abzubringen; allein die Nachkommen Abrahams ziehen ſich allmälig in die Städte und werden dort bald dieſelbe unerträgliche Laſt, wie ſie im weſtlichen Rußland allenthalben da ſind, wo ſie ſich einmal eingeniſtet haben. In der Umgegend von Theodoſia exiſtiren einige deutſche Colonien, die damals erſt anfingen, etwas zu gedeihen. Man erkennt die Deutſchen immer ſchon von Weitem an ihren Wagen, die gegen die plumben einheimiſchen ein wahrhaft zierliches Anſehen haben.

Nach Tiſche ſetzten wir unſere Reiſe nach Sympheropol, dem Hauptorte des tauriſchen Guvernements, fort und legten die ganze Strecke von hundertundacht Werſt, alſo von 15½ M., in nicht weniger als acht Stunden zurück. Sympheropol liegt im Norden des Krimſchen Gebirges. Auf unſerm Wege dahin ließen wir das letztere zur Linken liegen und betraten alsbald wiederum die offene Steppe. Ich hatte von der Fruchtbarkeit der Krim ſo viel geleſen und noch mehr gehört, daß ich in der That mich gar nicht zu Recht finden konnte, auf dem Wege mitten durch die Halbinſel nach genannter Hauptſtadt anſtatt eines fruchtbaren, cultivirten Bodens zum großen Theil

traurige Pampas zu ſehen. Den Namen Steppe verdienen in der That die Landſtriche zwiſchen Theodoſia und Sympheropol, wenigſtens im Herbſte, nicht. Wenn ſchon der Boden der Halbinſel von Kertſch ein fahlgraues, unfreundliches Anſehen hatte, ſo erſchien dieſes in noch weit höherem Grade mitten in der Krim. Zwar ſah ich hier noch dieſelben Pflanzen wie dort vorherrſchend, aber ſie hatten ein ärmlicheres Anſehen und ſtanden nicht ſo gedrängt. Es kam noch dazu, daß je mehr wir uns Sympheropol näherten, der Boden aus blendend weißem und leicht zerreiblichem Kalke beſtand und nur hier und da von einer ſchwachen Ackerkrume bedeckt erſchien. Durch Wind und Wetter war die Oberfläche ſchnell verwittert und ein feiner Staub wurde vom Winde uns entgegen getragen. Wenn nun ſchon der Anblick einer ſolchen blendend weißen Kalkfläche auf das Auge ſehr unangenehm einwirkt, ſo iſt aber der in der Luft herumfliegende Kalkſtaub noch um ſo peinlicher, als er ſehr leicht langanhaltende Augenentzündungen hervorruft. Selbſt die mehr daran gewöhnten Bewohner der Steppe leiden nicht ſelten, und zwar ſelbſt epidemiſch, an der ſogenannten ägyptiſchen Augenentzündung.

Wo eine Quelle dem Boden entfloß, ſah es auch freundlicher und grüner aus. Dergleichen fruchtbare Stellen, wahre Oaſen, kamen aber nicht den Tataren, den urſprünglichen Beſitzern der Krim, zu Statten, ſondern, da dieſe keine feſtſtehenden Wohnungen darauf beſaßen, hatte man ſie für herrenloſes Land erklärt und ruſſiſcherſeits in Beſitz genommen. Ruſſiſche Edelleute benutzen dergleichen Oaſen jetzt zu Gütern oder auch nur zu Vorwerken.

Hier und da begegneten uns Schafheerden oft von 1000 und mehr Stück; die Schafe hatten jedoch keineswegs das gute Anſehen, wie ich es in Ciskaukaſien bei den dortigen Noghaiern gefunden, und ſchienen mehr oder weniger ausgeartet zu ſein. Sie ſtanden auch hinſichtlich ihrer Geſtalt zwiſchen den ſogenannten Fettſchwänzen und den jetzigen ruſſiſchen Steppenſchafen Mitte inne. Der Schwanz war nur an der Baſis mit Fett umlagert und verſchmälerte ſich nach der Spitze zu, ſo daß er ein pyramidenförmiges Anſehen hatte. Die meiſten Schafe beſaßen eine ſchmutzig-gelbliche Farbe; viele waren

aber auch schwarz gefleckt und selbst ganz schwarz. Von den früher so berühmten Krim'schen Schafen, die das Krimer Pelzwerk liefern, habe ich leider nirgends etwas gesehen. Ein besseres Ansehen besaß schon das Rindvieh. Es war zwar etwas kleiner, als das am Kuban, hatte aber in der Regel dieselbe hellbraune Farbe.

Eine große Freude gewährte mir der Anblick der in der That hier schönen Kamele. Die Exemplare, welche ich bis dahin in Grusien (Georgien) und auch in Ciskaukasien gesehen hatte, waren mehr oder weniger häßlich gewesen. So oft ich Karawanen, aus Kamelen und Dromedaren bestehend, sah, fiel mir immer die Fabel mit dem unzufriedenen Pferde ein, das in ein Kamel verwandelt wurde. Man scheint aber auch hier die Kamele mit besonderer Sorgfalt zu pflegen. Dromedare, d. h. einbuckelige Kamele, von denen Anatol Demidoff und seine Naturforscher nur sprechen, sah ich weder hier noch in der Folge; ich möchte daher vermuthen, daß die Angabe auf einem Irrthum beruht. Ihre Hautfarbe war ein gleichförmiges, mattes Braun; eine schöne Mähne zog sich unter dem Halse bis zwischen die Vorderfüße hin und wurde ohne Zweifel mit noch mehr Sorgfalt behandelt. Das Haar besaß ein krauseres Ansehen und fühlte sich auch weit weicher an als das, was ich bis daher gesehen. Es wird allgemein als Wolle benutzt. Die Frauen spinnen es nicht allein, sondern weben auch Tuche und andere Zeuge, denen man die Urfarbe läßt, daraus.

Man gebraucht in der Krim die Kamele fast nur zum Ziehen. Die Sitte der Kalmücken, ihnen auf beiden Seiten Körbe anzuhängen, in denen man bei Wanderungen die Kinder und Effekten thut, habe ich in der Krim nicht gesehen. Ohne Zweifel liegt der Grund des guten Aussehens hauptsächlich in dem Umstande, daß die nützlichen Thiere nicht schwere Lasten tragen, durch die schon an und für sich die Haare abgenutzt werden, und im Allgemeinen auch eine bessere Nahrung erhalten. Die Wagen (Madgiars) sind wie bei den übrigen Noghaiern zweiräderig und haben die Form eines gleichmäßigen Oblongums. Die Räder besitzen nicht selten einen Durchmesser von 6 und 7 Fuß und drehen sich um die Achse, nicht, wie es sonst in Vorder-

aſien der Fall iſt, mit dieſer herum. Leider ſchmieren die Tataren die Räder eben ſo wenig, wie die nomadiſirenden Völker Aſiens. Ein für unſere Ohren unausſtehliches Knarren ertönt in der endloſen Ebene, wenn die Wagen in Bewegung geſetzt werden. Die Urſache liegt in religiöſem Aberglauben, wornach einestheils rechtſchaffene Leute nicht Urſache haben, ſtill einherzuwandern und ſich vor dem eigenen Geräuſche zu fürchten, anderntheils dürfen Mohamedaner ſich nicht des Schweinefettes bedienen; Hammel- oder Rinderfett würde aber nicht dieſelben Dienſte thun.

Die hieſigen Tataren ſcheinen induſtriöſer als ihre Landsleute jenſeits des Kaukaſus zu ſein. Sie haben ſich nämlich nach Art der Deutſchen eine Art überdeckter Rollwagen erbaut und unterhalten mit dieſen eine fortwährende Verbindung zwiſchen Theodoſia, Karaßubaſar und Sympheropol. Für wenige Groſchen macht man auf ihnen große Strecken.

Auf dem ganzen Wege von 15½ Meile liegt ein großes Tatarendorf, was 15,000 Einwohner haben ſoll. Es führt den Namen nach dem Flüßchen, an dem es liegt, Schwarzwaſſer-Markt (und nicht Rothwaſſer-Markt, wie Kohl meint,) denn dieſes bedeutet das tatariſche Wort Karaßubaſar. Man ſieht ſich hier auf einmal wiederum mitten in den Orient verſetzt, ja ſelbſt mehr als faſt in allen gruſiſchen und ſonſt transkaukaſiſchen Ortſchaften. Katharina II. überließ den Tataren nur zwei Orte, Karaßubaſar und Baktſchi-Sarai, in denen dieſe ungehindert in ihrer Weiſe leben konnten. Bis jetzt hat man das Verſprechen der großen Kaiſerin heilig gehalten und fortwährend dürfen nur Tataren die beiden Orte bewohnen. Es erinnerte mich in der That auch Karaßubaſar an Trebiſond, wenigſtens an die eigentliche innere Stadt. Enge und krumme Straßen, durch die man aber doch zum Theil fahren konnte, finden ſich auch hier vor. Hohe weiße Mauern ſchließen den Hofraum gegen die Straße ab; hinter ihnen liegt das Wohnhaus der Familie und ein Garten, in dem die weiblichen Glieder, ohne von fremden männlichen Augen erſchaut zu werden, ſich der freien Natur erfreuen können.

Karaßubaſar iſt reich an Moſcheen, deren zwei und zwanzig vorhanden ſein ſollen, und an Minarehs, von denen ich ſieben zählte. Die erſtern ſtellten meiſtens große viereckige Räume dar und zeigten, wenigſtens von außen, nur weiße Wände, die letztern hingegen waren außerordentlich ſchmal und zierlich und nahmen ſich zwiſchen dem Häuſergewirre und dem friſchen Grün der Gärten ganz eigenthümlich aus. Maleriſcher iſt unbedingt ein ſolches tatariſches Dorf, als eine ruſſiſche Stadt, wo leider die nicht ſelten großen und ſonſt hübſchen Kirchen und Thürme durch ihre bunten Farben keinen angenehmen Eindruck hinterlaſſen.

Wie in Tiflis und ſonſt im Oriente führt das männliche Geſchlecht auch in der kleinen Tatarei, denn ſo nannte man noch zu Ende des vorigen Jahrhunderts die Krim und einen Theil der Nordküſte des Aſoff'ſchen Meeres, ein öffentliches Leben. Alle Handwerker arbeiten auf der Straße oder wenigſtens in ihren offenen Läden; die ein Gleiches arbeiten, ſitzen neben einander, ſo daß einmal die Schuhmacher, dann die Schneider u. ſ. w. eine Reihe bilden. Berühmt ſind die erſtern und ihre Schuhe werden beſonders von den Mohamedanern geſucht. Aber auch andere Lederarbeiten werden hier vorzüglich bereitet. Nächſtdem hat Karaßubaſar gute Scheiden für Kindſchals (Chandſchar der Türken) und Meſſer, die im vorigen Jahrhunderte tief nach Aſien hinein verkauft wurden.

Karaßubaſar liegt am Südfuße des Krim'ſchen Küſtengebirges, was nach Norden zu zum großen Theil allmälig verläuft, ſo daß man von hier aus faſt unbemerkt den Rücken des Gebirges erſteigen kann. Außer einer unbedeutenden Erhebung, von ungefähr 4—500 Fuß Höhe und einer Stunde Länge, ſieht man aber nur kleine Hügel oder vielmehr wenig wellenförmigen Boden. Die erwähnte Höhe fällt aber, wie das Hauptgebirge, nur auf der einen Seite jäh ab, während ſie von der andern aus ſehr leicht erſtiegen werden kann. Die Tataren nennen ſie wegen des Kalkgeſteines, aus dem ſie beſteht, den weißen Felſen, Akkaja, bei den Ruſſen hingegen führt ſie den Namen „Schirinfelſen.“ Die angeſehnſte und reichſte Tatarenfamilie nämlich, die allein eheliche Verbindungen mit den Töchtern des Ta-

tarchanes eingehen konnte, hatte den Namen Schirin und beſaß alles Land im Oſten der Krim'ſchen Halbinſel. Die mächtigen Häupter dieſer Familie trotzten nicht ſelten, auf ihre Macht geſtützt, ihren Herren, den Tatarchanen. Dann rief der Schirin ſeine Vaſallen und Mannen zuſammen und auf demſelben weißen Felſen, der hier emporragt, wurde berathen.

Drittes Kapitel.

Sympheropol.

Tauriſches Hotel; das Gouvernement; die Tataren; Sultan-Kalga; Sahinghirei; Akmetſched; die Neuſtadt; die Kathedrale; der Baſar; ein kurländiſcher Jude; Vieh; Obſt und Obſtgärten; das Thal des Salgir; Aepfel; Herr von Steven; Herr von Hübner; ein ruſſiſcher Arbeiter; tatariſche Ordnung; Abreiſe; Charakter der Gegend.

Nach kurzem Aufenthalte in Karaßubaſar traten wir unſere Weiterreiſe an und gelangten alsbald nach Sympheropol. In einem der vier Wirthshäuſer, was den ſtolzen Namen des „Tauriſchen Hotels" führte, ſtiegen wir ab. Ich weiß nicht, ob es daſſelbe iſt, in dem Herr Kohl, der geiſtreiche Verfaſſer der Reiſen in Südrußland und vieler anderen ähnlichen Werke, ebenfalls darin ſeine Wohnung aufgeſchlagen hatte; der Beſchreibung nach muß es allerdings daſſelbe geweſen ſein. So gut ſich auch das Hotel von außen ausnahm und ſo ein ſtattliches Gebäude es darſtellte, ſo ſtimmte doch die innere Einrichtung nicht im geringſten damit überein. Wir bekamen ein Zimmer angewieſen, in dem wohl ſeit vielen Wochen der Stubenmenſch — Stubenmädchen giebt es hier nicht, wie in Deutſchland — keine Ordnung gemacht hatte. Auf dem Tiſche lag ſo dichter Staub, daß man mit einem Griffel die Geſchichte mehrer Reiſetage hätte eintragen können. Es fiel dem Kellner auch gar nicht ein, den Schmutz

zu entfernen; auf unser freundliches Ersuchen erwiderte er ganz naiv, daß er sich um dergleichen Dinge nicht bekümmern könne, denn diese Art Ordnung zu halten, läge dem Stubenmenschen ob. Anstatt der Betten erhielten wir zwar eine Matratze, jedoch ohne alle leinenen Ueberzüge und Tücher. Es mochten viele Menschen schon da geschlafen haben, aber wiederum die Zeit lange her sein, wo man die Schlafstellen einigermaßen gereinigt hatte.

Auch in Betreff der Speisen vermißten wir unsern Wirth in Theodosia. Alles war herzlich schlecht und theuer. Für die Portion schlechten Kaffee zahlten wir nicht weniger als (nach damaligem Gelde) 1 Rubel 40 Kopeken, also ungefähr 14 Sgr. Es ist eine Eigenthümlichkeit nicht allein der russischen, sondern auch der deutschen Wirthshäuser, daß die Preise zu der Güte der Speisen und Getränke in der Regel im umgekehrten Verhältnisse stehen.

Sympheropol ist die Hauptstadt des taurischen Gouvernements, zu dem außer der Halbinsel Krim (jedoch, wie oben bereits erwähnt, mit Ausnahme des im Osten sich besonders abtrennenden Theiles, der Halbinsel von Kertsch und Jenikaleh,) noch die Nordküste des Asoff'schen Meeres gehört. Es umfaßt die sogenannte Kleine Tatarei oder die Besitzungen der Tatarchane im letzten Jahrhunderte ihrer Existenz. Die meisten Tataren verließen jedoch nach der Besitznahme des Landes durch die Russen im Jahre 1783 ihr Vaterland und fanden einestheils bei den Tscherkessen, die häufig früher ihre Oberherrschaft anerkannt hatten, anderntheils bei ihren Landsleuten in Bessarabien eine Zufluchtsstätte. Kaum ein Drittel der frühern Einwohner ist zurückgeblieben, hat aber trotz der Bemühungen von Seiten der Russen nur zum Theil ihr herumziehendes Leben aufgegeben. Wenn man diese Leute auf die Vortheile der Landwirthschaft aufmerksam macht, antworten sie gewöhnlich. „mein Vater hat ein Nomadenleben geführt und ist glücklich gewesen; so will auch ich dasselbe thun," oder „wie Gott den Franken Verstand, den Russen den Pflug, den Armeniern das Zählbret gegeben, so hat er uns auf den Wagen angewiesen."

Sympheropol hieß früher Akmetsched, d. i. Weißkirchen. Ich

weiß nicht, warum die Ruſſen den Namen nicht lieber überſetzt und dafür die griechiſche Benennung Sympheropolis, was nützliche, nach andern Doppel-Stadt bedeuten ſoll, gewählt haben. In der frühern tatariſchen Zeit war hier der Sitz des Majordomus, des Sultan-Kalga, während der Tatarchan ſelbſt in Baktſchiſarai ſeine Wohnung aufgeſchlagen hatte. Der Sultan-Kalga ſtellte eine wichtige Perſon dar, der, wenn der Chan verreiſt oder krank war, die Zügel der Regierung ergriff, aber auch außerdem, da er unter alle Befehle und Anordnungen des Chan's das Siegel zu ſetzen hatte, eine große Macht in den Händen beſaß, ſie jedoch nie misbrauchte. Dadurch unterſchied ſich der tatariſche Majordomus weſentlich von dem der ältern fränkiſchen Könige, dem es ſo lange nach der Herrſchaft gelüſtete, bis er ſie endlich ohne weitern Widerſpruch auch in Beſitz nahm. Wenn der Kalga-Sultan krank oder verreiſt war, ſo hatte er wiederum in dem Sultan Nureddin ſeinen Stellvertreter. Mit dem Namen der Sultane oder eigentlich Sſultane wurden nämlich die Prinzen und Prinzeſſinnen der herrſchenden Familie belegt.

Von dieſer, die ihre Abſtammung von Dſchingiß-Chan ſelbſt ableitet und den Namen Ghirei führt, lebt nur noch ein Glied in der Krim. Sahin-Ghirei, der letzte von den Ruſſen eingeſetzte und in ſeiner Stellung erhaltene Chan, war endlich der innern Streitigkeiten, die dem Lande und Volke großes Unheil brachten, müde und übergab ſeine Herrſchaft auf gleiche Weiſe, wie ſpäter Georg XIII. in Gruſien ſein Königreich, mehr durch die Umſtände gezwungen als freiwillig, der Katharina II.; aber trotzdem mußten die Ruſſen das Land Schritt vor Schritt erobern. Der arme Sahin-Ghirei fand keine Ruhe mehr im eigenen Lande und zog ſich nach Konſtantinopel zurück. Dort wurde natürlich der frühere Vaſall ſehr ungnädig empfangen und nach der Inſel Rhodus, wohin gewöhnlich in Ungnade gefallene hohe Würdenträger gehen, verwieſen. Nach kurzer Zeit erhielt der Unglückliche als beſondere Gnade die ſeidene Schnur, d. h. nach türkiſchem Ritus war er gezwungen, ſich damit ſelbſt das Leben zu nehmen. Der frühere Gegenchan Selim-Ghirei, floh mit allen Großen des Reiches nach Tſcherkeſſien und trug viel

dazu bei, die alte Feindschaft und den Haß der Bewohner dieses Landes gegen Rußland zu erhalten. Nur ein Glied der herrschenden Familie blieb, wie bereits gesagt, zurück; dessen Sohn lebt noch daselbst, aber in großer Zurückgezogenheit. Er ist an eine Engländerin verheirathet und läßt nun seine Kinder in der protestantischen Religion erziehen. Eine seiner Töchter war 1844 in Begriff, sich mit einem Herrn von Gersdorf, wenn ich nicht irre, einem gebornen Schlesier, aber in russischen Diensten, zu verheirathen.

Sonderbares Geschick! Die letzte der fanatischen Dschingiß-Chaniden, der Erbfeinde der Christenheit, die mehr als einmal allen Christen Vernichtung drohten, selbst Christin und zwar, umgeben von Anhängern der allein seligmachenden russisch-griechischen Kirche, Protestantin und verheirathet an einen Protestanten! Möchten die verbündeten Mächte das alte Tatarenreich in neuer christlicher Gestalt wieder aufrichten und einem der jetzigen protestantischen Nachkommen Dschingiß-Chans ihr Erbe zurückgeben! Das wäre wenigstens eine Ausgleichung, bei der die Herrscher Frankreichs und Englands deutlich an den Tag legen könnten, daß nur das allgemeine Wohl und nicht Sonderinteressen sie zu diesem Kampfe bestimmt hätten. Da einmal ein griechisches Reich in Konstantinopel keine Lebensdauer haben soll, dem ich übrigens meinerseits nicht beipflichten kann, so vermöchte wohl ein protestantisches Königthum, dem man aber nicht, wie dem heutigen Griechenland, absichtlich die Flügel verschneiden darf, dem russischen Einfluß im Süden am besten entgegen zu steuern und vielleicht auch dem altersschwachen Islam neue Kräfte zu verleihen.

Sympheropol besitzt jetzt 8000 Einwohner und 300 Häuser. Es hat als Sitz der obersten Regierungsbehörde eine Bedeutung erhalten, der es auch sein schnelles Wachsen verdankt. Es besteht aus zwei Theilen, der alten Tatarenstadt, die noch fortwährend den Namen Weißkirchen, Akmetsched, führt, und der russischen Neustadt. Beide stehen im grellsten Gegensatze zu einander. Enge krumme Straßen durchziehen die erstere. Das Haus ist entweder mit der Rückseite an die Straße gelehnt oder steht mitten im Hofraume, der

unmittelbar in den mit Buſchwerk und Bäumen bepflanzten Garten übergeht. Mit Ausnahme des Theiles, wo die Handwerker ſitzen, arbeiten und verkaufen, iſt es ſtill und ruhig. Nur ſelten begegnet man einem Tataren oder einem Kinde, noch weniger einem weiblichen Weſen, welches aber in einem weißen Tuche, das die ganze Figur einhüllt, einhergeht, in der Regel aber gern nach dem Fremden lugt, der ſich in ihren einſamen Straßen verirrt.

Die Neuſtadt hingegen beſitzt große breite Straßen, die, wenn auch nicht durchaus gepflaſtert, doch wenigſtens chauſſirt ſind, und meiſt einſtöckige Häuſer. Die Breite der Straßen ſteht leider zu der Höhe der Häuſer in keinem Verhältniß. Es kommt noch dazu, daß, ſo viel und ſo gern ſich auch die Ruſſen außerhalb ihres Hauſes herumtreiben, die Straßen doch im Allgemeinen öde und leer erſcheinen. Außerdem vermehren noch die großen Plätze, die für Städte mit hohen Häuſern eine Bedeutung haben, die Weitläufigkeit.

Von beſonders ſchönen Gebäuden iſt mir in Sympheropol außer der neuen Kathedrale keins aufgefallen. Dieſe beſteht aber aus einem gleichſchenkeligen Kreuze und beſitzt in der Mitte eine gewölbte Kuppel. Die Gemälde, welche die Kirche beſitzt, ſind ſämmtlich ſehr mittelmäßig und demnach ohne weitern künſtleriſchen Werth. In der Nähe befindet ſich auch der viereckige Obelisk des Helden der Krim, des Fürſten Dolgoruki-Krimskoi. Auf der einen Seite trägt der Obelisk in Marmor gehauen das Bild des Fürſten, auf der andern ſein Wappen und auf der dritten den ruſſiſchen Adler. Auf der vierten iſt der Sieg des Chriſtenthumes über den Islam durch eine Tatarentaufe dargeſtellt. Das Geſtein, aus dem der Obelisk beſteht, iſt Grünſtein, eine auf der Südküſte gewöhnliche Steinart.

Es war grade, als wir die Straßen durchwanderten, Freitag, einer der beiden Tage in der Woche, an denen Markt gehalten wird. Sympheropol iſt der eigentliche Sammelplatz nicht allein für alle Erzeugniſſe der Krim, ſondern auch für auswärtige Waaren. Die günſtige Lage, ſo ziemlich in der Mitte, doch mehr gegen den Süden hin, macht es zur natürlichen Vermittlerin für alle Bewohner der Ebene ſowohl als des Gebirges. Eine ſchöne Straße führt von da

nach der Südküste, mit der die Stadt nothwendiger Weise auch wegen der dort zahlreich sich vorfindenden Landhäuser und Gärten in beständigem Verkehr stehen muß. Erzeugnisse werden gebracht und gegen andere eingetauscht. Die Tataren hatten Kamele, Pferde, Schafe und Rinder zum Verkaufe ausgestellt, die Deutschen boten Gemüse, Butter und Käse feil, die Russen hingegen Getreide und Brot. Eine Menge Juden trieben sich außerdem herum und suchten sich durch allerhand Dienstleistungen einen, wenn auch noch so geringen, Unterhalt zu verschaffen. Ein junger Kerl von einigen zwanzig Jahren wurde unser Führer. Er war vor wenig Jahren mit vielen andern seines Volkes aus Kurland nach der Krim versetzt worden. Man hatte ihn, wie die Anderen, zum Ackerbau gezwungen. Die Zeit, die er da durchlebt, schilderte er mit den grellsten Farben. Er zeigte mir die Hände, damit ich noch die Schwielen sehen sollte, die er durch die harte Arbeit bekommen. Zuletzt konnte er es, wie er meinte, nicht mehr aushalten. So sei er in diesem Frühjahre, als die Feldarbeit wieder begonnen, davon gelaufen, und suche sich nun in Sympheropol sein Brot zu verdienen. Wie gewöhnlich bei seinen Glaubensgenossen, so war es ebenfalls hier die Arbeitsscheu, welche ihn zum Vagabunden machte. Wenn auch bei uns in Preußen und in Deutschland sehr häufig die Klagen gegen die Juden ungerecht sind, so ist es doch leider wahr, daß die Nachkommen Abrahams für die polnischen und südlichen Provinzen Rußlands der Fluch des Landes sind. Bevor nicht diesem Unfug und zwar von der Wurzel aus gesteuert wird, sind alle Bemühungen der Regierung, dieselben zu heben, umsonst. Die Juden werden nur dann Ackerbauer, wenn man sie in eine Gegend, wo sie nur auf sich angewiesen sind und ihnen gar keine Gelegenheit gegeben ist, Handel zu treiben, versetzt werden. Daß Juden sogar gute Landwirthe werden können, habe ich mehr als einmal in Kaukasien gesehen.

Man hat der russischen Regierung bei uns oft den Vorwurf der Härte und Grausamkeit gemacht, daß sie die Juden zwang, ihre alten Sitten und Gebräuche abzulegen, und später sie selbst in unwirthbare Gegenden übersiedelte. Ich kann meinerseits durchaus

nicht in den Vorwurf einstimmen, so hart auch eine unfreiwillige Versetzung sein mag. Wer in Polen, Litthauen und den übrigen russischen Provinzen, wo Juden sich aufhalten, eine längere Zeit gewesen ist und ihr Treiben beobachtet hat, wird mir sicher beistimmen. Die russische Regierung ist den nicht jüdischen Bewohnern jener Provinzen schuldig, sie gegen die vielseitigen Quälereien und Bedrückungen von Seiten der Juden in Schutz zu nehmen. Man findet in genannten Provinzen höchst selten eine jüdische Familie, die sich durch ihrer Hände Arbeit und durch ihren Fleiß ernährt, denn mit wenigen rühmlichen Ausnahmen scheuen sie die Arbeit wie das Feuer und hängen sich wie Blutegel den übrigen bessern Bewohnern an, um von deren Fleiße sich auf leichtere Art zu ernähren. In der Regel treiben sie irgend einen vortheilhaften Handel mit allerhand Kleinigkeiten und machen bei dem gemeinen Manne, der sich in Polen und Rußland, wie fast allenthalben, leider noch auf tiefer Stufe befindet, den Unterhändler. Es ist aber kein ehrliches Geschäft, was sie mit den armen, nicht grade sehr befähigten Bauern treiben, sie sich aller Mittel bedienen, um möglichst viel Vortheil zu ziehen. Betrügereien sind bei ihnen ganz gewöhnliche Dinge. Da die Juden die einzigen sind, die baares Geld haben, so sind die Bauern, wenn sie dieses bedürfen, auch gezwungen, zu einem Juden ihre Zuflucht zu nehmen. Sie müssen Zinsen zahlen, die an das Unglaubliche gehen, oder treten schon auf mehre Jahre hin ihren Ertrag an Getreide oder Vieh ab. Dabei sind die Juden gewöhnlich auch die Pächter der Branntweinschenken und tragen durch diese wiederum direct zur Entsittlichung des Volkes bei.

Das Vieh, was auf dem großen Marktplatze zum Verkauf ausgestellt war, erschien mir nur mittelmäßig; die Pferde waren sogar schlecht und ziemlich hoch im Preise. Ein besseres Ansehen hatten die Schafe. Auch Kamele fanden sich vor und wurde das Stück mit 4—500 Rubel Assignaten, also 120—150 Thlr. angeboten.

Vor Allem interessirte mich das Obst, was hauptsächlich Tataren zu Markte gebracht hatten. Man rühmt zwar in ganz Rußland Krim'sches Obst, was ich aber hier sah, stand keineswegs mit

dem Rufe im Einklange. Das Ausſehen, beſonders der Aepfel, war mit dem innern Gehalte in keinem Verhältniſſe; ſchon bei dem erſten Durchſchneiden fiel mir gleich das gröbere Fleiſch auf. Ohne Ausnahme ging der zarte und feine Geſchmack allen Sorten, die ich hier unterſuchte, ab; auch fehlte das Aroma, was unſere Aepfel mehr oder weniger beſitzen. Es ſchien mir, als wenn man den Bäumen nicht die gehörige Sorgfalt gewidmet. Ich muß jedoch gleich hinzufügen, daß dieſer Vorwurf keineswegs alle Garten- und Obſtplantagenbeſitzer trifft, denn ich hatte ſpäter oft genug Gelegenheit, auch ſehr gutes Obſt zu ſehen und zu koſten. Noch ſchlechter als die Aepfel waren die Birnen, die mir in der That zum Theil nicht beſſer erſchienen, als unſere wilden oder ſogenannten Holzbirnen. Um deſto vorzüglicher fand ich dagegen, wie immer im Oſten Europa's, die Arbuſen oder Waſſer-, weniger die Zucker-Melonen. Von den erſtern haben die beſten ein roſafarbenes Fleiſch und werden hauptſächlich in der Nähe von Taganrog gebaut. Von da aus führt man ſie nach allen Gegenden, ſelbſt nach Petersburg, Moskau, Konſtantinopel und Smyrna.

So wenig mich das Krim'ſche Obſt auf dem Markte zufrieden ſtellte, ſo vorzüglich fand ich es in den Obſtgärten der Herren von Steven, Mühlhauſen und Hübner. Es war in der That eine Freude, in den großartigen Anlagen herum zu wandern. Nirgends erblickte man auch nur das kleinſte dürre Reis an einem Baume oder das Durcheinanderwachſen der Aeſte. Die Stämme waren ſämmtlich gut gezogen und ſchienen mir zum großen Theil nur ein Alter von funfzehn bis zwanzig Jahren zu haben. Die Obſtgärten ziehen ſich namentlich im Süden der Stadt an dem Salgir hin, dem größten und faſt einzigen Fluſſe der Krim, der aus dem Hochgebirge und zwar hauptſächlich vom Zeltberge (Tſchatyrdagh) ſeine erſten Waſſer erhält und in das Faule Meer ſich ergießt. Der genannte Fluß bildet hier einen tiefen Einſchnitt in den Nummulitenkalk, welcher den Boden bedeckt, während die Stadt Sympheropol auf der nordwärts ſich hinziehenden Terraſſe ſich ausbreitet. Es giebt hier Obſtgärten von ſo

bedeutendem Umfange, daß sie jährlich in guten Jahren mehre Tausend Thaler einbringen.

Die Krim scheint die einzige Landschaft in dem großen Rußland zu sein, wo die Obst- und Weincultur einigermaßen gedeiht; und hier selbst sind es wiederum nur wenige Striche. Außer dem obern Thale des Salgir werden nur noch in der Nähe von Sudak, von Sebastopol und auf der Südküste Obst und hauptsächlich Aepfel gebaut. Die Südfrüchte sind in Petersburg, Odessa und den meisten an der See gelegenen größern Städten im Durchschnitt wohlfeiler als die guten Sorten der Birnen und Aepfel. Ich glaube aber doch nicht, daß unser Obst dem hiesigen nachsteht, im Gegentheil fehlen in der Krim mehre Sorten, die bei uns zu den vorzüglichsten gehören. Eine so große Sorgfalt, wie man sie bei eifrigen Obstzüchtern in Deutschland nur irgend finden kann, widmen namentlich die deutschen Besitzer in der Krim der Obstcultur. Freilich ist ihr Ertrag dort weit bedeutender. Wie man in der Champagne, wie bekannt, nur schlechten Wein zu trinken bekommt, während der gute ausgeführt wird, so geht es auch hier mit dem Obste. Jeder gute Apfel wird bei den eigentlichen Obstzüchtern sorgfältig in weiches Papier gewickelt und in Kisten gepackt, die den schwerfälligen Steppenwagen übergeben werden. So wandert das Obst dreihundert und mehr Meilen meist nordwärts. Eben so sorgfältig wickelt man es wiederum in Moskau und Petersburg heraus. Man kann sich den Preis selbst denken, den ein Borsdorfer Apfel oder ein guter Calvill in den genannten Städten haben muß, wenn schon in der Krim das Stück mit einem Silbergroschen bezahlt wird. Leider vermochte ich über die Ausfuhr nichts Bestimmtes zu erfahren; auf keinen Fall ist sie aber so bedeutend, als man gewöhnlich glaubt. Im Saalthale von Rudolstadt bis Naumburg wird gewiß mehr Obst gewonnen, als in der ganzen Krim.

Es that mir unendlich leid, daß der Staatsrath von Steven, einer der ausgezeichnetsten Botaniker und Entomologen, grade auf seiner jährlichen Inspectionsreise sich befand. Ich hätte mich vor Allem gefreut, einige Tage der Durchsicht seines ausgezeichneten

Herbariums mich widmen zu können. Herr von Steven kennt namentlich die Pflanzen des südlichen Rußlands und des Kaukasus, den er selbst mehrmals bereist hat, sehr genau. Ihm verdanken wir nächst dem verstorbenen Professor der Botanik in Charkoff, Marschall von Bieberstein, die erste Kenntniß der Flora der bis dahin völlig unbekannten Länderstriche. Herr von Steven ist aber nicht allein Botaniker, denn nicht weniger Verdienste hat er sich um die russische Fauna und hauptsächlich um die Kenntniß der Insekten erworben. Dazu kommt noch der Ruf eines liebenswürdigen Mannes, der allen Reisenden, die nach dem Süden Rußlands ihre Schritte gelenkt haben, mit Rath und That an die Hand geht; aber auch außerdem steht er mit den meisten Gelehrten Europa's in literärischer Verbindung und führt mit der größten Bereitwilligkeit alle Aufträge aus, um die man ihn ersucht.

Um desto angenehmer war mir eine andere Familie, an die ich empfohlen war, und zwar um so mehr, als das Haupt derselben, Herr von Hübner, die größte Zeit seiner Studien in Deutschland und grade in Jena zugebracht und eine Thüringerin geheirathet hatte. Ich weiß in der That nicht, wer von uns über den gegenseitigen Besitz glücklicher war. Die ganze Zeit des kurzen Aufenthaltes auf seinem in der Nähe Sympheropols liegenden Gute wurde fast nur mit Erzählungen und Berichten über das deutsche Vaterland hingebracht. Herr v. Hübner besaß ebenfalls einen Obstgarten, den er sechs Jahre vor meinem Besuche angelegt hatte und der sichtlich zu gedeihen schien. Seine Arbeiter bestanden aus einem Russen und mehreren Tataren. Der Erstere führte eine so eigenthümliche Lebensart, daß sie wohl verdient bekannt zu werden. Während man sich bei uns für Miethen u. s. w. der vierteljährigen Zeit bedient, wird in Rußland fast alles W'trät, d. i. auf vier Monate oder auf ein Dritteljahr, abgemacht. Der russische Gärtner des Herrn von Hübner war in der Regel vier Monate außerordentlich fleißig und lebte dabei so frugal, daß er kaum ein Wodka (Schnäpschen) des Tages über trank. Brot und eine schlechte Schtschi (Gemengsuppe) oder Borschtsch (Kohlsuppe) war alles, was er zu sich nahm. Sobald aber das Drittel-

jahr ſein Ende erreichte, ging auch die Arbeit nicht mehr von Statten. Er erbat ſich ſeinen Lohn, der im Sommer aus fünfzig und mehr Thalern beſtand, und ging mit dieſem von dannen. Die ſchönſte Caroſſe mit zwei Pferden (mit mehr darf der Bauer nicht fahren) wurde ſogleich für einige Tage gemiethet und ein Bedienter angenommen. Mit der Geliebten ſeines Herzens oder einem guten Freunde, an dem es ihm bei dergleichen Umſtänden nie mangelte, fuhr er zuerſt ſpazieren. Im Anfange ging Alles in der größten Ordnung ab; der Arbeiter ſpielte den Grand-seigneur. Er bewirthete ſeine Freundin und ſeine Freunde mit den beſten Speiſen, denen jedoch nie Zwiebeln fehlen durften, und mit den feinſten Getränken; vor Allem mußte Champagner vorhanden ſein. Wie die Nacht einbrach und die Zahl der Freunde ſich vermehrte, ging es auch toller zu; um Mitternacht befand er ſich gewöhnlich im trunkenen Zuſtande, der damit allen übrigen Feſtlichkeiten ein Ende machte. Am andern Morgen, wenn er ausgeſchlafen, ging daſſelbe Leben von Neuem an, bis auch wiederum die ſpäte Zeit herangekommen war, wo er nichts mehr von ſich wußte. Auf dieſe Weiſe trieb er es ſo lange, als er nur noch einen Kopeken in der Taſche hatte. War aber endlich alles Geld ausgegeben, ſo erſchien er am andern Morgen wiederum zur beſtimmten Stunde im Obſtgarten, ging wie gewöhnlich an ſeine Arbeit und war ſo fleißig, wie früher.

Im grellen Gegenſatze mit dem Leben dieſes gemeinen Ruſſen ſtand das der Tataren. Das verdiente Geld brachten ſie heim zur Familie, mit der ſie außer der Arbeitszeit ihre müßigen Stunden verlebten. Kein Kopeken wurde außerhalb des Hauſes verzehrt. Das Familienleben der Krim'ſchen Tataren ſoll überhaupt vorzüglich ſein. Ich habe Mehre geſprochen, die ſich längere Zeit in tatariſchen Dörfern, beſonders auf der Südküſte, aufgehalten und Gelegenheit gehabt hatten, daſſelbe kennen zu lernen. Man konnte mir die Eintracht der Glieder unter einander, die Ordnungsliebe und die Thätigkeit der weiblichen und den Fleiß der männlichen Glieder nicht genug rühmen. Herr von Hübner erzählte mir, daß ein Tatar im Durchſchnitt eben ſo viel arbeitet, als zwei Ruſſen. Kommt man in ein

tatariſches Dorf auf der Südküſte, ſo fällt ſchon beim erſten Schritte die Reinlichkeit in den Straßen und an den Häuſern auf. Nirgends laufen, wie es beſonders in Aſien bei Chriſten und Mohamedanern der Fall iſt, nackte oder mit Lumpen behangene Kinder umher. An der Küſte verbergen ſich die Frauen auch gar nicht ſo ängſtlich vor den Blicken der Fremden und die Männer behandeln ſie beſſer, nicht als Waare, wie es bei ihren übrigen Landsleuten und Glaubensgenoſſen in Aſien der Fall iſt.

Es war ein ſchöner Sonntag-Morgen, als wir wiederum in einem Poſtwagen ſaßen und raſch, von einem Dreigeſpann geführt, der frühern Reſidenz der Krim'ſchen Herrſcher zufuhren. Baghtſcheſarai, oder hier vielmehr Baktſchiſarai ausgeſprochen, liegt dreißig Werſt, alſo ungefähr 4⅓ Meile von Sympheropol entfernt. Der Weg führt in ſüd-ſüdweſtlicher Richtung auf dem ſchrägen Nordabhange des Krim'ſchen Küſtengebirges nach der Weſtküſte zu. Im Anfange geht es über eine gleichförmige Ebene mit wenig Pflanzen beſetzt; jemehr man ſich aber dem Orte ſeiner Beſtimmung nähert, um ſo wellenförmiger wird der Boden. Selbſt kleine Hügelreihen ziehen ſich hie und da hin. An die Stelle des Nummuliten-Kalkes tritt alsbald ein Kreidegebilde, was aber in ſeinem äußern Erſcheinen ſich auch nicht im geringſten von dem frühern Geſteine unterſcheidet. Die oft blendend weiße Fläche thut dem Auge keineswegs wohl, doch iſt dieſer Kalk feſter als die jüngere Formation und verwittert nicht ſo leicht zu jenem ſchädlichen Pulver, was bei Karaßubaſar ſo unerträglich wurde. So hatte ich von Kertſch an bis hierher alle die verſchiedenen Niederſchläge von der neueſten bis zur Kreidezeit verfolgt. Dort bildete der Steppenkalk mit Polypenſtöcken, der neueſten tertiären oder quaternären Formation angehörig, die Felſen; bei Karaßubaſar waren es die gewöhnlichen tertiären Gebilde, die wiederum bei Sympheropol durch den Nummulitenkalk, der älteſten Tertiär- oder nach andern Geologen der jüngſten Sekundärzeit angehörig, vertreten wurden. Hier nun war wiederum ein älteres Geſtein, Kreide an die Reihe gekommen; bald werden wir Juragebilde kennen lernen und ſehen, daß dieſe wiederum von Thonſchiefer bedeckt werden.

Auf der zweiten Hälfte des Weges kamen wir auch durch kleine Thäler, welche von unbedeutenden Bächen bewässert wurden. Damit erschien wiederum eine andere Vegetation. Es war weder die der Krim'schen Pampas, noch die der später mehr zu berücksichtigenden Steppen, sondern eine Vegetation, wie sie auch in Deutschland, hauptsächlich in Kalkgegenden, vorhanden ist und sich nicht durch einen bestimmten Charakter ausspricht. Die Pflanzen sind mannigfaltiger; keine bestimmte Art nimmt eine große Strecke ein. Gräser stehen hier allerdings den fußhohen, meist buschigen Staudengewächsen an Menge nach; aber einjährige Pflanzen kamen nicht wenige vor. Namentlich waren die Ränder an den Wegen ziemlich wie bei uns bewachsen. An den Hügeln erschien, da der Regen, wie bei uns, unter gleichen Umständen das Ansetzen von Humus unmöglich macht, die Vegetation außerordentlich gering. Es kommt freilich noch dazu, daß es Herbst war, wo auch fruchtbare Gegenden nicht mehr das frische Grün des Frühlings und der ersten Sommermonate besitzen.

Die Tataren bethätigten hier in der That das, was ich oben von ihnen gesagt hatte. Der Boden war zum Theil bebaut oder wenigstens vortheilhaft benutzt. Man sah, daß die Bewohner sich keine Mühe verdrießen ließen, um ihren Feldern auch im Sommer wo es hier fast gar nicht regnet, die nöthige Feuchtigkeit zu geben.

Viertes Kapitel.

Baktschisarai und Dschuffuthkaleh.

Die Spalte des Tschurukßu; Kleidung der Tataren; Kebabdschi; Ekmekdschi; das Chanspalast; Gerichtssaal; Harem; Marie Potozka; furchtbare Rache; Thränenquelle; Mausoleum; ein tatarischer Begräbnißplatz; Zigeuner; eine Felsenkirche; die Judenveste; Rabbi Salomon Beim; Karaim; Talmud-Anhänger; Geschichtliches; die Synagoge; Josaphat-Thal.

Man sieht Baktschisarai nicht eher, bis man an den Ausgang des engen Thales kommt, in dem es liegt. Dieser Hauptort der

Krim'schen Tataren bietet seiner eigenthümlichen Lage halber einen ganz andern Anblick dar, als das in der Ebene liegende Karaßubasar, zumal es in der Bauart und Einrichtung der Häuser ebenfalls abweicht. Der Kreidekalk besitzt nämlich hier eine tiefe Spalte, in der ein frischer Bach, Tschurukßu, fließt. Die Ränder der Spalte fallen gegen den Ausgang derselben schräg, weiter oben hingegen sehr steil ab. Da die Breite des Thales ungefähr 500—1000 Schritte beträgt, so bleibt gerade so viel Raum übrig, daß eine Straße und zwei Reihen Häuser Platz haben. Es versteht sich von selbst, daß die letztern keine große Ausdehnung, wenigstens nicht in die Breite haben können, sondern eine bescheidene Größe besitzen. Sie lehnen sich mit ihrer Rückseite an den Berg, dessen hier weniger abschüssige untere Theil den Bewohnern als Garten dient und auch mit allerhand Gesträuch, hauptsächlich aber mit Obstbäumen, bepflanzt ist. Oft ist vorn noch ein Hofraum, der aber dann durch eine hohe Mauer abgesperrt wird. Die Häuser selbst besitzen keine flachen Dächer, sondern diese haben einen Giebel, von dem aus die beiden Seiten in einem rechten Winkel abfallen. Zum Decken des Daches hat man sich der Hohlziegel bedient. Recht hübsch nehmen sich die hohen Feuereſſen aus, da sie, von weitem aus betrachtet, mit den höhern und zahlreichen Minarehs im Einklange stehen und nicht wenig an die gothische Bauart erinnern.

Auch die Tataren im Baktschisarai unterscheiden sich wesentlich von ihren Landsleuten in Karaßubasar und noch mehr von denen in der Steppe, deren Beschreibung ich weiter oben gegeben habe. Ihre Kleidung ähnelt der armenischen. Sie besteht zunächst aus einem langen, meist aus braunem oder blauem Tuche angefertigten Kaftan, der nach unten und an den Seiten geschlitzt ist und eng anliegende Aermel besitzt. Die Beinkleider haben zwar im Allgemeinen den alttürkischen Schnitt, sind aber durchaus nicht so weit und mehr für das Gehen und Arbeiten berechnet. Zur Kopfbedeckung besitzen die Tataren eine kurze cylindrische Pelzmütze von der Höhe eines Fußes. Oben wird der Cylinder durch meist rothes Tuch, was mit Gold oder Silbertreſſen besetzt erscheint, geschloſſen.

Baktſchiſarai zieht ſich wohl eine Stunde weit im faſt gleich engen Thale hin. Auf beiden Seiten ſtehen in der Regel vor den Häuſern Buden, in denen die Handwerker arbeiten und verkaufen. Berühmt ſind die Lederarbeiten; Schuhe, Kindſhalſcheiden, Pletken oder Reitpeitſchen u. ſ. w. werden nicht allein in der Krim verbraucht, ſondern gehen auch auswärts. Vieles erinnerte mich an ächt türkiſche Städte, ſo namentlich die Kebabdſhi, jene Garköche, welche die Speiſen auf öffentlicher Straße zubereiten. Ein großer kupferner Keſſel ſteht auf einer Art von Heerde und ſchließt das Hammelfleiſch ein, was mit allerhand Gewürzen, hauptſächlich mit Zwiebeln, pikant gemacht wird. Wenn es gar iſt, wird es auf flache Schüſſeln gelegt und verkauft. Wie ein Stück heraus iſt, kommt ein anderes hinein. Während man in Konſtantinopel und ſonſt die Suppe nicht liebt, ſcheint ſie hier gern gegeſſen zu werden. Ich ſah Tataren, die mit kleinen hölzernen Schüſſeln in der Hand, ſich den Inhalt, den ſie wiederum mit hölzernen Löffeln zu ſich nahmen, wohlſchmecken ließen. Für wenige Pfennige, höchſtens für ein Paar Groſchen, erhält man hier ſo viel, um ſelbſt den begierigſten Magen zufrieden zu ſtellen. Auch den Spießbraten, Schiſchlik, fand ich hier eben ſo zubereitet wie im Oriente. Knaben drehten den hölzernen Spieß, der über und über mit kleinen Fleiſchſtücken beſetzt war, über nicht rauchendem Kohlenfeuer.

Auch die Ekmekdſhi, Bäcker, bereiteten ihre verſchiedenen Sorten von Brot vor den Augen der Zuſchauer. Wie in Konſtantinopel beſtreute man gewöhnlich die kleinen Brote mit Schwarzkümmel, hie und da auch mit Anis, und ertheilte ihnen dadurch einen aromatiſchen Geſchmack. Endlich waren auch die Kaffeehäuſer dieſelben. Das Gaſtzimmer fand ſich in der Regel in der erſten Etage, da Parterre ein Laden war; eine Galerie, die ſich außerhalb des erſtern hinzog, geſtattete den Rauchern ihre Pfeife in freier Luft zu genießen.

So ziemlich in der Mitte von Baktſchiſarai mündet auf der rechten Seite ein keſſelartiges Thal ein. In ihm erbauten ſich die frühern Herrſcher der Kleinen Tatarei einen Palaſt, der noch in ſeiner ganzen Integrität beſteht und ſorgfältig von der ruſſiſchen Regierung

erhalten wird. Ein viereckiger Gedächtnißstein von geringer Höhe steht vor dem Eingange und sagte uns, daß die große Katharina am 14. (alten oder 26. neueres Styles) Mai 1787 sich hier befand. Die Bauart ist eigenthümlich und weicht von ähnlichen Gebäuden, die ich im Oriente gesehen, ab. Ein bestimmter Plan ist keineswegs überall herauszufinden. Die Zimmer sind zum Theil unregelmäßig, und stehen nicht immer in ordentlichem Zusammenhange. Von Raumersparniß, wie sie hauptsächlich bei uns in den neuern Gebäuden vorherrscht, ist in diesem Chans-Schlosse gar keine Rede; allenthalben findet man unbenutzte Stellen. Schnitzwerk herrscht besonders an den Fenstern, weniger an den Decken und Thüren vor; leider hatte man Alles mit einer grellen rothen oder grünen Farbe angestrichen. Die Gemälde, die man an den Wänden und sonst wo angebracht hatte, waren roh und ohne allen künstlerischen Werth. Früher, als die Tatarchane hier noch wohnten, die Fußböden auch mit prächtigen Teppichen belegt waren und an den Seiten sich kostbare Divans hinzogen, mag allerdings das Ganze einen andern Eindruck gemacht haben.

Es fielen mir die Stühle und Tische auf, welche sich in vielen Zimmern vorfanden und in der That von dem letzten Tatarchane Sahin-Ghirei benutzt waren. Aber gerade diese Nachahmung der europäischen Moden zog ihn den Haß seiner Unterthanen zu und rief hauptsächlich die häufigen Empörungen hervor, gegen die er sich nur durch russische Hilfe behaupten konnte.

Das Sarai hatte einen bedeutenden Umfang und bildete ein unregelmäßiges, wenig geschobenes Viereck. Früher soll es noch größer gewesen sein, bevor die russische Regierung einen Theil, der baufällig war, abbrechen ließ. Wenn man durch das enge Thor in den Hofraum tritt, so hat man rechts die Zimmer des Chans und seiner Familie, links die Moschee und die Mausoleen, und hinter sich die Räume für die Dienerschaft, die jetzt aber jedem Fremden, der irgend ein gewichtiges Empfehlungsschreiben vorzeigen kann, für seine Aufnahme zu Gebote stehen. Die Zimmer hatten eine verschiedene Größe und Form; in den größeren befanden sich Fontainen.

Mehr nach hinten liegt der Gerichtsſaal. Er bildet ein rundliches, hohes Zimmer und beſitzt eine vergoldete Decke. Wenige Fenſter führen ihm Licht zu; wenn aber die Richter eine gewichtige Sache entſcheiden mußten, ſo hatte man auch dieſe verſchloſſen und den Raum durch Lichter ſchwach erleuchtet, damit nichts den Lauf der Gerechtigkeit hemmen oder auch nur ſtören könnte. Der Angeklagte wurde vernommen und, wenn er für ſchuldig befunden, links abgeführt, um ſogleich die Strafe abzubüßen. War er aber für unſchuldig erklärt, ſo ging er rechts ab und gelangte alsbald in den freien Hofraum, um ſich wiederum ſeiner Freiheit zu erfreuen. Bisweilen fiel es dem Chane ein, ſelbſt ſich zu überzeugen, ob die Richter gerecht wären. Zu dieſem Zwecke war zur Seite des Gerichtsſaales nach oben ein kleines Gemach, eine Art Galerie, angebracht, welches aber durch ein Gitterwerk ſo verſchloſſen werden konnte, daß Niemand im Saale wußte, ob der Chan anweſend wäre oder nicht. Wehe dem Richter, der nicht nach ſeiner Ueberzeugung Recht ſprach!

Der Harem war im hintern Theile des Hofes und durch eine hohe Mauer von dem vordern Raume abgeſchloſſen. Er beſtand aus einem nicht ſehr großen Garten, in dem ein ziemlich einfaches Haus mit fünf an einander liegenden Zimmern befindlich war. Hier lebten die vier Frauen des Chanes, meiſt in ſtiller Zurückgezogenheit. In der Regel befolgte nämlich der Herrſcher der Kleinen Tatarei die Vorſchrift des Korans mehr als der Padiſchah und die Großen des Reiches in der Türkei, wornach ein Gläubiger höchſtens vier Frauen haben ſoll. Außer dieſem eingeſchloſſenen Raume gehörte noch ein kleines Gärtchen mit einem Bade auf der einen Seite des Hauptflügels zum Harem. Ein ſchmaler Gang führte zu dieſem Badegärtchen direct von den Zimmern des Chanes. Endlich war noch ein kleines Zimmer vorhanden, von dem aus ein Fenſter die Ausſicht auf das Bad geſtattete. Der ſtolze Herrſcher der Krim liebte nämlich ſeine badenden Frauen bisweilen zu belauſchen.

In dem obern Theile der Chanes-Wohnung zeigte man uns die Zimmer, in denen die durch den unglücklichen ruſſiſchen Dichter Puſchkin beſungene Marie Podoßka (Podocka) gelebt haben ſoll. Es

geht nämlich die Sage, von der jedoch die Geschichte nichts weiß, daß gegen die Mitte des vorigen Jahrhundertes hin der Tatarchan einen Einfall nach Polen gemacht und die schöne Tochter des reichen Grafen Podotzky (Potocky) gefangen mit sich genommen habe. Geblendet von deren Reizen, versuchte er jedoch umsonst, ihre Liebe sich zu erwerben. Alle Anträge scheiterten an dem festen Sinne der Polin, die nur der Ihrigen daheim gedachte und keiner Freude sich mehr hingab. Die besten Gemächer im ganzen Schlosse bekam Marie, die schönsten Kleider und was sonst der Orient Vorzügliches besaß, wurden herbeigeschafft, um der Trauernden auch nur ein Lächeln abzugewinnen. Im Palaste eines Nachkommen Dshingißchans wurde eine christliche Kapelle erbaut und christliche Priester lasen die Messe. Alles war umsonst, Marie blieb still und zurückhaltend. Je mehr der stolze Chan sich zurückgewiesen sah, um so heftiger wurde seine Liebe. Er, der früher sich nur in Raubzügen gefallen, dem der wilde Krieg zur zweiten Natur geworden, der Ströme Blutes, ohne eine Miene zu verziehen, vergießen konnte, war jetzt kleinlaut und durchschritt still und in sich versenkt die weiten Räume seines großen Schlosses. Da half kein Reden und kein Mahnen; er buhlte fort und fort um die Liebe Mariens. Wenn auch immer von Neuem zurückgewiesen, vermochte er doch nie und nimmer ohne dem Gegenstande seiner Liebe zu sein. Alles that der mächtige Herr der weit und breit gefürchteten Tataren, was nur irgend seiner geliebten Marie eine Freude machen konnte. An ihren Augen suchte er ihre kleinsten Wünsche zu errathen und versäumte keine Gelegenheit, wo er, der Anhänger von Mohammeds stolzer Lehre, der Christin eine Aufmerksamkeit, eine zarte Rücksicht erweisen konnte. Marie sah das und war tief ergriffen. Der Haß wandelte sich allmälig in Achtung um. Aber immer vermochte sie nicht dem Feinde ihrer Religion und dem Manne, der sie ihren geliebten Eltern und dem theuern Vaterlande entrissen, ihre Hand zu reichen. Und doch war der Tatarchan schon glücklich; allmälig verschwanden die düsteren Züge seines schönen männlichen Gesichtes. Er gab sich einer Hoffnung hin, die ihn seinem endlichen, heiß erwarteten Ziele näher bringen sollte.

Ruhe kehrte in seinem Innern wieder ein. Da entriß ihm plötzlich die unglückliche That einer Eifersüchtigen den Himmel, in dem er bald zu schwelgen geglaubt.

Der Chan hatte früher seine ganze Gunst einer Grusinerin (Georgierin) geschenkt. Diese, eifersüchtig auf ihre neue und glückliche Nebenbuhlerin, dachte ob der Zurücksetzung mit den übrigen Frauen des Harems nur daran, sich von der gehaßten Favoritin zu befreien. Leicht war es ihr durch Verstellungen, deren Gunst zu gewinnen; doch all ihr Sinnen war vergebens, die schöne Marie zu verderben. Da vermochte die Morgenländerin nicht länger ihren Haß zurückzuhalten, und stieß eines Tages den Dolch in die Brust der Unschuldigen, die lautlos darniedersank.

Kaum hatte der Tatarchan die entsetzliche That vernommen, als er auch furchtbare Strafe über die Schuldigen verhängte. Einem Wahnsinnigen gleich durchirrte er die weiten Gemächer seines Schlosses und rief vergebens nach seiner geliebten Marie, die ihm bald ganz anzugehören schien.

Alle Frauen des Harems wurden hingerichtet, die Mörderin aber von Pferden zerrissen. Ueber dem Grabe seiner Geliebten wurde ein prächtiges Mausoleum erbaut, an dessen Stufen, so oft der Morgen und der Abend wiederkehrte, der Chan heiße Thränen der Wehmuth vergoß. So verging ein Tag nach dem andern, eine Woche nach der andern. Seine Ruhe war dahin. Doch plötzlich raffte er sich auf und stürzte sich von Neuem in das Kriegsgetümmel. Verwüstung folgte seinen Schritten. Dörfer und Städte wurden in ihren Trümmern begraben, bis der Unglückliche den Tod fand, den er suchte.

Dieser Erzählung scheint eine Verwechslung mit der schönen Grusinerin, Dilara-Beke, zu Grunde zu liegen, da, wie schon oben angedeutet ist, die Geschichte, namentlich Polens, keine Gräfin Marie Potocka kennt, die von dem Tatarchan geraubt wäre. Fortwährend erzählt man aber in Bakischi-Sarai von der unglücklichen Polin und zeigt ein Mausoleum, was ihr der Chan zu Ehren errichten ließ. Es befindet sich dieses nicht innerhalb des Schloßraumes, sondern in dem großen, zum Schlosse gehörigen Garten, und besteht aus

einer schönen gewölbten Kuppel ohne alle Inschrift. Außer diesem Mausoleum ließ aber auch der tiefbetrübte Chan noch eine Fontaine in einem seiner Lieblingszimmer erbauen, die den Zustand seines Herzens darstellen sollte und den Namen der Thränenquelle, Selsebil, erhielt. Sie besteht nämlich aus mehrern pyramidenartig übereinander liegenden Cascaden. Das Wasser fließt aus dem obersten Becken über den ganzen Rand desselben in ein anderes und weiteres ab, was sich gerade darunter befindet. Da dieses größer ist, aber nur dieselbe Menge Wasser wie das darüber liegende erhält, so fließt dieses hier etwas spärlicher über und zwar wiederum in ein weiteres Becken. So wiederholt sich dasselbe noch einige Mal bis das unterste Becken endlich einen so großen Umfang besitzt, daß das Wasser nur in Form von Tropfen überfließen kann. Diese Tropfen sollen aber die Thränen darstellen, die der stets trauernde Chan des Nachts vergoß. Nach andern Reisenden soll sich eine Inschrift auf dieser Fontaine vorfinden, die allerdings mit der eben erzählten Geschichte keinen Zusammenhang hätte. Sie lautet nämlich:

„das Angesicht von Baghd-Sharai freut sich über die wohlthätige Sorgfalt des Krim Gherei, des Erleuchteten. Seine schützende Hand hat den Durst des Landes gestillt.

„Wenn es einen Brunnen giebt, wie dieser, so zeige er sich.

„Damaskus und Bagdad haben viele Dinge gesehen, aber keinen so schönen Brunnen. Im Jahre 1167 (nach Mohammeds Flucht)."

Der Begräbnißplatz im Hofraume neben der Moschee ist klein, bietet aber einen freundlichen Anblick dar, da allerhand Buschwerk mit frischem Laubwerk und selbst Obstbäume, wenigstens Pfirsichen, darauf stehen. Nicht gerade die wichtigsten Tatarchane liegen aber hier begraben. Außer den beiden hohen Mausoleen, die ebenfalls eine kuppelartige Form besitzen, ist der Raum mit einfachen Gräbern bedeckt. Grabsteine mit arabischen und türkischen Inschriften nannten denen, die der Sprachen mächtig waren, die Namen derer, die hier begraben liegen. Die meisten goldenen Inschriften an den beiden Mausoleen mochten wohl Sprüche aus dem Koran sein.

Als wir den Herrschersitz der Tatarchane besichtigt hatten, miethe-

ten wir ein Paar Pferde und ritten durch den übrigen Theil des aus einer Straße bestehenden Baktschisarai, um einestheils den obern engern und pittoreskeren Theil der Spalte, anderntheils aber auch eine berühmte Judenveste näher kennen zu lernen. Erst nach ¾ Stunden erreichten wir das Ende der beiden Häuserreihen und gelangten von den Wohnungen der Lebenden an die Grabstätten der Todten. Ein Begräbnißplatz hat bei den Mohammedanern immer etwas Freundliches und besitzt nie den melancholischen Anstrich wie bei uns häufig die christlichen Gottesäcker. Anstatt des Memento mori und dergleichen grausen Nachahmungen des menschlichen Skelettes, sieht man neben andern fröhlichen Menschen Freunde und Verwandte der Verstorbenen und hier Begrabenen, die sich aber keineswegs der Wehmuth und Trauer überlassen, sondern in Freude der Vorangegangenen, die nun all dem irdischen Ungemach überhoben sind und paradiesische Freuden genießen, gedenken. Keine hohe Mauer umschließt den geheiligten Raum, um ihn gegen Beschädigungen und sonstigen Frevel zu schützen; der ungebildete Anhänger des Islam trägt in seinem Herzen, auch wenn er noch so wenige Jahre zählt, für Gräber eine Ehrfurcht, die er nie aus dem Auge setzt.

Das Thal war allmälig enger geworden und wir kamen zu einem Zigeunerdorfe. Einen so traurigen und selbst ekelhaften Anblick diese verwahrlosten Menschen allenthalben, hier aber fast mehr als anderwärts darbieten, so hat doch das hartnäckige Festhalten an Sitten und Gebräuchen nicht weniger als die Liebe zum freien und ungebundenen Leben, so wie die Abneigung gegen die Fesseln unserer Cultur, die leider auch oft mehr Schein als Wahrheit ist, etwas Eigenthümliches, ich möchte selbst sagen, Achtunggebietendes. Man darf in der That den Zigeuner nicht mit der Geringschätzung betrachten, als es leider nur zu häufig bei uns geschieht. Ihre frühere Geschichte nicht weniger, als die neueste in Spanien und Ungarn erzählt uns von Zigeunern mehr als ein Beispiel eines Edelmuthes und einer natürlichen, gesunden und nicht so oft verschrobenen Denkungsweise, welches unsere volle Anerkennung verdient. Unsere staatlichen Verhältnisse machen es allerdings nothwendig, dem Zigeuner-

leben entgegen zu treten, aber ich will darauf hinweiſen, daß ſelbſt die nach unſern Begriffen noch ſo elenden und erbärmlichen Menſchen auch eine achtungwerthe Seite haben können. Lebt etwa der wilde Beduine in ſeinen Wüſten anders als der Zigeuner bei uns? Wir kennen meiſt das Leben des erſteren nur von der poetiſchen Seite, während das des letztern uns in ſeiner nackten Seite bekannt wurde. Den Beduinen hindert nichts in ſeinem Hange nach zügelloſer Freiheit, der Zigeuner muß ſich allenthalben nach den Sitten des Landes richten, in dem er ſein herumſchweifendes Leben führt. Er lebt nicht allein von Igeln, Ratten und Mäuſen, denn auch in Arabien fangen die Beduinen der Wüſte dergleichen Thiere lebendig und verzehren ſie ohne alle Zubereitung. Eine Wüſtenratte hat ſchon mehr als einmal heftigen Streit in Arabien wegen ihres Beſitzes, ſelbſt unter den Bewohnern eines und deſſelben Zeltes, hervorgerufen.

Die Thalſpalte theilt ſich alsbald, wird aber um deſto enger. Die Felſen fallen ſteil herab und eine ſcharfe, ja ſelbſt bisweilen überhängende Kante bildet den Rand der oberſten Terraſſe. Ueberall ſieht man in dem leicht zu bearbeitenden Kalkgeſteine Höhlen, die in uralten Zeiten, ehe die Menſchen ſich Häuſer zu bauen lernten, bewohnt wurden. In ihnen waren damals die Bewohner des Thales gegen die Ueberfälle der unter Zelten lebenden Steppenbewohner geſichert. In einer ſolchen Höhle fand man vor mehrern Jahrzehnten, nachdem in der Krim das chriſtliche Kreuz wiederum den Halbmond verdrängt hatte, ein Marienbild. Der glückliche Fund war bald rings herum bekannt und es ging ſeine Kunde von Jahr zu Jahr weiter. Viele Menſchen kamen, um es zu erſchauen. Es geſchahen Wunder und damit wurde der jährliche Andrang der Menſchen auch größer. Fromme Menſchen ließen ſich in der Höhle nieder und reiche Spenden gläubiger Chriſten geſtatteten ſchon bald darauf die Höhle in eine mehr wohnliche Kapelle umzugeſtalten. Aber auch ſo wurde ſie in kurzer Zeit zu klein und vermochte nicht mehr all die Wallfahrer in ſich aufzunehmen, die ſich, beſonders an gewiſſen Feſten, einfanden. Man ſah ſich bald gezwungen einen Anbau anzubringen; einem Schwalbenneſte gleich hängt dieſer nun jetzt kühn an dem Felſen und ein

vergoldetes, weit hin glänzendes Kreuz ſagt dem Wanderer, der unten im Thale einhergeht, daß hier oben ein heiliger Ort ſei. Wer ihn aber beſuchen will, darf nicht ſchwindelig werden, denn Treppen ſind in das Geſtein der gerade abfallenden Wand gehauen und Leitern vermitteln die verſchiedenen Abſätze. Wehe dem, deſſen Fuß nur einmal ſtrauchelt. Für mich iſt es das größte Wunder, daß hier noch kein Unglück geſchehen ſein ſoll. Obwohl nur ein Paar Prieſter vorhanden ſind, die in der Kapelle regelmäßig Gottesdienſt halten, ſo führt doch der Ort den Namen eines Kloſters. Uſpenskoi Monaſtir bedeutet übrigens nicht, wie meiſtens geſagt wird, „Felſenkloſter", ſondern vielmehr „Kloſter zur Himmelfahrt Mariä".

Wir ritten weiter und erſchauten bald auf der entgegengeſetzten Seite des Kloſters, die hart am Rande ſtehenden Häuſer der Judenveſte, denn dieſes bedeutet das tatariſche Dſchuffuth-Kaleh. Ein eigenthümlicher Anblick, der mich aber an das, was ich in Aſien bisweilen geſehen, erinnerte; oben Häuſer, darunter Höhlen, die älteſten Wohnungen der Menſchen. Die Spalte verliert ſich allmälig; von nun an wurde der Weg ſo ſteil, daß wir von unſern Pferden abſitzen und zu Fuß gehen mußten. Oben angekommen, ſah ich wiederum dieſelben kleinen Häuſer oder Sakly, wie ich ſie ſo häufig in Gruſien und ſonſt geſehen. Durch einfache übereinandergelegte und von keinem Mörtel verbundene Steine ſchloſſen die Bewohner Dſchuffuth-Kaleh's einen viereckigen Raum ab, den ſie ihre Wohnung nannten, und deckten dieſen nach oben zu mit Stangen und Flechtwerk, auf das wiederum eine Schicht Lehm kam. Die Wohlhabenderen, deren es hier mehr als ſonſt im Oriente giebt, hatten zwar im Allgemeinen dieſelbe Bauart für ihre Häuſer angewendet, den abgeſchloſſenen und größeren Raum jedoch in einige Zimmer abgetheilt. Die Häuſer der Reichſten beſaßen ſogar ein Stockwerk, in dem die Familie lebte und zu dem man durch eine hölzerne Treppe von Außen aufſtieg; die untern Räume dienten in dieſem Falle zur Aufbewahrung der Geräthe und hier und da zur Aufnahme des Viehes. In der Regel hatte dieſes aber ſeine Ställe in zugänglichen Felſenhöhlen. Das Haus ſelbſt ſtand meiſt in dem hinteren Theile des kleinen Hof-

raumes, der nach vorn gegen die enge krumme Straße durch eine Mauer abgesperrt war.

Es war uns so vielerlei Gutes über den hiesigen Geistlichen, den Rabbi Salomon Beim, zu Ohren gekommen, daß wir gar kein Bedenken trugen, ihn aufzusuchen und durch ihn Manches über seine Landsleute, die eine besondere Secte bilden und den Namen der Karaiten oder eigentlich Karaim haben, zu erfahren. Wir hatten uns nicht getäuscht, denn der Rabbiner nahm uns nicht allein mit der größten Freundlichkeit auf, sondern wurde selbst unser liebenswürdiger Führer. Die Kenntniß mehrer Sprachen ist im Oriente keineswegs eine Seltenheit. Auch der Rabbiner Salomon Beim bewegte sich mit Leichtigkeit in acht Sprachen und unterhielt sich mit uns deutsch. Obwohl noch jung, (er mochte kaum 30 Jahre zählen,) so gilt er doch unter seinen Glaubensgenossen und auch sonst für einen Gelehrten; auch uns wurde es schon in der ersten Viertelstunde klar, daß wir keinen gewöhnlichen Juden vor uns hatten.

Die Bewohner Dschuffuth-Kaleh's fielen mir durch ihr Aussehen auf, denn sie unterschieden sich in Physiognomie und Körperconstitution wesentlich von unseren Juden. Obwohl von kleinerer Statur, hatten sie doch keinen gedrungenen Körper. Der Kopf war nicht in die Länge gezogen, sondern mehr rundlich. Auch das volle und ebenfalls rundliche Gesicht, auf dem keineswegs scharfe Züge ausgeprägt waren, hatte nichts Jüdisches. Im Durchschnitt haben die Juden bei uns und überhaupt eine große Nase, bei den Karaim hingegen ist sie eher klein als mittelmäßig zu nennen, geht aber wie in der griechischen Physiognomie von der Stirn ziemlich gerade herab. In den ebenfalls rundlichen Augen ist ein dunkler Ring vorhanden, der sich wenig von der Pupille abscheidet. Der Mund erscheint außerordentlich klein und das Kinn steht nur sehr wenig vor. Das Kopfhaar ist zwar schwarz, aber nicht so hart als das unserer Juden, besitzt jedoch ebenfalls keinen Glanz. Der Bart scheint sich bei den Karaim nur mäßig zu entwickeln.

In der Kleidung weichen die hiesigen Juden nur wenig oder gar nicht von den Tataren in Baktschisarai ab; nur hinsichtlich

des Haupthaares unterscheiden sie sich seit der Zeit von ihnen, wo die Krim Rußlands Oberhoheit anerkannte, indem sie dieses nicht mehr nach mohammedanischen Sitten scheren. Ebenso haben sie mit Ausnahme derer, welche die Religion vorschreibt, auch alle Gebräuche mit ihnen gemein und bedienen sich auch der tatarischen Sprache. Sie leben meist vom Handel und besitzen im Baktschisarai ihre Arbeits- und Handelsbuden. An jedem frühen Morgen wandern sie hinab und des Abends vor einbrechender Nacht kehren sie wieder heim. Nach Herrn von Harthausen, dessen vorzügliches Werk, „Studien über die innern Zustände Rußlands", nicht genug zu empfehlen ist, bedienen sich die Karaim in der Familie eines tatarischen Dialektes, der mehr im Osten gesprochen wird, nämlich des Dschagatai.

Die Karaim haben in der neuesten Zeit das Interesse der Gelehrten sowohl, als auch der russischen Regierung in Anspruch genommen. Da ich auf meinen Reisen in den Kaukasusländern und in Armenien während meiner beiden Reisen mir es angelegen sein ließ, über die daselbst wohnenden Juden Auskunft zu erhalten, so möchte es vielleicht von einigem Werthe sein, wenn ich meine Ansichten nicht zurückhalte und zwar um so mehr als sie mit den Angaben des von der russischen Regierung mit der Untersuchung über die Abstammung der Karaim besonders beauftragten Anhängers dieser Secte, Abraham Firkowitsch, so ziemlich übereinstimmen.

Die Karaim unterscheiden sich zunächst dadurch wesentlich von den übrigen Juden, den sogenannten Talmudisten, daß sie den Talmud d. h. die spätern Ueberlieferungen nicht als heiliges Buch anerkennen. In den meisten Stücken stimmen sie zwar überein, aber doch haben sie auch Gebräuche, die wiederum wesentlich abweichen. Wie den Mohammedanern vier Frauen erlaubt sind, so auch den Karaim; die Fälle jedoch, wo Jemand unter ihnen von diesem Rechte Gebrauch macht, sind außerordentlich selten. Ferner schneiden sie bei der Beschneidung nicht die ganze Vorhaut durch. Im Heumonate haben sie nur einen Festtag, während die Talmudisten deren zwei besitzen. Beim Schlachten des Viehes bedienen sie sich endlich, nament-

lich beim Herausnehmen der Eingeweide, nicht derſelben formellen Vorſchriften u. ſ. w.

Nach den neueſten Unterſuchungen iſt es wahrſcheinlich, daß die Karaim von den Juden abſtammen, die in die babyloniſche Gefangenſchaft geführt wurden und nicht wieder heimkehrten. Daß ſich Juden in Armenien und in den transkaukaſiſchen Ländern, ſo wie im Oſten des kaukaſiſchen Gebirges, hauptſächlich in Dagheſtan, ſchon lange vor der Zerſtörung Jeruſalems niedergelaſſen hatten, und daß viele Anzeichen vorhanden ſind, wornach dieſe fortwährend mit ihren wieder zurückgekehrten Landsleuten in Paläſtina in Verbindung ſtanden, habe ich ſchon mehrmals in meinen frühern Reiſeberichten Gelegenheit gehabt, weitläufiger zu beſprechen. Ich muß daher, wer ſich ſpeciell für dieſen Gegenſtand intereſſirt, dorthin (Reiſe durch Rußland nach dem kaukaſiſchen Iſthmus 2. Bd. und Wanderungen im Oriente 3. Bd.) verweiſen.

Wenn die Juden Armeniens und des kaukaſiſchen Iſthmus ſchon lange vor Chriſtus von ihrem frühern Vaterlande fern geweſen waren, ſo mußten doch die Bande, die ſchon vorher allmälig locker geworden ſein mögen, nach der Zerſtörung Jeruſalems ganz und gar zerreißen. Es ſcheint in der That in der ſpätern Zeit alle Verbindung aufgehört zu haben. Die armeniſchen und kaukaſiſchen Juden erhielten ſich die Lehre Moſis um ſo reiner, als ſie zum großen Theil, namentlich in Dagheſtan, ungeſtört ihrem vom Vater auf den Sohn vererbten Cultus huldigen konnten. Ganz anders aber verhält es ſich mit denen, die in Paläſtina zurückgeblieben und ſpäter vertrieben oder von ſelbſt geflüchtet waren, denn bei ihrer allenthalben ſehr untergeordneten Stellung nahmen ſie von andern Völkern, unter denen ſie lebten, wenn auch oft nur durch die Verhältniſſe beſtimmt, manches in ihrem Cultus auf. Die cabbaliſtiſchen Streitigkeiten unter den Chriſten gingen, wenn auch auf andere Weiſe, ebenfalls auf die unter ihnen lebenden Juden über. Die talmudiſtiſche Lehre wurde hauptſächlich in den Schulen von Tiberias und Babylon im fünften bis achten Jahrhundert im Judenthume ausgebildet. Von Jahr zu Jahr faßte ſie feſtere Wurzel und verſchaffte ſich endlich volle Gel-

tung. Natürlicherweiſe hatte ſich auch der talmudiſtiſche Gottesdienſt um ſo mehr von dem der in Armenien und im Kaukaſus wohnenden Juden entfremdet, je treuer die letztern dem Urjudenthume geblieben waren. Es gilt ein Gleiches für alle Anhänger des alten Teſtamentes, die vor Einführung des Talmud mit ihren Landsleuten nicht mehr in Berührung ſtanden. So ſollen namentlich in China zahlreiche Juden wohnen, die ebenfalls nichts vom Talmud wiſſen.

Ein Theil der Juden in Armenien und am Kaukaſus lernten erſt ſehr ſpät den Talmud kennen und erhielten ihn nach vielſeitigen Bemühungen ihrer Glaubensgenoſſen in Konſtantinopel. Im dritten Bande meiner Wanderungen im Oriente habe ich ebenfalls weitläufiger darüber berichtet. Ueber die Einführung des Talmud entſtand unter den kaukaſiſchen Juden ein heftiger Streit; diejenigen, welche ihrem Glauben treu blieben, waren gezwungen, auszuwandern und begaben ſich nach der Krim. Hier fanden ſie Glaubensgenoſſen vor. Aber nach den hiſtoriſchen Documenten des oben genannten Abraham Firkowitſch läßt ſich die Anweſenheit von Juden in Dſhuffuth-Kaleh bis in das Jahr 640 v. Chr. zurückführen. Nach genanntem Gelehrten leben jedoch auch fortwährend im Kaukaſus Juden, die den Talmud nicht anerkennen; ihre Zahl ſoll aber ſehr gering ſein. Außerdem finden ſich wenige Karaim in mehrern weſtlichen und ſüdlichen Gouvernements von Rußland.

Nach allem dieſem kann man die Karaim keineswegs als eine jüdiſche Secte anſehen, die ſich von der Mutterkirche getrennt hat. Im Gegentheil ſind ſie gerade die Juden, welche ſich die reine Lehre erhalten haben, während die Talmudiſten umgekehrt bedeutend abgewichen ſind. Die jetzige Reformpartei unter den deutſchen Juden ſuchte auch, zum Theil wenigſtens, den Cultus auf das Urjudenthum zurückzuführen und nähert ſich dadurch weſentlich den Karaim.

Die Karaim ſind in ihrem Urtheile über Andersgläubige bei Weitem milder als die Talmudiſten. Dieſer Umſtand mag hauptſächlich die Urſache ſein, warum ihrem Aufenthalte unter Mohammedanern und Chriſten weniger Schwierigkeiten entgegengeſetzt wurden, als jenen. So viel man weiß, haben die Karaim nirgends Ver-

folgungen wegen ihres Glaubens erlitten. Sie ſind auch weit arbeitſamer und deshalb wohlhabender. Keineswegs ſtehen ſie wie die Talmudiſten in Betreff der Treue und Ehrlichkeit in gleich ſchlechtem Rufe. Aus dieſer Urſache bemerken Handwerker in Sebaſtopol abſichtlich auf ihren Aushängeſchildern, daß ſie zu den Karaim gehören.

Ueber den Urſprung des Wortes Karaim iſt man verſchiedener Meinung. Am Wahrſcheinlichſten iſt die, wornach die Juden, welche nach Armenien aus Aſſyrien und Babylonien verſetzt wurden, den Namen Karaim beſaßen. Nach andern wäre die Bezeichnung Karaim oder Karäer urſprünglich für die Anhänger des Rabbi Aman, der den Talmudiſten in Syrien entgegentrat und eine beſondere Secte geſtiftet haben ſoll, gebraucht worden.

Die Anweſenheit von Juden im Kaukaſus mag in dem erſten Jahrhunderte nach Chr. bedeutender geweſen ſein. Vielleicht hatten ſie einen weſentlichen Einfluß auf die Annahme der jüdiſchen Religion durch die Chaſaren. Es iſt auf jeden Fall eine eigenthümliche Erſcheinung, daß ein ganzes Volk auf einmal eine Religion annimmt, deren Anhänger auch nicht den geringſten Einfluß ausübten und bereits mehr oder weniger der Verachtung Preis gegeben waren. Ebenſo unerklärbar iſt es, wohin die jüdiſchen Chaſaren nach ihrer Vertreibung gekommen ſind. Da deren Herrſcher in der Krim ihren Hauptſitz hatten, ſo iſt es ferner nicht unwahrſcheinlich, daß eine Menge Juden aus dem Kaukaſus veranlaßt wurden, ſich unter ihren neuen Glaubensgenoſſen in der Krim niederzulaſſen. Das älteſte Document der Karaim in Dſhuffuth-Kaleh ſtammt auch in der That aus der Blüthezeit der jüdiſchen Chaſaren in der Krim, nämlich aus dem 7. Jahrhundert. Mein Gewährsmann aus Kuba mag demnach doch nicht ſo Unrecht haben, wenn ſeiner Behauptung nach die Krim'ſchen Karaim urſprünglich aus dem Kaukaſus ſtammten, nur daß er die Auswanderung weit ſpäter geſchehen läßt. Auch unſer liebenswürdiger Wirth Rabbi Salomon Beim ſtimmte, als ich das, was ich in Kuba vernommen, ihm mittheilte, bei, zumal auch unter ſeinen Landsleuten ſich die Sage vorfände, daß ihre Vorfahren aus der Umgegend von Derbend gekommen ſeien.

Wir beſahen uns die neuerbaute Synagoge. Sie iſt von Außen zwar unanſehnlich, deſto mehr beſitzt ſie aber im Innern allerhand koſtbare Geſchirre, die zum großen Theil, ſelbſt die vielen Leuchter, aus dem reinſten Silber gefertigt ſind. Mehr intereſſirte mich eine Pergamentrolle, auf welcher das alte Teſtament höchſt ſauber und zierlich in hebräiſcher Sprache geſchrieben war. Von den vielen andern Manuſcripten, die der Freiherr von Harthauſen geſehen hat, und von denen er ſich für die Verbeſſerung des Bibeltextes und für die Geſchichte ſo viel verſpricht, habe ich leider keins geſehen.

Es iſt wahrſcheinlich, daß in den erſten Zeiten der Tatarenherrſchaft in der Krim die Chane ihre Reſidenz in dem feſten Dſchuffuth-Kaleh beſaßen. Mehrere Grabmäler von Tataren deuten wenigſtens darauf hin. Unter andern zeigte uns der freundliche Rabbi ein zwar kleines, aber ſonſt hübſches Mauſoleum, was nur aus einer Kuppel beſtand. Hier ſoll die ſchöne Tochter eines Tatarchans, der Tochtamyſch genannt wird, begraben liegen. Wer dieſer Tochtamyſch geweſen? ob der unglückliche Herrſcher von Khiptſchakh, der in einer Schlacht gegen Timur Krone und Leben verlor, oder irgend ein anderer, wußte mir Salomon Beim ebenſo wenig zu ſagen, als was es für eine Bewandtniß mit dem Gatten der ſchönen Chanstochter, dem Genueſer Jefroſin, gehabt habe.

Spät am Abende traten wir unſern Rückweg an. Der freundliche Prieſter führte uns noch zu dem Gottesacker. Er liegt weiter unten gegen den Anfang der Schlucht, die hier den Namen des Joſaphat-Thales führt. Die jüdiſchen Begräbnißplätze haben ſonſt, namentlich in Konſtantinopel und überhaupt in Aſien, einen ſehr traurigen Eindruck auf mich gemacht; ganz anders war es hier. Ich ſah zwar wiederum blendend weiße Kalkſteine; aber in größter Ordnung ſtanden die dicht oft mit goldenen Inſchriften beſetzten Grabmäler neben einander und Eichen, weniger Ulmen und Weißbuchen, beſchatteten die heiligen Stellen. Das grelle Weiß wurde durch das liebliche Grün des Baumlaubes unendlich gemildert. Ein Grabmal hatte aber genau die Form des andern.

Die Sonne war bereits untergegangen, als wir uns wiederum

in der Nähe des Kloſters zur Himmelfahrt Mariä befanden, zum Glück leuchtete der ziemlich volle Mond mit ſeinem matten Lichte. Ich weiß nicht, warum ich ſchon von meiner Kindheit an, Felſenpartien gern im Mondſcheine geſehen habe. Ich erinnere mich noch genau der Zeit, wo ich als Gymnaſiaſt auf einer Reiſe in der ſächſiſchen Schweiz die ganze Mondſcheinzeit benutzte, um die intereſſanteſten Punkte derſelben, beſonders die Umgegend der Baſtei, zu beſchauen. Die Felſen nehmen ſich bei Mondſchein ganz anders aus als bei hellem Sonnenlichte. Wildes bizarres Geſtein wird gemildert, da die Conturen ſich nicht ſo ſcharf abſchneiden, andere Partien hingegen durch Mondſchlagſchatten romantiſcher. Das Dunkel hinter den beleuchteten Vorſprüngen giebt der Phantaſie Gelegenheit, ſich neue Bilder zu ſchaffen, die ſelbſt lebendig zu werden ſcheinen, wenn zufällig von Wind bewegte Bäume auf dem Schatten werfenden Vorſprunge ſtehen.

Wiederum kamen wir zu den Zigeunern, ſahen die glühenden Oefen und vernahmen den lauten Ton des ſchwingenden Hammers, denn alle Zigeuner ſind, wie bekannt, geborne Schmiede. Die gerad aufgerichteten und an der Spitze mit einem Turban verſehenen Grabſteine des tatariſchen Gottesackers warfen lange Schatten, die, den Geiſtern gleich, ruhigen Schrittes einher zu wandeln ſchienen, in der Weiſe, wie wir uns ſelbſt zu Pferde weiter bewegten. Die Straßen der Tatarenſtadt waren ſtill und leer. Das laute Geräuſch des Tages war verſchwunden. Nur in den Kaffeehäuſern brannte ein mattes Licht; ſonſt war es dunkel, denn die Häuſer haben hier ihre Rückſeite der Straße zugewendet oder lagen verſteckt im Hofraume. Endlich kamen wir wiederum zu der Poſtſtation, die außerhalb der Thalſpalte auf freiem Felde liegt und von der wir ausgegangen, und beſchloſſen, die helle Mondnacht auch weiter zu benutzen und noch eine Station zurückzulegen.

Fünftes Kapitel.

Sebastopol.

Die Landzunge; Bodenverhältnisse; Chersones; die Gothen; der Name Sebastopol; Hafen; Nikolaus-Bastei; Docks; Kai; Bibliothek; Kirche; Kosarsky; Katharina II.; Boulevard; Flotte des Schwarzen Meeres; Tschernorätschka; Inkjerman; Wasserleitung; Tunnel; Krypten; Uschakoff'sche Schlacht; ein Invalide.

Bald saßen wir wiederum auf dem kleinen Postwagen und wurden von dem Dreigespann rasch dahingeführt. Auf der Hälfte des 23 Werst langen Weges kamen wir in das hübsche muldenförmige Thal des Belbeck, was ein einziger Obst- und Weingarten zu sein schien. Von Seiten der Tataren sollen hier die besten Aepfel gezogen werden. Das Dorf, was darin liegt und sich weit dahin zieht, führt den Namen Duwanköi, d. i. Duwan-Dorf und hat eine außerordentlich freundliche Lage, denn in jedem Obstgarten liegt ein Haus. An der Poststation hielten wir an, ließen unsere Sachen hinein schaffen und beschlossen hier zu übernachten, um am andern Morgen in aller Frühe dem kaum 1½ Meile entfernten Sebastopol zuzufahren. Der Tag graute und wir saßen wiederum im Wagen. Nach einer Stunde hatten wir bereits die Hafenbucht von Sebastopol erreicht und fuhren auf einem Kahne nach der auf der andern Seite liegenden Stadt. Wiederum war es ein deutsches Wirthshaus, in dem wir ein gutes Unterkommen fanden. Wir gönnten uns kaum so viel Zeit, um ein Glas Kaffee — in Rußland trinkt man, wie in Süddeutschland, Kaffee und Thee gewöhnlich aus Gläsern — zu trinken und wanderten durch die eigenthümliche Stadt. Unser freundlicher Wirth, der gewöhnlich in der ganzen Stadt mit seinem Vornahmen Johann (oder da die Russen das „h" nicht haben und sonderbarer Weise nicht dafür sich des ähnlicheren „ch," sondern des harten „g" bedienen, Jogann) bekannt ist, hatte uns das Nöthige mitgetheilt, um uns zunächst eine gute Uebersicht zu verschaffen.

Der Boden, auf dem Sebaſtopol liegt, iſt in jeglicher Hinſicht ein ſo intereſſanter, daß er wohl eine nähere Beſchreibung verdient. Wie der Kaukaſus an ſeinen beiden Enden in ſchmale Landzungen ausläuft, ſo nicht weniger das Krim'ſche Küſtengebirge, wenigſtens auf ſeinem Weſtende. Es hat ſich auf dieſe Weiſe eine Landzunge gebildet, die ſich von Oſt nach Weſt zieht und in dieſer Richtung eine Länge von ungefähr 3 Meilen beſitzt. Die Breite mag gegen 1¾, der ganze Umfang hingegen 8—9 Meilen betragen. Sie bildet ein durch Schluchten vielfach zerriſſenes Plateau, was ſich auch nach Oſt noch eine Strecke fortſetzt und dort gegen das feſte Land durch eine Thalſpalte, in deren oberm Ende ein Bach fließt, getrennt wird, während der untere ſehr tiefe Theil durch das Meer ausgefüllt iſt. Es hat ſich dadurch ein ſchmaler Meerbuſen gebildet, der einen der beſten Häfen der ganzen Welt bildet und ſeiner Vorzüglichkeit halber von der ruſſiſchen Regierung auch als Kriegshafen für die Flotte im Schwarzen Meere benutzt und fortwährend dazu eingerichtet wird. Es kommt noch dazu, daß die Landzunge wiederum auf ſeiner Nordſeite vier Spalten beſitzt, die ebenfalls ſehr tief ſind und ſich mit Waſſer aus der großen Hafenbucht angefüllt haben.

Nach Dubois de Montpéreux ſind dieſe Vertiefungen nicht neptuniſche Auswaſchungen, ſondern vulkaniſchen Urſprunges. Durch Ausbrüche iſt das darüber liegende ſehr neue Geſtein, das nach ihm dem Steppenkalke angehört, vielfach verändert worden. Verſteinerungen findet man jedoch nur ſehr ſelten und die wenigen ſind ſo verändert worden, daß ſich, wenigſtens in der Bucht von Sebaſtopol, keine mit Beſtimmtheit mehr erkennen läßt. Je mehr man ſich aber weiter nach Oſten wendet, alſo dahin, wo die vulkaniſchen Einflüſſe geringer waren, häufen ſich die Muſchelſchalen; man hat bald die höchſt intereſſante Thatſache, daß die Muſcheln im Anfange dem Meere, ſpäter jedoch ſüßen Gewäſſern angehört haben, daß beide aber auch zum Theil bunt durcheinander liegen. Das Geſtein wird übrigens nach Süden zu älter; während im Norden es der neueſten Tertiärzeit angehört, wird die Landzunge im Süden durch Juragebilde begränzt.

Das Plateau iſt ſehr unfruchtbar, zumal noch Waſſer-Mangel dazu kommt. Seine Oberfläche ſtellt einen ächten Pampas dar, der nur im erſten Frühlinge und im Herbſte ſich mit geringer Vegetation bedeckt. Als ich hier verweilte, ſah ich nur wenige Flockenblumen mit kleinen Blüthenkörbchen (Centaurea diffusa Lam. und C. alba L.), Andorn mit graufilzigen Blättern (Marrabium peregrinum L.), Wermuth (Artemisia pontica L. und maritima L. β. taurica Bieb, gabeläſtige Seſeli's (Seseli dichotomum Pall. und S. tortuosum L.) und unſcheinliche Melden-blüthler (Chenopodium urbicum L., album Koch, Atriplex roseum L. u. ſ. w.). Nur da, wo die Landzunge mit dem Feſtlande zuſammenhängt, wuchs Eichengebüſch.

Wahrſcheinlich ſchon im 6. Jahrhunderte v. Chr. ſiedelten ſich an der nördlichen Hafenbucht Handeltreibende Bewohner der pontiſchen Herakleia an und gaben der neuen Colonie den Namen ihrer Vaterſtadt. Der dürre, unfruchtbare Boden der Halbinſel erinnerte ſie aber keineswegs an die grünen und bewachſenen Landſchaften ihrer Heimath und veranlaßte ſpäter die Griechen ſie Cherroneſos oder Cherſoneſos, d. h. unfruchtbare Inſel, zu nennen. Zur Unterſcheidung von andern Halbinſeln — denn Cherſoneſos bedeutet bei den Griechen auch eine in das Meer ſich hineinziehende Landzunge — bekam dieſe noch den Beinamen des herakleotiſchen Cherſoneſos. Mit der Zeit erhielt die Stadt, welche den Namen Cherſon annahm, um ſo mehr Gewicht, als ihre Bewohner den ganzen Handel mit der Nord- und Weſtküſte des Schwarzen Meeres an ſich zu reißen vermochten und dadurch zu Wohlhabenheit und Macht gelangten. Eiferſüchtig auf ihre Blüthe verſuchten die bosporaniſchen Könige auf der andern Seite der Krim vergebens, ſie zu demüthigen. Im Gegentheile zogen ſie häufig die kürzern. In den Zeiten der Völkerwanderung ging Pantikapäon unter und alle Reiche und Völker im Norden des Schwarzen Meeres verloren ſich aus dem Buche der Geſchichte, nur Cherſon erhielt ſich, wenn auch nicht mit der frühern Bedeutung, gegen alle Stürme. Als die Gothen die Krim bewohnten, ſcheinen ſie ſich auch Cherſons bemächtigt zu haben, denn Prokop nennt ſie beſtimmt eine gothiſche Stadt.

Die Geſchichte der Gothen in der Krim iſt, ſo wichtig und intereſſant ſie auch ſein müßte, noch keineswegs hinlänglich erforſcht. Um ſo mehr müſſen wir dem Profeſſor Maßmann, der ſich überhaupt ſchon um deutſche Alterthumskunde ſehr verdient gemacht hat, Dank wiſſen, daß er jetzt die Zeit ihres Aufenthaltes in der Krim zum Gegenſtande beſonderer Unterſuchungen macht. In einem beſondern Vortrage, welchen er in der geographiſchen Geſellſchaft zu Berlin hielt und der bereits auch in den Monatsberichten abgedruckt iſt, hat er die Wichtigkeit des Gegenſtandes verdientermaßen hervorgehoben. In der erſten Zeit der Völkerwanderung zogen ſich die Gothen in das wilde und wenig zugängliche Küſtengebirge zurück und erhielten ſich in demſelben wenigſtens bis in das ſechzehnte Jahrhundert. Als die Chaſaren Herrn der Halbinſel Krim wurden, erhielt dieſe den Namen Chaſarien; fortwährend wurde aber die Südküſte und namentlich der weſtliche Theil mit der oben bezeichneten Landzunge Gothien genannt. Der Name Chaſarien verſchwand aus der Geſchichte, während die Bezeichnung Gothien für denſelben Umfang blieb. In einem Vertrage zwiſchen dem Herrſcher der goldenen Horde und den Genueſern von Kaffa, der im Jahre 1380 abgeſchloſſen wurde, wird Gothien den letztern zugeſprochen.

Es müſſen demnach in dieſer Zeit noch Gothen in der Krim exiſtirt haben. Die bekannte und viel beſprochene Erzählung des Holländers Rubruquis, der im Jahre 1253 hier noch gothiſch ſprechen hörte, iſt gewiß keine Fabel, ſondern eine Thatſache. Erſt die rohen Horden der Türken fielen mit wahrer Tigerwuth, von der zu ſprechen ich ſchon oben Gelegenheit hatte, über die unglücklichen chriſtlichen Bewohner und demnach auch über die Gothen her und metzelten ſie nieder oder zwangen ſie doch wenigſtens, ihren Glauben abzuſchwören und den Islam anzunehmen. Ein Zeitgenoſſe erzählt die heldenmüthige Vertheidigung der beiden Herzöge von Mangup, einer jetzt in Trümmern liegenden Burg, und nennt dieſe die letzten Reſte des gothiſchen Volkes und der gothiſchen Sprache. Nach einem andern Schriftſteller, der freilich hundert Jahre ſpäter lebte, ſollen jedoch dieſe beiden Herzöge Griechen geweſen ſein.

Während meines längern Aufenthaltes auf der Südküste hatte ich vielfach Gelegenheit mich mit den dortigen Bewohnern bekannt zu machen. Sie führen zwar ebenfalls den Namen der Tataren, unterscheiden sich aber wesentlich von denen der nördlichen Ebenen. Es ist gar keine Frage, daß sie eines ganz andern Ursprungs sind und vielleicht keinen Tropfen mongolisch-tatarischen Blutes in sich haben. In der Größe stimmen sie noch am Meisten mit ihren Glaubensgenossen überein, aber in Physiognomie und Körperconstitution weichen sie so sehr ab, daß ihre Verschiedenheit schon allen und selbst den oberflächlichsten Reisenden aufgefallen ist. Ich weiß freilich nicht, wie die Gothen ausgesehen haben, und will auch gar nicht mit Bestimmtheit aussprechen, daß die Tataren des Gebirges gothischen Ursprunges sind. Viel Aehnlichkeit besitzen allerdings die letztern mit den Griechen. Es ist wohl auch gar kein Zweifel, daß griechisches Blut, zum Theil wenigstens, in den Tataren der Südküste fließt. Die Männer sind im Allgemeinen zwar klein, wie auch die Griechen, aber sonst recht hübsch, nur etwas untersetzt und besitzen stets eine edle Physiognomie. Frauen und Mädchen sieht man nicht selten unverschleiert.

Nach dieser gewiß nicht uninteressanten Abschweifung kehre ich zu der Beschreibung des heutigen Sebastopols zurück. Die Russen, welche das griechische Beta nicht, wie wir, unserm deutschen „b" ähnlich, sondern wie „w" aussprechen, nennen die Stadt Sewastopolis. Es giebt wenige Städte, in deren Namen auch ihre Bedeutung liegt. Zu ihnen gehört aber Sebastopol, denn das Wort bedeutet eine Ehrfurcht gebietende oder kaiserliche Stadt. Man braucht nur die drei Paar Basteien, welche den Eingang zum Hafen bewachen, oder die Riesenarbeiten der Admiralität, die Docks u. s. w. anzusehen, welche die russische Regierung seit mehrern Jahrzehnten aufführen läßt und von denen ich alsbald weiter sprechen werde, und man wird gewiß den nöthigen Respekt bekommen. Den Namen Sebastopolis erhielt in den ersten Jahrhunderten nach Christus Dioskurias, noch früher das wichtigste Emporium auf der Ostküste des Schwarzen Meeres, von seinen damaligen Herren, den byzantinischen

Kaiſern. Aber grade ſeitdem die Stadt den ſtolzen Namen trug, kam ſie in Verfall.

Nicht ſo verhält es ſich mit dem heutigen Sebaſtopolis, das mit jedem Jahrzehent an Bedeutung gewonnen hat. Kein Ort im Schwarzen Meere ſcheint ſo berufen zu ſein eine wichtige Rolle zu ſpielen, als Sebaſtopol. Während der Name Sebaſtopol von der Oſtküſte des Schwarzen Meeres auf den ruſſiſchen Kriegshafen übertragen wurde, hat man die Bezeichnung des hier in uralter Zeit liegenden Cherſon einer Handelsſtadt gegeben, die am Ausfluſſe des Dnjepr liegt und zu großen Erwartungen berechtigen ſollte, aber, bis jetzt wenigſtens, keineswegs dieſem entſprochen hat.

Ich beginne bei der Beſchreibung von Sebaſtopol mit dem Hafen. Er zieht ſich ungefähr eine Stunde landeinwärts und wird allmälig flacher. Am Ausgange mag die Breite eine Viertelſtunde und etwas mehr betragen. Nach Norden zu wird die Bucht durch ein hohes Ufer begränzt, ſüdlich hingegen laufen, wie ſchon oben erwähnt, vier kleinere Buchten in die Landzunge hinein und ſind allenthalben von ziemlich hohen Ufern umgeben. Von ihnen werden die beiden mittlern als Kriegshäfen benutzt. Dieſe beſitzen ſelbſt gegen ihr oberes Ende noch eine Tiefe von faſt vierzig Fuß, alſo hinlänglich, um die größten Schiffe zu tragen. Nur die erſte Bucht unweit des Einganges, die den Namen der Artilleriebucht führt, dürfen allein Kauffartheiſchiffe benutzen, während die letzte, die ſogenannte Schiffwerftsbucht, nicht gebraucht wird. Obwohl auch außerhalb der Hafenbucht das Meer allenthalben eine nicht unbedeutende Tiefe beſitzt — denn am Ausgange derſelben beträgt dieſe ſiebzig, achtzig und mehr Fuß — ſo iſt doch zur Sicherung der Einfahrt die nöthige Vorſicht dadurch getroffen, daß in der Ferne zwei Leuchtthürme erbaut und ſo zu einander geſtellt ſind, daß, wenn man ohne Gefahr in den Hafen einlaufen will, der eine Leuchtthurm den andern vollſtändig decken muß, ſo daß man nur den einen ſehen darf. Die Räume des ganzen Hafens ſind ſo groß, daß in ihnen nicht allein die ruſſiſche Flotte des Schwarzen Meeres eine ſichere Zuflucht finden kann, ſondern daß auch ſämmtliche Kauffartheiſchiffe, ſelbſt wenn

ihre jetzige Zahl ſich verdoppeln ſollte, ſich darin den Nachſtellungen ihrer Feinde entziehen können.

Man kann ſich wohl denken, daß die ruſſiſche Regierung auch die nöthige Sorgfalt getragen hat, um die eigenen Schiffe im Hafen zu ſichern, jedem fremden hingegen den Eingang zu verwehren. Vier ſtarke Baſteien, auf jeder Seite zwei, ſtehen zu dieſem Zwecke gleich am Anfange der Hafenbucht und vermögen mit ihren Kanonen das furchtbarſte Kreuzfeuer zu unterhalten. Die beiden äußerſten führen den Namen der Alexanders- und Konſtantins-Baſtei. Von den beiden innern war, als ich mich hier befand, die eine auf der Südſeite im Oſten der Artilleriebucht, welche den Namen Nikolaus-Baſtei beſitzt, ſo ziemlich fertig, während die gegenüberliegende erſt in Angriff genommen war.

Es wurde uns erlaubt, die Nikolaus-Baſtei näher zu beſichtigen. Mir war das Herz ganz wehmüthig, als ich hier nichts als Mordinſtrumente ſah. Die genannte Baſtei bildet einen etwas flachen Halbmond und beſitzt drei über einander liegende Etagen. Wie man ſich denken kann, war das ganze Gebäude bombenfeſt. Ich wunderte mich, daß man den weichen Steppenkalk von Inkjermann zum Bau benutzt hatte, da dieſer, Wind und Wetter ausgeſetzt, ſchneller verwittert als Granit und anderes plutoniſches Geſtein, was man, namentlich außerordentlich harten Grünſtein (Diorit), in der Nähe hätte haben können. Vielleicht iſt aber grade weiches Geſtein am beſten geeignet, Bomben zu widerſtehen. Daß Granit unſern jetzigen Wurfgeſchoſſen keineswegs auf die Länge der Dauer wiederſteht, haben wir in dieſen Tagen erſt bei der Eroberung von Bomarſund geſehen.

Im Erdgeſchoſſe lagen die Bomben und Granaten; ich ſah die Oefen, in denen die Kugeln bis zum Rothglühen erhitzt wurden, ehe man ſie wirft. In den Etagen waren drei Batterien, eine jede mit 196 Kanonen, aufgeſtellt. Die größern Kanonen, welche vierundſechszigpfündige Kugeln werfen, hatte man von den übrigen getrennt und ſtanden in beſondern kleinen Zimmern, hinter denen der Raum wiederum für die Kanzlei und zu ähnlichen Erforderniſſen benutzt

war. Die größern Räume enthielten zwanzig und mehr Kanonen und dienten zu gleicher Zeit den Soldaten zur Kaſerne. Ich habe ſchon mehrmals Gelegenheit gehabt, der großen Ordnung und Reinlichkeit in den ruſſiſchen Kaſernen rühmend zu gedenken, hier ſchien mir aber alles noch weit ſauberer und netter. Man erzählte mir, daß ſpäter eine vierte Batterie auf das Dach kommen würde. Bei den beiden vordern Baſteien iſt es bereits der Fall. Dieſe ſind übrigens kleiner und haben eine jede nur im Ganzen 360 Kanonen.

Die eigentliche ziemlich unregelmäßige und weitläufige, aber im Allgemeinen doch freundliche Stadt, liegt auf der äußerſten Landzunge nach dem Meere zu und zieht ſich einerſeits bis an das Meer hin, andererſeits erſteigt ſie auch die Höhe der ganzen Halbinſel und breitet ſich hinter den vier Buchten noch weiter aus. Die kleinen Landzungen ſelbſt zwiſchen den oben genannten Buchten ſind zu verſchiedenen Zwecken, hauptſächlich zu Kaſernen, benutzt. Ein kleiner Vorſprung, der in den Kriegshafen ſich erſtreckt, wurde bis auf die Sohle abgetragen, um einer neuen Admiralität oder einer Schiffswerft Platz zu machen. Es iſt dieſes in der That eine gigantiſche Arbeit, an der bereits ſeit mehrern Jahren viele Hundert Menſchen unausgeſetzt arbeiten. Ein früherer Officier hat die Abtragung in Akkord genommen und erhält dafür über eine Million Thaler. Man erzählte mir, daß im Jahre 1851 der Bergvorſprung abgetragen ſein müſſe; demnach wäre er jetzt ganz verſchwunden. Zur ſchnellern Wegſchaffung des Tuffes und der Erde hatte man eiſerne Schienen gelegt; mit Leichtigkeit ſchoben wenige Menſchen ungeheure Laſten vor ſich hin.

Ein nicht minder großartiges Werk ſind die Docks, die erſt vor Kurzem vollendet worden waren. Hier werden die neuen Schiffe gebaut und der Reparatur unterworfen. Bis dahin war man faſt ganz und gar außer Stande, Linienſchiffe auszubeſſern. Dieſe Ausbeſſerung geſchieht nun einfach durch die Docks, die aus drei hinter und übereinander liegenden Baſſins beſtehen. Jedes Baſſin war ſo geräumig, daß man in jedes zu gleicher Zeit zwei Linienſchiffe transportiren konnte. Soll ein Schiff ausgebeſſert werden, ſo bringt man es aus

dem Hafen in das erste Bassin, dessen Wasser mit dem des Hafens in gleichem Niveau steht, und schließt dieses durch wasserdichte Schleußen ab. Der Boden der beiden andern Bassins ist trocken, da er höher als das Niveau des Hafens liegt. Durch eine höher liegende Wasserleitung, von der ich alsbald mehr berichten werde, wird so viel Wasser in das unterste Bassin gelassen, bis dieses in so weit angefüllt ist, daß es in gleichem Niveau mit dem zweiten, was sich ebenfalls anfüllt, steht. Wie das Wasser steigt, hebt sich natürlich auch das Schiff und befindet sich alsbald über dem Spiegel des Hafens. Man bringt es nun in das zweite und mittlere Bassin und eine zweite Schleuße sperrt das untere Bassin von dem mittlern ab. Während man das Wasser in dem untern Bassin wiederum in den Hafen abfließen läßt, füllt man hingegen aus der Wasserleitung das mittlere noch mit so viel Wasser an, daß es mit dem obersten gleiches Niveau hat und dieses nun das Schiff aufnehmen kann. Nun sperrt man auch dieses durch eine Schleuße ab und entläßt zuerst aus dem mittlern, dann aber auch, indem man die Schleuße wieder öffnet, das Wasser aus dem obern Bassin. Auf diese Weise bringt man das Schiff, ohne daß es eine Beschädigung erhält, auf das trockene Land und kann es mit leichter Mühe einer Reparatur unterwerfen. Die Höhe der Docks, wo die Schiffe ausgebessert werden, liegt vierzig Fuß über dem Spiegel des Hafens. Der Raum ist so bedeutend, daß zu gleicher Zeit drei Linienschiffe, zwei Fregatten und noch andere kleinere Fahrzeuge in Angriff genommen werden können. Denn mit dem großen und ersten Bassin, in das sich das Wasser aus der Leitung unmittelbar ergießt, stehen noch auf der Seite sieben kleinere Behälter in Verbindung. Was ein solcher Schiffsdock kostet, davon haben Bewohner des Festlandes gar keinen Begriff. So wurden unter Andern nur die Schleußen für eine Summe von 270,000 Silberrubel von England bezogen.

In der Nähe der Docks wurde auch ein Eling erbaut. Unter diesem Namen, der dem des Erfinders entnommen ist, versteht man eine Vorrichtung, durch die kleinere Schiffe einer Ausbesserung unterworfen werden können. Das Schiff erhält hier nämlich einen

Mantel und wird so durch Maschinen aus dem Wasser auf das Trockne gebracht. Trotz des Mantels und bei aller Vorsicht leidet aber doch ein Schiff mehr oder weniger dabei. Der Eling sollte schon im nächsten Jahre fertig werden und wird demnach schon seit geraumer Zeit der Benutzung übergeben sein.

Nicht weniger nahm der Kai meine volle Bewunderung in Anspruch. Auch er war noch nicht vollendet; was ich aber sah, erschien schön. Die Einfassungen, Pfeiler u. s. w. hatte man von Granit, den man mit großen Kosten an den Ufern des Bug brach und hierher schaffte, den Boden hingegen von Grünstein aus Alupka und andern Orten der Südküste verfertigt. Wie mir erzählt wurde, sind Kalkquadern zum Unterbau benutzt worden. Auf jedem Fall wird dieser Kalk aber ein festeres Gestein sein, als das, was man in der Nähe bricht.

Die eigentliche Stadt besitzt einen um so freundlicheren Anblick als man vor vielen Häusern Bäume sieht, und selbst Lauben, am häufigsten aus Weinreben bestehend, angebracht sind. In dieser Hinsicht verdient vor Allem die Katharinenstraße einer Erwähnung, zumal sie auch nicht, wie gewöhnlich sonst in Rußland, eine übermäßige Breite besitzt. Nach dem Kriegshafen zu wohnen die Officiere und höhern Beamten, nach dem Meere zu hingegen die verheiratheten Matrosen, Unterofficiere und Subalternen. Auf einem hohen Punkt der Stadt steht das thurmähnliche Bibliotheks-Gebäude, das man eher für eine Sternwarte halten möchte. Ohne Zweifel würde die Höhe sich mildern, wenn andere hohe Gebäude in der Nähe ständen. Eine schöne, breite Treppe führt zu den innern Räumen und ist auf jeder Seite mit einer Sphinx geschmückt. Das Innere erscheint geschmackvoll, aber auch praktisch eingerichtet. An den Wänden sind allerlei Schiffe in Form von Basreliefs angebracht. Von besonderer Schönheit ist das Modell eines Schiffes, was mitten im Lesezimmer steht.

Nicht weit von dem Bibliothekgebäude steht eine neue Kirche, zu der man sich den Theseus-Tempel in Athen als Muster genommen hat. Es ist eine Basilika von dorischen Säulen umgeben. Vor allen

andern russischen Kirchen zeichnet sie sich dadurch zu ihrem Vortheile aus, daß sie im Innern eine ansprechende Einfachheit besitzt und nicht, wie es gewöhnlich der Fall ist, mit mittelmäßigen oder gar schlechten Bildern überladen wurde.

Von hier aus besuchten wir das Denkmal, was dem tapfern Kosarsky gesetzt ist und sich ebenfalls durch seine Einfachheit auszeichnet. Kosarsky gerieth nämlich im letzten türkisch-russischen Kriege zwischen drei feindliche Linienschiffe. Als man entern wollte, erklärte er fest, sich und damit auch das feindliche Schiff in die Luft zu sprengen. So versuchte man seine Brigg „Merkur" zusammen zu schießen, war aber dabei so ungeschickt, daß Kosarsky die Flucht ergreifen und, wenn auch beschädigt, doch glücklich die Seinigen erreichen konnte.

Am Ende der Katharinenstraße nach dem Hafen zu liegt das kleine Häuschen, in welchem Katharina II. während ihrer kurzen Anwesenheit gewohnt hat. Tataren hatten sich verschworen, die Kaiserin zu ermorden. Zum Glück wurde das Vorhaben verrathen und schnell entfloh die Kaiserin der großen Gefahr, die ihr drohte. Leider hatte man in dem netten Häuschen, was nur aus einem Parterre besteht, nicht alles in dem Zustande gelassen, in dem es zur Zeit der Anwesenheit der Kaiserin gewesen ist.

Im Süden der Stadt, wo die Landzungen mit der Halbinsel zusammenhängen, liegt der freundliche Boulevard, der besuchteste Spaziergang der Bewohner Sebastopols. Man übersieht von hier aus einen Theil der Stadt, den ganzen Hafen, die gegenüberliegende Küste und außerdem auf eine weite Strecke das offene Meer. Mehr nach Osten zu, also dem Meere abgewendet und da wo das schon früher erwähnte Eichengebüsch beginnt, hat man Spitäler und Kasernen erbaut. Wie man sich denken kann, ist die Zahl der Matrosen und Soldaten, die hier namentlich die Winterszeit zubringen, nicht unbedeutend. Es wurde mir die Summe verschieden, einmal zu 15,000 und das andere Mal zu 20,000 genannt. Zu ihrer Aufnahme befinden sich auch auf der andern Seite des Hafens einige Kasernen. Die Zahl der festen Bewohner, die Jahr aus, Jahr ein

in Sebastopol zubringen, mag nicht die Zahl von 8—10,000 übersteigen.

Am Nachmittage benutzten wir das schöne Wetter, um die interessante Wasserleitung, die den Docks das Wasser zuführt, bis zu ihrem Ursprunge zu besichtigen und zu gleicher Zeit die berühmten Höhlen von Inkjermann, von denen wir sehr viel gehört hatten, in Augenschein zu nehmen. Zu diesem Zwecke mietheten wir uns ein Boot und ein alter Matrose wurde unser Führer.

Ich will hier gleich die Gelegenheit ergreifen, um einige Worte über die Kriegsflotte des Schwarzen Meeres zu sagen. Mit wenigen Ausnahmen waren alle Schiffe bereits im Hafen eingelaufen; man hatte selbst schon mehre abgetakelt. Die Besichtigung einer Fregatte machte mir eine große Freude. Zu der Zeit als ich mich in Sebastopol befand, also im Herbste 1844, bestand die Flotte des Schwarzen Meeres aus:

15 Linienschiffen,
6 Fregatten; 2 waren noch in Arbeit,
5 Corvetten,
11 Briggs,
7 Kutter,
6 Tender,
2 Jachten,
18 Transportschiffen,
14 gewöhnlichen Dampfschiffen,
2 Brannwachtbriggs und aus
1 Bombardirschiff mit drei Masten.

Demnach aus 87 Fahrzeugen. Diese bilden zwei Divisionen, von denen eine jede aus drei Brigaden oder neun Equipagen besteht. Die letztern haben nicht immer eine gleiche Stärke, denn es giebt sogar zwei, die weder ein Linienschiff noch eine Fregatte besitzen und deren jede nur aus einer Corvette und mehrern kleinern Fahrzeugen besteht. Die eine Division besitzt blos acht Equipagen im Schwarzen Meere, da die neunte, aus 4 Briggs, 1 Tender, 2 kleinern Dampfbooten und

15 andern kleinern Fahrzeugen zusammengesetzt, die Flotille des Kaspischen Meeres bildet.

Als wir an das äußerste Ende des Hafens gelangt waren, fuhren wir in dem dort einmündenden Flusse aufwärts. Die Tataren nennen ihn, da ringsherum nur unscheinliche Bäche vorhanden sind, das große Wasser, Böjük Usen, die Russen hingegen Tschernorjätschka d. i. Schwarzbach. Diese haben nämlich mit den türkisch redenden und wahrscheinlich auch mit andern Völkern des Orientes den Gebrauch gemein, langsam fließende Wasser schwarze, rasch dahin eilende aber weiße Flüsse oder Bäche zu nennen. So ist Karaßu d. i. Schwarzwasser, im Oriente eine ganz gewöhnliche Benennung für alle langsam fließenden und auch trüben Gewässer. Auf gleiche Weise nennen die Russen mehre Gebirgswässer des Kaukasus Belaja Rjätschka d. i. weißen Bach. Die Tschernorjätschka, in der wir einfuhren, verdiente auch in der That ihren Namen, denn sie enthielt ein sumpfiges, morastisches Wasser und war über und über mit Schilf, Rohrbomben und andern Sumpfpflanzen besetzt.

Die Thalspalte setzt sich fast mit derselben Breite auch da, wo die Tschernorjätschka in breitem Bette fließt, noch über eine Meile fort; sie ist aber durch Alluvium allmälig so ausgefüllt, daß jetzt ihr Grund und Boden über dem Wasserspiegel des Hafens liegt. Am Ende bietet sie einen freundlichen Anblick dar, da der Boden mit den schönsten Rasen bedeckt ist und auch einige Bäume und zwar hauptsächlich spitzblättrige Eschen (Fraxinus oxyphylla Bieb.) mit hübschen Kronen das Bild verschönern. Die Anhöhen, welche auf drei Seiten sich rings herum ziehen, schienen auch mehr bewachsen zu sein, als es außerdem auf der Landzunge der Fall ist.

Auf der Seite rechts mündet ein kleinerer Kessel ein; seinen obern Theil hat man zu einem Bassin benutzt, um das wenige Quellwasser, namentlich aber das, was während der Regenzeit und sonst fällt, oder durch das Schneeschmelzen sich bildet, zu sammeln. Die ganze Einrichtung erinnerte mich lebhaft an die berühmten Wasserleitungen von Konstantinopel. In einem neun Fuß breiten Canale wird das Wasser aus dem Sammelkessel rings um die Berge, welche

auf der einen Seite jenen einschließen, nach dem großen Thale geleitet. Um eine Schlucht zu vermeiden und dadurch für den weitern Lauf an Falle zu gewinnen, hat man über diese einen Aquädukt geführt, der von sechs Bogen getragen wird und eine Länge von circa 200 Fuß besitzt. Die Anhöhen am vordern Ausgange machen ferner einen bedeutenden Vorsprung und man sah sich genöthigt, diesen zu durchgraben. Auf diese Weise ist ein Tunnel entstanden, der zu den vorzüglichsten gehört, die ich gesehen habe. Achtzig Matrosen, die der 42. Equipage zugetheilt waren, arbeiteten, alle vier Stunden sich ablösend, Tag und Nacht und bedurften doch einer Zeit von funfzehn Monaten, um das große Werk zu Stande zu bringen. Den 19/31. Juli 1832 wurde er begonnen und erst den 19/31. October des nächsten Jahres war er fertig. Zum Glück war das Gestein, namentlich im Anfange, wo es aus einem graugrünlichem Mergel bestand, nicht hart und ließ sich leicht bearbeiten. Mehr Schwierigkeit mag schon der Nummulitenkalk, der später den Mergel ersetzt, dargeboten haben.

Innerhalb des zwölf Fuß breiten und sechs Fuß hohen Tunnels fließt das Wasser in einem besondern Bette von vier Fuß Tiefe und neun Fuß Breite. Bei dieser Einrichtung bleibt ein Raum von drei Fuß übrig, der zu einem Fußpfade auf beiden Seiten des eigentlichen Canales benutzt ist. Wir scheuten nicht die Mühe, den ganzen langen Tunnel, der zu 133 Saschenen oder russischen Klaftern, also ungefähr zu 900 preußischen Fuß mir angegeben wurde, durchzuwandern und uns von der Vorzüglichkeit dieses interessanten Bauwerkes selbst zu überzeugen.

Dicht am Eingange des Aquäduktes in den Tunnel befindet sich eine interessante Krypte neben andern kleinen. Sie soll dereinst einer Kirche angehört haben und früher weit größer gewesen sein. Zu Ende des vorigen Jahrhunderts, so erzählte unser geschwätziger Matrose, sei plötzlich ein Theil zusammengebrochen und den Berg hereingestürzt. Das weiche Gestein — es ist wiederum derselbe graugrünliche Mergel, durch den ein Theil des Tunnels gehauen ist — ist leider gar nicht dazu geschaffen, Skulpturen und überhaupt Ver-

zierungen auf die Länge der Zeit zu erhalten. Dieſes mag auch die Urſache ſein, warum ich keine Spuren vorfand. In einigen Zellen, die wahrſcheinlich in alter Zeit von Mönchen bewohnt wurden, hatten jetzt Matroſen, die die Aufſicht über die ganze Leitung führen, ihr Lager aufgeſchlagen und brachten die ganze Zeit des Sommers darin zu.

Weit größer als dieſe Krypten ſchienen mir andere Felſen-Aushöhlungen zu ſein, die auf der entgegengeſetzten Seite der Thalſpalte, aber ebenfalls gegen den Ausgang hin, ſichtbar waren. Ich hatte nicht Luſt, zumal der tiefe Stand der Sonne uns an den Rückweg mahnte, die Thalſpalte quer zu durchwandern und auch die jenſeitigen Krypten zu beſichtigen, da ich von der Anſicht der dieſſeitigen ſo wenig befriedigt war. Sie führen nach einer frühern Burg, die auf der Höhe liegt, den Namen der Krypten von Inkjermann und ſind bereits von einigen Reiſenden erwähnt und auch beſchrieben worden.

Der Führer brachte uns endlich auf demſelben Bote wiederum zurück. Wir verfolgten die ganze Zeit über mit unſern Augen die in der That großartige Waſſerleitung, wie ſie ſich an den Bergen und durch alle Schluchten windend hinzog. Ueber die größte, die nach ihrem Beſitzer, die Uſchakoff'ſche Bucht heißt und eine ziemliche Breite und Länge beſitzt, hat man wiederum einen Aquädukt gebaut. Dieſer iſt bedeutend größer als der erſte und ruht auf ſechzehn Bogen. Die Länge mag gegen 300 Schritte betragen. Man hat auch hier den leichten Kalkſtein benutzt.

Die Schlucht beſitzt ein ſehr freundliches Anſehen und war zu einem Park umgeſchaffen. Mitten darin ſah ich auch ein nettes Landhaus. Unter den Gehölzen, die hier des Menſchen Hand angepflanzt hatte, befand ſich auch neben der ſpitzblättrigen Eſche, die ihr ſehr ähnliche Terpenthin-Piſtazie. Weniger gefiel mir der große Pavillon, da er nicht in rein chineſiſchem Geſchmacke erbaut war und die bunten grellen Farben, mit denen man ihn angeſtrichen hatte, einen unangenehmen Eindruck machten. Sonderbar, aber keineswegs unſchön, nahm ſich ein hoher Maſtbaum aus, der mitten aus dem Pavillon emporragte.

Es wurde Nacht. Unſer gutmüthiger Fährmann erzählte uns aus ſeinem vielfach bewegten Leben. Seit vierzig Jahren diente er auf der Flotte. Endlich ſei er ſeines hohen Alters wegen aus dem activen Dienſte entlaſſen und beziehe eine Penſion, von der er aber leider nicht leben könne. Für den Augenblick habe er bei einem Schiffer Beſchäftigung gefunden, der, gegen die beſtimmte Abgabe von 5000 Rubel, das Recht erhalten hat, zweiunddreißig Böte zur Verfügung der Bewohner, verſteht ſich gegen eine beſtimmte Vergütung, zu ſtellen und die Verbindung zwiſchen den einzelnen Landzungen und der gegenüberliegenden Küſte zu vermitteln. Die Boote waren zwar einfach, ſchienen aber recht dauerhaft zu ſein. Im Durchſchnitt koſtete ein jedes 110 — 130 Rubel (120 — 150 Thaler).

Ehe ich die Beſchreibung meiner weitern Reiſe beginne, möchte es vielleicht von Intereſſe ſein, einige Worte über die Möglichkeit einer Eroberung und eventuellen Beſetzung Sebaſtopols durch die Weſtmächte zu ſagen. Ich habe ſchon oben bei der Beſchreibung Kaffa's dieſen Ort als den bezeichnet, der wegen ſeiner Lage und möglichen Befeſtigung alle Aufmerkſamkeit der Weſtmächte verdient, und auf jeden Fall eine größere Wichtigkeit beſitzt als Sebaſtopol. Das alte Cherſon war zu einer Zeit ſehr bedeutend, hat aber doch nie den Glanz wie Kaffa, das heutige Theodoſiopol, erreicht. Es iſt nicht zu leugnen, daß Sebaſtopol für Rußland eine Bedeutung von großer Tragweite beſitzt, daß, ſo lange nicht ein kräftiger Thron, der im Fall der Noth ſich ſelbſt erhalten kann, in Konſtantinopol errichtet iſt, Rußland bei dem unausbleiblichen und ohne Zweifel bald eintretenden Falle des türkiſchen Reiches vor allen übrigen Mächten und ſelbſt vor Oeſterreich in bedeutendem Vortheile iſt. Daß Rußlands Kaiſer ſich als die rechtmäßigen Nachfolger des morgenländiſchen Reiches betrachten und nicht ohne Urſache den byzantiniſchen Doppel-Adler in ihrem Wappen aufgenommen haben, ſpricht man ſelbſt ruſſiſcher Seits ganz offen aus. Nicht erſt durch den Frieden von Hunkjar-Skeleſſi, ſondern ſchon weit früher durch den Frieden von Kutſchuk-Kainardſhi (1774) erhielt der Kaiſer von Rußland eine Art Beaufſichtigungsrecht über alle Anhänger der mor-

genländiſchen Kirche und faßte damit einen feſtern Fuß inmitten des türkiſchen Reiches, als ihm alle die in Europa und Aſien abgetretenen Provinzen verſchaffen konnten. Eiferſüchtig auf dieſes Vorrecht, ſuchte Rußland zunächſt die Forderungen der Lateiner in Betreff der heiligen Stätten zu vereiteln, und als ihm dieſes nicht in der gewünſchten Weiſe gelang, ſich dadurch zu entſchädigen, daß es von dem Sultan verlangte, das bis dahin beanſpruchte Aufſichtsrecht über die Anhänger der morgenländiſchen Kirche zu einem förmlichen Schutzrecht umzuwandeln. Die türkiſche Regierung erkannte die Gefahren, welche ſeiner an und für ſich ſchwachen Selbſtſtändigkeit dadurch drohten, und wußte, daß alle chriſtlichen Stämme, namentlich aber die Griechen und Armenier, nie die Drangſale und Unbilden, die man ihnen ſeit mehrern Jahrhunderten angethan, vergeſſen und jede Gelegenheit ergreifen würden, um ſich an ihren Unterdrückern zu rächen. Der Sultan widerſtand und hat in der That gezeigt, daß trotz der Renegaten und ſonſtigen mächtigen Unterſtützungen doch noch einige Lebenskraft in ſeinem Reiche ſein muß, um ſo zu widerſtehen.

Aber trotzdem verhehlen ſich die Weſtmächte doch nicht, daß die Stunde nicht mehr fern ſein möchte, wo, um mich des jetzt häufig gebrauchten Ausdruckes zu bedienen, der kranke Mann bei allen Verſuchen ſeine noch einmal auflodernden Kräfte zu erhalten, doch ſtirbt. Ehe irgend eine der Weſtmächte und ſelbſt Oeſterreich herbeieilen kann, vermag Rußland von Sebaſtopol aus raſch hintereinander eine Anzahl von Truppen nach Konſtantinopel zu werfen, die, einmal im Beſitze der Hauptſtadt, nicht ſo leicht herausgeworfen werden möchten, auch wenn ſie nicht durch die Sympathien der Griechen unterſtützt würden. Wie ſchwierig es iſt und welcher Zeit es bedarf, ehe von Frankreich und England aus bedeutende Heere nach dem Oriente gebracht werden können, haben wir jetzt geſehen. Und man muß in der That noch die Schnelligkeit bewundern, mit der hauptſächlich die Franzoſen Truppen nach der Türkei ſchafften. Man muß bedenken, daß Rußland zwei Depots in der Nähe beſitzt, von denen aus raſch Verſtärkungen nachfolgen könnten. Wosneſensk, dieſe

größte Militaircolonie Rußlands, liegt am Bug, also an einem schiffbaren Flusse und nicht fern von seinem Ausflusse. Am Kaukasus standen bis daher 160—180000 Mann zur Bekämpfung der Gebirgsvölker. Auch hier könnten, wie wir es ja bereits gesehen, 60—80000 Mann, ohne gerade die russischen Provinzen jenseits und diesseits des Gebirges einer Gefahr Preis zu geben, rasch in Poti oder Suchumkaleh eingeschifft oder zu gleichzeitigen Operationen in Armenien und Kleinasien benutzt werden.

Man sieht also, daß die Nachtheile für die Westmächte und Oesterreich sehr bedeutend sind, und daß sie demnach auch jetzt Alles aufbieten müssen, um bei gewissen Eventualitäten bereit zu sein. Die Zerstörung Sebastopols und die Vernichtung der keineswegs, wie man glaubt, zu verachtenden russischen Flotte im Schwarzen Meere würde allerdings in der nächsten Zeit von der Furcht befreien. Ich glaube auch, daß dieses das einzige Ziel der Westmächte ist und daß man ihrerseits nicht an eine dauernde Besetzung der Krim oder nur Sebastopols denkt. Daß der zuletzt genannte Ort von der See aus zu nehmen ist, bezweifelt man jetzt allenthalben. Wohl liegt aber die Möglichkeit von der Landseite her. Als ich vor nun zehn Jahren in Sebastopol war, baute man noch an den Hafenbefestigungen, die Stadt war aber offen und für gar keine Vertheidigung von der Landseite eingerichtet. Ob man in letzterer Hinsicht später Fürsorge getroffen hat, weiß ich nicht, bezweifle es aber, daß in der Weise etwas Bedeutendes geschehen ist.

Sebastopol hat allerdings auch hinsichtlich seiner Befestigung eine günstige Lage, da es im Norden einer Landzunge liegt, die sehr leicht nach der Landseite zu abgesperrt werden könnte, denn sie bildet eine Art Plateau, was nur in Süd-Ost mit dem eigentlichen Küstengebirge zusammenhängt. Dieses Plateau hat eine Länge von vier und eine Breite von nicht ganz drei Stunden. In der alten Zeit des Cherson'schen Freistaates wurde am östlichen Abfalle des Plateaus eine Mauer gegen die Einfälle der Scythen und der bosporanischen Könige errichtet, die in ihrer einfachen Zusammensetzung wohl der damaligen Kriegführung widerstand, jetzt hingegen ganz anders er-

baut werden müßte, wenn man ſiegreich aus einem ungleichen Kampfe hervorgehen wollte. Dieſe Mauer, von der man noch zu Anfange dieſes Jahrhundertes nicht unbedeutende Reſte ſah, begann in der Nähe von Inkjermann und dem oben erwähnten Sammelplatze für die Wäſſer zur Speiſung der Werfte oder Docks und zog ſich in gerader ſüdlicher Richtung bis nach Balaklawa hinab.

Wegen der allenthalben hohen Lage der Landzunge und wegen Mangels eines nur einigermaßen paſſenden Landungsplatzes vermögen an dieſer ſelbſt gar keine Truppen ausgeſchifft werden. Die Landung der Franzoſen und Engländer mußte entweder bei dem Städtchen Balaklawa oder im Norden Sebaſtopols, am Ausfluſſe des Belbek oder bei Eupatoria geſchehen. Der zuerſt erwähnte Fall hat große Schwierigkeit, da wohl eine ſehr ſichere Hafenbucht vorhanden iſt, der Eingang zu derſelben aber außerordentlich leicht verwehrt werden kann. Es kommt noch dazu, daß das Thal von Balaklawa keineswegs ſo geräumig iſt, um eine große Truppenzahl aufzunehmen. Landen die Truppen im Norden, ſo haben ſie außerdem den Vortheil, daß ſie die Baſteien auf der Nordſeite leichter vom Rücken aus angreifen können und, einmal im Beſitz derſelben, mit geringern Kräften zu operiren vermögen.

Ich habe ſchon geſagt, daß man ſich wohl begnügen dürfte, die Flotte des Schwarzen Meeres und die Feſtungswerke Sebaſtopols zu zerſtören. Eine dauernde Beſetzung möchte den Weſtmächten ungeheure Opfer koſten und am Ende doch zu keinem Reſultate führen. Ein Gibraltar würde Sebaſtopol nie und nimmer werden. Das Schwierigſte bei der dauernden Beſetzung iſt ſtets die Unterhaltung einer ſo bedeutenden Truppenmaſſe, als für die Behauptung eines ſehr entfernten Ortes nothwendig erſcheint. Wollte man mit Sebaſtopol die ganze Krim wegnehmen, ſo würden ſich die Schwierigkeiten nur ſteigern, da die Nähe eines immerhin mächtigen Feindes die größten Vertheidigungsmaßregeln verlangt, zumal dieſer wieder nur darauf bedacht ſein müßte, ſich der Halbinſel von Neuem zu bemächtigen. Die Krim wird nie im Stande ſein, neben der Bevölkerung noch bedeutende Heere zu ernähren, denn mit Ausnahme der

wenigen Thäler fehlt Waſſer; ohne dieſes, zumal nicht einmal Waſſerleitungen gemacht werden können, iſt keine Fruchtbarkeit und am allerwenigſten Getreidebau möglich. Der Glaube von der großen Fruchtbarkeit der Krim, dem man ſich ſelbſt in Rußland ganz allgemein hingiebt, ſtammt noch aus der Zeit der großen Katharina, die der Fürſt Potjomkin (Potemkin) durch ephemere Colonien zu täuſchen ſuchte. Auch die jetzigen Kriege in der europäiſchen Türkei haben uns gezeigt, wie ſchwierig es iſt, auf eine längere Zeit große Truppenmaſſen in nicht civiliſirten Ländern zu unterhalten.

Die Zeit wird uns lehren, was kommen ſoll. Die Weſtmächte haben ihre ſchwierige Lage ebenfalls erkannt und gewiß nicht eher den Angriff verſucht, als bis ſie ihrer Sache ſicher waren. In der Oſtſee ſcheint man für dieſes Jahr jede weitere Operation aufgegeben zu haben, nicht ſo im Schwarzen Meere, wo man auf jeden Fall in dieſem Jahre noch ein beſtimmtes Reſultat erreichen will.

Sechstes Kapitel.

Balaklawa und das Küſtengebirge.

Das alte Cherſon; Balaklawa; die Läſtrigonen Homers; Parthenion; Mondſchein-Partie; Baidar; die neue Straße; ein Gebirgspaß; ſchöne Ausſicht; Vegetation; Kirkinneiß; theure Preiſe; das Küſtengebirge; ſeine Bildung; die Jurawand; die Jaila.

Den andern Tag nahmen wir uns vor, die Ruinen des alten Cherſon oder Korſun, die weiter ſüdweſtlich von Sebaſtopol liegen, aufzuſuchen. Dubois de Montpéreux und Kohl haben ſo ausführliche Beſchreibungen des jetzigen Zuſtandes der berühmten Handelsſtadt des Alterthums gegeben, daß es überflüſſig ſein möchte, von Neuem aufzuzählen, was an Ruinen noch vorhanden iſt. Ich käme ſelbſt um ſo mehr in Verlegenheit, als mein Tagebuch, was ich übrigens ſtets mit großer Genauigkeit und zwar gewöhnlich an Ort und Stelle führte, durchaus nicht mit den Beſchreibungen übereinſtimmt. Die

beiden genannten Reiſenden haben weit mehr geſehen als ich; ich ſah nur durcheinander liegende Steinhaufen, wenige Mauertrümmer und ſonſtige Spuren, und vermochte weder die Ruinen eines Tempels, noch die einer Kirche heraus zu finden.

Man erzählte mir jedoch, daß allerdings noch vor wenigen Jahren die Trümmer bedeutender geweſen wären und daß ſie in einem Jahrzehnt vielleicht ganz verſchwunden ſein könnten. Zuerſt habe die Erbauung Nikolajeff's am Bug, die in der That früher umfangreichen Ruinen des alten Cherſon ſehr verringert; denn man holte namentlich die prächtigen Grünſtein-Quadern für die dortigen Häuſer. Seitdem Sebaſtopol entſtanden, ſei dann vollends das brauchbare Geſtein der Ruinen zu mancherlei Bauten benutzt worden. Dieſer Frevel, — ich muß in der That dieſen Ausdruck brauchen, — iſt aber weniger von Seiten der Regierung geſchehen, denn der Kaiſer hat befohlen, alle Ruinen der Vorzeit zu erhalten, als vielmehr von Privaten. Man zeigte mir in Sebaſtopol Häuſer, die faſt nur aus Steinen des alten Cherſon erbaut ſein ſollten.

Am Nachmittag des 24. Septembers verließen wir das freundliche Sebaſtopol, um nach der berühmten Südküſte unſere Schritte zu lenken. Den urſprünglichen Plan, die Landzunge und hauptſächlich ihre Küſten einer nähern Unterſuchung zu unterwerfen, mußte ich aufgeben, um Zeit genug zu haben, die für einen Naturforſcher wichtigere Südküſte mit Muße ſtudiren und dann zur rechten Stunde mit dem Dampfſchiffe nach Odeſſa gehen zu können. So fuhren wir in einem Dreigeſpann raſch über den claſſiſchen Boden der Landzunge hinweg nach ihrer Südſeite. Dort liegt ein griechiſches Städtchen, Balaklawa mit Namen, ebenfalls an einer Bucht, die ſich landeinwärts erſtreckt. Der Weg bis dahin beträgt nur zwölf Werſt, alſo etwas über drei Stunden.

Man hatte mir zwar ſchon Manches über die eigenthümliche Lage des genannten Städtchens erzählt, aber als wir das Plateau herabgingen und der Keſſel mit dem dunkelblauen Waſſer in der Mitte ſich allmälig vor unſern Blicken ausbreitete, übertraf das, was wir ſahen, alles, was uns zu Ohren gekommen war. Der Keſſel

mag ungefähr zwanzig Minuten im Durchschnitt haben und wird, mit Ausnahme einer schmalen Spalte, rings herum von ziemlich steilen, nur zum Theil bewachsenen Felsen, die eine Höhe von einigen hundert Fuß besitzen, eingeschlossen. Die eben erwähnte Meeresbucht füllt fast den ganzen Kessel aus, und wird mit Ausnahme der uns entgegengesetzten Seite, wo das Wasser bis hart an die Felsen geht, von einem grünen Rasenteppiche umsäumt. Hier liegt auch das kleine Städtchen Balaklawa, aus wenigen Häusern, aber aus desto mehr Verkaufsläden bestehend. Die Getreide- und Gemüse bauenden Bewohner haben sich an dem Abhange, den wir herabgestiegen waren, angesiedelt, um den Erzeugnissen ihres Fleißes näher zu sein. Man nennt den ländlichen größeren Ort mit dem tatarischen Worte Kadiköi, was im deutschen Richterdorf bedeutet.

Die Einwohner sind Griechen, welche zur Zeit der großen Katharina die Türkei verließen und, mit besonderen Privilegien versehen, sich an derselben Stelle niederließen, wo vor länger als 2000 Jahren kleinasiatische Landsleute, Milesier, ebenfalls sich angesiedelt und die Colonie Symbolon (Cembalo bei den Italienern des Mittelalters) gegründet hatten. Diese Colonie erlangte jedoch nie eine größere Bedeutung und war in der Regel von dem mächtigen Freistaat Cherson abhängig. Als die Genueser auf der Südküste festen Fuß gefaßt hatten, kam Cembalo bald unter ihre Botmäßigkeit. Mit dem Untergange ihrer Herren ging auch diese Stadt zu Grunde. Später wohnten Tataren hier, bis auch diese wiederum gegen das Ende des vorigen Jahrhunderts Griechen Platz machen mußten.

Achttausend Seelen waren es, die damals den griechischen Archipel verließen und sich hier ansiedelten. Die Zahl scheint mir auf keinen Fall noch eben so groß zu sein; ich weiß aber nicht, ob sich diese durch Krankheiten verringert hat, oder ob später Einzelne an andern Orten einen bleibenden Aufenthalt erwählten. Die Griechen haben noch fortwährend ihre eigene Gerichtsbarkeit und eine selbstständige Gemeindeordnung, deren Vorsteher nur der russischen Behörde verantwortlich ist und ihr jährlich Rechnung ablegt. Sie sind zwar von der Rekrutirung befreit, müssen aber ein Bataillon von 500

Mann organisiren und damit die Aufsicht über die ganze Südküste führen, damit keine fremden Waaren eingeschmuggelt werden.

Als ich dem dunklen Wasser entlang ging, bemerkte ich Quallen, also Meerthiere, das beste Zeichen, daß jenes kein Binnensee, sondern eine mit dem Meere durch einen schmalen Ausgang zusammenhängende Bucht sei. Ich war neugierig, die berühmten Fische Kephal und Petuch, die man hier anpreist, aber schon Kohl herzlich schlecht fand, näher kennen zu lernen. Daß Kephal die Meeräsche oder der Harder (Mugil Cephalus L.) sein möchte, konnte ich mir denken, denn auch die Franzosen bedienen sich derselben Bezeichnung. Der Petuch ist die Meerbarbe (Mullus barbatus), die bei den alten Griechen den Namen Trigla führte.

Der Anblick der romantischen Felsenhöhen, die übrigens hier nicht aus Nummulitenkalk, sondern aus einem graubläulichen oder röthlichen Jura bestehen, gewinnt durch die zahlreichen Ruinen, die sich auf ihnen befinden. Es stand hier auf jedem Fall die alte Burg, von der aus man den Eingang zur Hafenbucht beherrschte. Man sieht jetzt noch eine weitläufige Ringmauer und zwei so ziemlich erhaltene Thürme, von denen der eine hart über dem schmalen Ausgange der Hafenbucht erbaut ist. Ein gegen Stürme und Ueberfälle sicherer Hafen mag kaum irgend wo anders noch existiren. Nur ist er zu klein, um je eine Bedeutung zu erhalten.

Dubois du Montpéreux glaubt hier die Stelle gefunden zu haben, die Homer in seinem zehnten Gesange der Odyssee schildert. In der That, wenn man mit diesem Buche in der Hand den Hafen von Balaklawa besucht, so möchte man auch fast meinen, daß der Sänger die Umgegend mit eigenen Augen erschaut habe. Es ist nämlich die Stelle, wo Odysseus in das Land, und zwar zunächst in den Hafen der Lästrigonen kommt und die Voß mit folgenden Worten wiedergegeben hat:

„Als zu dem trefflichen Port wir gelangten, welchem der Felsen
Rings umher aufstarrend an jeglicher Seit' emporsteigt,
Aber die vorgestreckten Geklüfte sich gegen einander
Vornhin drehn an der Mündung; ein enggeschlossener Eingang:

Lenkten ſie hinein alle die zwiefach rudernden Schiffe.
Sie umlagen im Raum des umhügelten Portes befeſtigt,
Nahe gereiht, denn nie ſtieg einige Well' in dem innern,
Weder groß noch klein. Rings ſchimmerte heiteres Gewäſſer.
Aber ich ſelbſt hielt draußen allein das dunkele Meerſchiff,
Dort am Ende der Bucht, und knüpfte die Seil' an den Felſen."

Diejenigen, welche mit einer gewiſſen Vornehmthuerei jede Anſicht und auch dieſe, die nicht mit der ihrigen übereinſtimmt, auf die Seite legen, und feſt dabei verharren, daß die Irrfahrten des Odyſſeus in dem Mittelländiſchen Meere ſtattgefunden haben, mögen nur bedenken, daß wahrſcheinlich der ganze Trojaniſche Krieg, wenigſtens in der Weiſe, wie er beſungen, zu den Sagen gehört, an denen die vorgeſchichtliche Zeit der Griechen ſo reich iſt. Auf jeden Fall bleibt es höchſt intereſſant, wenn man eine Gegend findet, die genau auf eine Localbeſchreibung des Dichters paßt, und ſie näher bezeichnet. Man braucht ja ſonſt nichts weiter damit ſagen zu wollen.

Dubois ſtützt ſich, um ſeine Behauptung zu bekräftigen, auf die Geſchichte, die hier in den früheſten Zeiten Völker wohnen läßt, die Menſchen mordeten. Während Vater Homer die Läſtrigonen als Menſchenfreſſer ſchildert, läßt der Sänger der Iphigenie, der bereits in einer Zeit lebt, wo die Griechen ſich einer hohen Cultur erfreuten, die Fremden, die an die kimmeriſche Halbinſel verſchlagen wurden, der Diana opfern. Wie aber die Beſchreibung Homer's auf die Umgegend von Balaklawa paßt, ſo iſt die Schilderung des Aufenthaltes von Oreſtes und Pylades auf der tauriſchen Halbinſel der Art, daß ſie ebenfalls mit derſelben Gegend ſo ziemlich übereinſtimmt. Sollte nicht ſchon die Verſetzung der Iphigenie von Aulis nach Tauris ein Fingerzeichen ſein, daß die Griechen zu Homer's Zeit ſo ziemlich genaue Kenntniß von den Ufern des Schwarzen Meeres hatten? Eine Verſetzung der Irrfahrten des Odyſſeus aus dem griechiſchen Archipel nach dem Pontus Euxinus iſt in der That nicht ſo etwas Abſurdes, als man hier und da meint.

Eines der Vorgebirge, die von der Landzunge, dem herakleotiſchen Cherſones, ſich in das Meer vorſchieben, war ohne Zweifel

das Jungfrauen-Vorgebirge, Parthenion. Dort soll aber auch, nach der Meinung der Griechen der Dianentempel gestanden haben, in dem Thaos Oberprieſter war und alle Fremden, die hierher verschlagen wurden, der Göttin opfern ließ. Da, wo Iphigenie dereinſt gewaltet haben soll, liegt, nach der Anſicht Dubois's und Anderer, jetzt ein Kloſter, was dem heiligen Georg gewidmet iſt, und deſſen Mönche den Sommer über zum Theil auf den Schiffen der ruſſiſchen Flotte zubringen.

Die Beſichtigung der romantiſchen und intereſſanten Gegend hatte uns faſt den ganzen Nachmittag aufgehalten. Wir warteten den Sonnenuntergang ab, und fuhren endlich bei herrlichem Mondenſcheine noch bis zur nächſten Station Baidar, die zweiundzwanzig Werſt (drei Meilen) entfernt liegt. Ich habe ſchon früher erwähnt, wie ſehr ich liebe, romantiſche Partien im Mondſcheine zu betrachten. Obwohl wir eine Küſten-Reiſe beabſichtigten und uns nur ein Felſenkamm von der eigentlichen romantiſchen Seeküſte trennte, ſo waren wir doch gezwungen, uns der Nordſeite des Gebirges wiederum zuzuwenden, und zu dieſem Zwecke den Rücken deſſelben zu erſteigen. Schroffe und barocke Felſen ſcheinen ſich hier aus den Fluthen ſelbſt zu erheben und machen jeden Pfad an der Küſte unmöglich.

Wir zogen vor, den ſteilen Berg aufwärts zu Fuße zu gehen, damit wir deſto ungehinderter uns des herrlichen Rückblickes erfreuen konnten. Je höher der Mond ſtieg, um deſto mehr wichen die dunkeln Schatten aus dem Keſſel. Die beleuchteten Ruinen und die romantiſchen Felſen bildeten mit dem anfangs noch in tiefem Dunkel liegenden Keſſel einen ſeltſamen Contraſt. Es blieb der Phantaſie ein reiches Feld, um ſich da unten Gebilde zu ſchaffen. Wir ſetzten uns auf einen Stein und erwarteten ruhig, bis der Mond ſo hoch ſtand, daß er auch den Spiegel des Waſſers beleuchtete und ſein Bild, ſich in den Fluthen leicht ſchaukelnd, daſelbſt wiedergegeben wurde. Es wurde uns ſehr ſchwer, der Mahnung unſeres Poſtillons Folge zu leiſten und wiederum den Wagen zu beſteigen.

In ihm erreichten wir bald die Höhe und ein Keſſel ganz anderer Art entfaltete ſich von Neuem vor unſern Blicken. Der Thal-

kessel-, welcher nach dem darin liegenden großen Dorfe Baidar den Namen erhalten hat, besitzt einen bedeutenden Umfang und ist nur von Tataren bewohnt. Ein Bach ergießt sich hier in den Böjük-Usen, der weiter nach Westen fließt und, wie wir früher gesehen haben, der Hafenbucht von Sebastopol ihren Ursprung giebt. Es wohnen im ganzen ziemlich bevölkerten Thale nur Tataren, die sich einer Wohlhabenheit erfreuen, wie man sie nicht bei ihren Glaubensgenossen in der Ebene findet. Der Kessel von Baidar ist nicht tief und mehr muldenförmig. Die Höhen, welche ihn einschließen, bieten auch keine romantischen Felsenpartieen dar, sondern sind mehr oder weniger abgerundet. Das schönste Laubholz zieht sich allenthalben hin und namentlich erscheinen Eichen, die eine Art Mittelwald oder mehr noch einen hohen Niederwald, nirgends jedoch einen Hochwald bilden. Auch der Boden des Kessels ist belaubt; mitten in freundlichem Grün der Gärten liegen die Tatarenhäuser. Das hier gebaute Obst steht dem, was zwischen Sebastopol und Baktschisarai gewonnen wird, nach. Wiesen und Matten, von denen andere Reisende und namentlich Kohl sprechen, habe ich nicht wie diese in der Ausdehnung gesehen. Es wurde mir ordentlich wohl und leicht um das Herz, daß ich nun die traurigen Pampas hinter mir hatte.

In Baidar erwarteten wir am 25. September auf schlechtem Lager die Zeit der aufgehenden Sonne, um unsere Reise fortzusetzen. Noch vor wenig Jahren war die Reise von hier nach der Küste mit allerhand Schwierigkeiten und selbst Gefahren verbunden; wer schwindelig war, zog vor, auf einem Umwege über Sympheropol nach der Südküste zu gehen. Die Reise konnte damals nur zu Fuß oder zu Pferde gemacht werden. Namentlich auf dem zweiten Theile des Weges überließ man sich ganz seinem Pferde oder stieg lieber ab, um auf eigenen Füßen seine Geschicklichkeit zu versuchen. Fürst Woronzoff hatte schon oft nach Petersburg berichtet, um zu dem Bau eines Weges von hier nach der Küste und dieser entlang bis Theodosia Geld zu erhalten, wurde aber stets abschläglich beschieden. Da fand sich bei einer Kasse eine aus früherer Zeit in Sympheropol deponirte Summe vor, die ganz und gar in Vergessenheit gerathen war. Der

Fürst erhielt die Anzeige und glaubte keine bessere Anwendung davon machen zu können, als wenn er sie zum Bau einer Straße längs der dreißig Meilen langen Küste verwendete.

Ein junger Ingenieurofficier, Major Frömbder, wurde mit der Ausführung beauftragt. In wenigen Jahren kam auf diese Weise einer jener frommen Wünsche, deren man auch in der Krim besitzt, zur Vollendung. Die Straße ist fertig und macht dem Officier alle Ehre. Leider ist sie etwas schmal und nicht chaussirt; doch man mußte sich nach der Decke strecken d. h. man konnte nicht mehr thun, als das vorhandene Geld gestattete. Mäßigen Ansprüchen genügt die Straße; übrigens entspricht sie auch ihrem Zwecke. Auf der Südküste gehen keine schweren Lastwagen und überhaupt sieht man dort nicht so viel Fuhrwerk als bei uns, so daß die Straße bei einiger Aufsicht immer in gutem Zustande erhalten werden kann.

Bald hatten wir den Kamm des Gebirges erreicht und befanden uns auf dem höchsten Punkte. Mit einem Mal überblickten wir das Großartige, was sich vor uns entfaltete. Mir war es als stockten die Pulse und als vermochte das Blut in seinen Behältern nicht so rasch als gewöhnlich in seinen Adern dahin zu fließen; so groß und so überraschend war der Eindruck, der sich geltend machte. Da standen wir auf dem über 3000 Fuß hohen Kamme des Ufergebirges und schauten hinaus in das unendlich blaue Meer, über dem es mich nach der geliebten Heimath, die vielleicht jetzt gerade von demselben blauen Himmel umgeben war, mächtig zog. Ein Paar Schiffe segelten in der Ferne, Schwänen gleich, denen sie mit ihren weißen Segeln auch in der Größe glichen, auf dem stillen Wasser dahin. Vor mir aber senkten sich die Felsen gegen 2000 Fuß senkrecht herab und ruhten auf einem abschüssigen mit Buschwerk bewachsenen Boden. Neben mir erhoben sich aber Felsenspitzen. Hier und da stand eine zwergige Eiche oder eine jener Föhren, welche nach ihrem Vaterlande die Tauriſchen genannt werden, auf kühner Spitze. Unsere Augen schweiften lange hin und her und suchten den Ruhepunkt, von dem aus sie neue Kraft gewinnen sollten. Aber Alles war schön und großartig, wenn auch noch so sehr verschieden. Bis jetzt lag alles, was ich außer

meiner nächſten Umgebung ſah, noch im tiefen Schatten; doch plötzlich erreichte die Sonne die Höhe und in einem Nu breiteten ſich die goldenen Strahlen auf dem bis dahin dunkelblauen Meere aus und ſchienen auf dem leiſe bewegten Spiegel lebendig werden zu wollen. Damit wurde auch das Grün am Ufer allmälig heller.

Im Zickzack gingen wir langſam auf ſicherm Bergpfade herunter und ließen das Dreigeſpann raſcher der Station zufahren, um deſto ungeſtörter den Eindrücken leben zu können. Ich fand bei der ſpätern Betrachtung eine große Aehnlichkeit mit dem Süduſer des Schwarzen Meeres, namentlich mit der Küſte, die ſich öſtlich von Trebiſond durch das berüchtigte Laſiſtan zieht. Dort war aber die Vegetation üppiger und wie das dreifach höhere Gebirge auch weit großartiger. Hier hingegen traten die romantiſchen Felſen mehr hervor; das Laubwerk bedeckte nur am Fuße der Wand einigermaßen dicht den Abhang und kam ſonſt blos einzeln auf geklüfteten und zum Theil verwitterten Felſen vor. Eben deshalb iſt das Krim'ſche Küſtengebirge auch pikanter, ſelbſt grotesker und wilder als das pontiſche. Die Cultur, die bereits ſeit mehrern Jahrzehnten hier Wurzel gefaßt hat, mildert etwas den ſchroffen Charakter der Landſchaft, vermag ihn aber doch nicht ganz zu verwiſchen. Aber gerade dieſer Umſtand giebt dem Gebirge wiederum einen eigenthümlichen Reiz.

Endlich waren wir am Fuße der Felſenwand angelangt. Die neue Straße führt auf den ſchon mehrmals bezeichneten Abhange in öſtlicher Richtung dahin. Die Vegetation fand ich unten ſelbſt noch ſpärlicher, als ſie mir von oben erſchienen war. Das Buſchwerk erſchien mehr als Geſtrüpp, was für ſeine ſparrige Veräſtelung hinlänglich Platz hatte. Hauptſächlich wuchſen hier Eichen, und zwar weichhaarig blättrige und Stieleichen (Quercus pubescens Willd. und pedunculata Willd.), Dürrlitzen (Cornus mascula L.), unſere Weißbuche und die des Orientes (Carpinus Betulus L. und orientalis Lam.), der Haferſchlehenſtrauch (Prunus insititia L.), der Schwarzdorn (Prunus spinosa L.), mehre Weißdorn-Arten (Crataegus melanocarpa Bieb. Oxyacantha und L. monogyna Jacq.), der Feuerſtrauch (Crataegus Pyracantha Pers.), der Wachholder mit hellbraunröthlichen Zapfen-

beeren (Juniperus rufescens Link) und wenige andere. Jährige und ausdauernde Kräuter bemerkte ich nur wenige; für sie war allerdings die Zeit schon spät geworden. Was ich aber sah, war mir gerade genug, um zu sehen, daß Gräser, Lippenblüthler, Kreuzblüthler und Distelgewächse (Cynarocephalae) hier vorherrschten. In Blüthe fand ich noch Pferdeminze (Mentha sylvestris L.), Bohnenkraut (Satureja hortensis L.) Raute und die Sporndistel (Kentrophyllum lanatum Dec. β. tauricum Bieb.)

Gegen Mittag kamen wir in dem Tatarendorfe Kirkinneiß, wo unser Dreigespann schon lange sich der Ruhe erfreute, an. Wir waren doch müde geworden und gönnten uns deshalb die kurze Ruhe einer Stunde. Man verdankt, wie vieles andere Gute, es hauptsächlich dem Fürsten Woronzoff, daß man auf der Südküste bequem reist. Allenthalben hat er gute Posthäuser einrichten lassen und sieht streng darauf, daß auch gute Wagen und Pferde vorhanden sind. Nur eins bedürfte einer Abänderung, die namentlich weniger bemittelten Reisenden, besonders Gelehrten, die keinen vollen Beutel haben, zu Gute käme: es müßten nämlich die Preise für Speisen und Getränke, so wie für die Wohnzimmer, nicht allein in dem Tarife, sondern in der That heruntergesetzt werden. Für das Geld, was man hier für Wohnung und Kost zahlt, könnte man in Wien, Berlin oder Dresden in den besten Gasthöfen logiren. Für ein Paar in Butter geschlagene Eier mußte ein Jeder von uns einen halben Silberrubel (gegen 16 Gr.) zahlen. Eine gleiche Summe verlangte man in Baidar nur für die Erlaubniß, die Nacht auf einer hölzernen Bank zubringen zu dürfen. Die Tasse oder vielmehr das Glas Thee oder Kaffee kostete überall 25 — 30, ja selbst 40 Kopeken (8 — 12 Gr.)

Kirkinneiß hat eine romantische Lage nicht weit vom Fuße der Felsenwand und mitten unter den freundlichsten Obstgärten. Besonders erfreute ich mich an den prächtigen Wallnußbäumen, die hier die Platanen des Orientes vertreten. Die Häuser unterscheiden sich wesentlich von denen in Baktschisarai und sind, wie in Gruſien, an die Berge angebaut. Wie dort besitzen sie flache Dächer, auf denen die Familie die Abendzeit, gewöhnlich in Freude und Lust oder stumm

einer Erzählung lauschend, zubringt. Die Wände bestehen wiederum wie in Grusien aus übereinander gelegten Steinen, die durch keinen Mörtel mit einander verbunden sind.

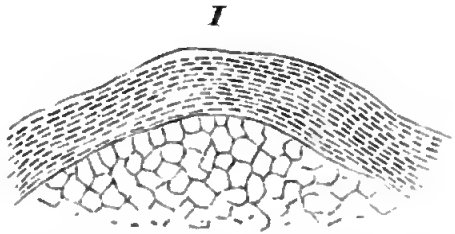
Ehe ich in der Beschreibung meiner Reise weiter fortfahre, wird es des Verständnisses halber gut sein, wenn ich einige Bemerkungen über das Krim'sche Küstengebirge vorausſende, zumal dieses eigenthümlicher Art ist und sich wesentlich vom kaukasischen und andern Gebirgen unterscheidet. Wenn auch verschiedene Hebungen schon in sehr früher Zeit stattgefunden haben mögen, so ist die letzte und bedeutendste doch ohne Zweifel erst da geschehen, als schon tertiäre Niederschläge in bedeutender Menge erfolgt waren. Die Erde berstete in einer Ausdehnung von gegen zwanzig Meilen und ein im Innern der Erde gefertigtes Gestein trat durch die Spalte. Die Mittellinie des Druckes muß sich aber allmälig etwas und zwar nach Norden zu verrückt haben, so daß der eine Spaltenrand, der zuletzt durch keinen Druck von unten mehr in der Höhe gehalten wurde, wieder bis unter die Fluthen des Meeres niedersank und jetzt fortwährend von diesem bedeckt wird. Desto mehr steigerte sich der Druck auf der andern Seite, deren Rand auch um so höher gehoben wurde. Wären die unterirdischen Gewalten noch stärker gewesen, als sie in der That waren, so würde auf jedem Fall ein Theil des Randes abgerissen sein. Wir hätten das interessante Schauspiel gehabt, neptunische Gebilde, ohne allen Zusammenhang mit den übrigen Flötzschichten, von plutonischem oder gar vulkanischem Gesteine getragen zu sehen. Im Kaukasus ist allerdings etwas Aehnliches vorhanden, denn die dortigen Gebirgskessel bestehen meistens aus Thonschiefer, also dem ältesten Flötzgebilde, der rings von Trachyt umgeben ist.

Hier ließ der Druck nach, bevor die Lostrennung geschehen konnte. Aus dieser Ursache sehen wir auch nur an dem Fuße des steil emporgerichteten Nordrandes plutonisches und weniges vulkanisches Gestein, was bei regelrechten Hebungen und zu Tage kommen des unterirdischen Gesteines grade den Rücken des Gebirges, aber bei zeitig nachlassendem Drucke zwischen den beiden gehobenen Rändern eine gleichlaufende Thalspalte bilden müßte. Grade der

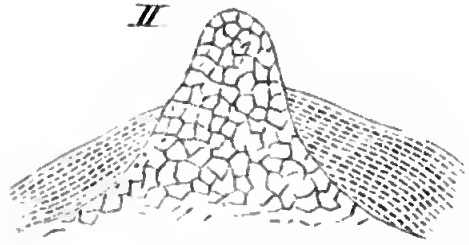
schräge Abhang, auf dem die Straße dahin führt und auf oder an dem die Land- und Lusthäuser russischer Großen befindlich sind, ist der eigentliche Rücken, der aus unterirdischen, nicht aus durch Niederschläge gebildetem Gesteine besteht. Flüssige Massen scheinen wenig durchgedrungen zu sein; selbst die Basalte, die in Form eines Teiches wohl auf der Oberfläche erschienen, sind nur in geringeren Massen vorhanden. Zum Theil bilden sie kegelförmige Felsen, die rings vom Meere umgeben sind. Desto häufiger ist das krystallinische Gemeng-Gestein, was, weil es aus den Tiefen hervorgehoben ist, auch den Namen des plutonischen führt, aber durch das unterirdische Feuer in seiner Struktur vielfach verändert ist. Rein, als ächter Granit, soll es sich nur an wenig Stellen vorfinden. Eben so sind mir ächte Lavagebilde nicht vorgekommen. Ich zweifle jedoch keineswegs daran, daß diese eben so wie jene auf der Oberfläche existiren. Desto häufiger sind ophitische und Mandelsteinbildungen. Das innerhalb der Erdrinde gefertigte, aber doch während seines Heraustretens mehr oder weniger veränderte Gestein, was große Strecken auf dem bezeichneten Abhange einnimmt, ist Grünstein (Diorit), wie gewöhnlich graugrünlich gescheckt und oft von großer Aehnlichkeit mit dem Serpentin. Er bildet zusammenhängende Massen, aber bedeckt auch als Trümmergestein, oft in ungeheuren Blöcken, den Boden.

Ich habe versucht, um auch Laien das eben Gesagte mehr verständlich zu machen, die verschiedenen Hebungen und Durchbrüche, welche im Allgemeinen auf der Erde regelrecht vorkommen, durch Profile zu versinnlichen. Die graden Striche zeigen aus den Fluthen des Wassers niedergeschlagenes oder Flötz-, die netzartig verbundenen und von jenen mehr oder weniger bedeckten Linien aber im Innern der Erde gefertigtes oder plutonisches und vulkanisches Gestein an. No. IV. entspricht dem Küstengebirge, wo der rechte Spaltenrand wieder unter die Oberfläche des Meeres herabgesunken ist.

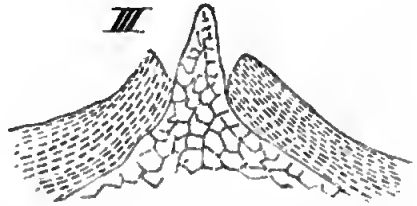
Wenn man nun noch einmal einen Blick auf die hier an der Küste vorkommenden Felsenarten wirft, so besteht, wenigstens in der Mitte der großen von Westen nach Osten sich hinziehenden Spalte, der eigentlich den Rücken des Gebirges darstellende Abhang, wie



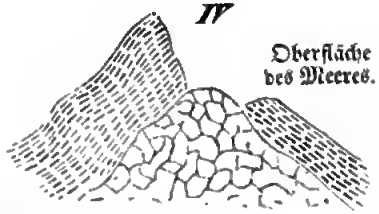
Einfache Hebung. Das plutonische Gestein wird noch von der ursprünglichen Decke, den Flötzschichten bedeckt.



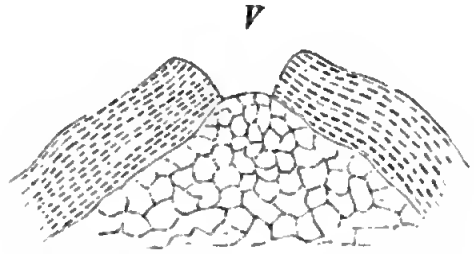
Einfacher Durchbruch. Einfaches Gebirge.



Durchbruch mit abstehenden Spaltenrändern; dreifache Gebirgskette. (Der Kaukasus.)



Ein gehobener Spaltenrand als Gebirge (das Krim'sche Küstengebirge).



Beide Ränder der Spalte gehoben; doppelter Höhenzug.

wir eben gesehen haben, also hauptsächlich aus Grünstein und ähnlichen porphyrischen Gesteinen und wird an einzelen Stellen von schwarzen Basalten ersetzt. Wo das unterirdische Gestein jedoch nicht durchgedrungen ist, also an den beiden Enden der großen Spalte im Osten und Westen, aber auch außerdem an einigen Stellen, wird das plutonische Gestein noch von grauschwärzlichem Thonschiefer, der außerdem den untersten Theil der geradaufgerichteten Felswand darstellt, bedeckt. Diese selbst besteht zum größten Theil aus einem graugelblichem Jurakalk, einem Gestein, was auch mit sehr wenigen Ausnahmen, die Kante des Randes bildet und sich eine längere oder kürzere Strecke auf dem nördlichen, allmälig abfallenden Nordabhange fortsetzt.

Es versteht sich von selbst, daß dieses entworfene Bild nur im Allgemeinen gilt, und daß an einzelnen Stellen, wo der Druck am stärksten war, auch Risse in dem Rande entstanden und dadurch nun unterirdisches Gestein an die Oberfläche gelangte. Dieses ist namentlich weiter im Osten und zwar so ziemlich in der Mitte der Längsspalte der Fall, wo der höchste Berg des Küstengebirges, der Tschatyrdagh, (d. i. Zeltberg) bis zu einer Höhe von 4700 Fuß sich erhebt.

Man wird mir vielleicht einwenden, daß, wenn die Spalte während der Tertiärzeit entstand, auch Tertiärgebilde den Kamm des nördlichen Spaltenrandes (des jetzigen Küstengebirges) bedecken müßten. Es ist dieses auch an wenigen Stellen der Fall. Es kommt nämlich Nummulitenkalk, den doch die meisten Geologen zur Tertiärzeit rechnen, in der Nähe des äußersten Randes vor, z. B. an dem eben erst genannten Tschatyrdagh. Wenn dieses aber nur ausnahmsweise der Fall ist, so muß man bedenken, daß schon vor der großen Hebung und zwar in der Sekundärzeit des Jura die Linie, wo später das Gebirge sich bildete, gehoben sein mag und auf diese Weise über den Spiegel des Meeres kam.

Daß das Krim'sche Küstengebirge den nördlichen Rand der großen Spalte bildet, erklärt den höchst interessanten Umstand, daß es nach Norden zu sanft abfällt. Während von dem Kamm aus die Südseite nur den Durchmesser von ¼ oder kaum ½ Stunde besitzt,

beträgt dieser auf der Nordseite mehre Meilen. Weder der Jurakalk, noch die ältern und neuern tertiären Gebilde erscheinen ferner auf der Nordseite geklüftet, sondern liegen mit geringer Neigung ziemlich flach auf. Dieses ist aber wiederum die Ursache, warum der Nordabhang so wenige Quellen besitzt und demnach der Boden auch mehr oder weniger unfruchtbar erscheint. Nur die höchsten Theile des Gebirges, die wegen ihrer hohen Lage häufig von Wolken umgeben sind, zeigen eine bessere Vegetation, die aber doch nie die Ueppigkeit besitzt, wie man sie z. B. auf den Höhen des Schweizer Jura findet. Die Tataren ziehen im Hochsommer mit ihren zahlreichen Heerden auf diese nach Norden zu flachen Höhen und geben diesen deshalb den Namen Jaila. Damit bezeichnet man in Kleinasien und sonst im türkischen Reiche allgemein mattenreiche Gegenden des Hochgebirges, in denen die Einwohner mit ihren Heerden den Hochsommer zubringen. Mit Unrecht nennen daher Fürst von Demidoff und viele andere Reisende das Krim'sche Küstengebirge Jaila.

Der übrige, leider größere Theil des Nordabhanges besitzt während der wärmern Monate nur eine sehr kärgliche Vegetation, die näher zu charakterisiren, ich schon mehrmals Gelegenheit gehabt habe. Aber auch im Frühjahr ist sie spärlich. Mit vollem Rechte konnte ich daher diese ganzen Striche, welche sich mit einer Breite im Durchschnitte von zwei Meilen an der Nordseite des Gebirges hinziehen, mit den amerikanischen Pampas vergleichen. Nur allmälig gehen sie in die wahre Steppe über.

Daß auch auf dem Nordabhange Wassermangel fühlbar ist, erklärt sich aus der geringen Zerklüftung. Es können aus dem Regen und sonstigen Niederschlägen sich keine bedeutenden Quellen bilden. Alles Wasser der Erde ist aber, wie bekannt, nur von den Niederschlägen abhängig. Je poröser der Boden erscheint und je mehr ein Gebirge durch verschiedene Hebungen zerklüftet ist, um so mehr werden sich auch Quellen, die den Wasserreichthum einer Gegend bedingen, bilden können. Wenn nun aber auch der schmale Südabhang arm an Quellen ist, so liegt ohne Zweifel die Ursache darin, daß das in den Klüften sich sammelnde Wasser in dem Meere selbst zum Vorschein kommt.

Siebentes Kapitel.

Alupka; Maharatſch; Nikita.

Simeiß; Alupka; Fürſt Woronzoff; unfruchtbare Umgegend; Gärtner Kehlbach; die Anlagen; eine plutoniſche Eruption; fremde Sträucher; Mangel an Raſenplätzen; das Schloß; der raſche Poſtillon; Ausſichten; Orcanda; Gaspra; Livadia; Jalta; Maharatſch; Fürſt Galitzin; die Fürſtin und ihr Kunſtſinn; Maßandra; Nikita; Herr von Hartwiß; Obſt- und Weincultur; der Krim'ſche Wein; fremdes Gehölz; die Korkeiche; Major Frömbder; ein Sturm.

Nach dieſer nothwendigen Abſchweifung kehre ich zu der Beſchreibung meiner Reiſe zurück. Nachdem wir in Kirkinneiß ein frugales Frühſtück zu uns genommen hatten, traten wir unſere Weiterreiſe an und erreichten alsbald Alupka, das berühmte Schloß des Fürſten Woronzoff. Der Weg führt auf der Höhe des oft erwähnten Abhanges dahin, während die Landhäuſer und Schlöſſer entweder dicht am Ufer des Meeres liegen oder ſich mitten in dem Grüne des lichten Niederwaldes auf einem Vorſprunge befinden. Jetzt thut es mir leid, daß ich nicht lieber zu Fuß gegangen bin und den Weg längs der Meeresküſte gewählt habe. Unſer Plan war, direct nach Jalta, dem Hauptorte auf der Küſte, zu gehen und von da aus Ausflüge nach allen Seiten hin zu machen. Das geſchah denn auch in vollem Maße; wir ſahen zwar andere reizende Punkte, aber hierher kamen wir doch nicht wieder. Vor Allem hätte ich gern Simeiß, das Landhaus einer der geiſtreichſten Frauen, welche Rußland beſitzt, der Natalie Fedorowna Nariſchkin, beſucht. 1838 hatte ich Gelegenheit gehabt, die auch nicht weniger liebenswürdige Frau in Odeſſa kennen zu lernen; ich würde gewiß jetzt von ihr auf Manches aufmerkſam gemacht worden ſein, was mir nun entgangen iſt, zumal ſie auch mit Liebe die Flora der Krim ſtudirt hat und deshalb mit Herrn von Steven in ſteter Verbindung ſtand. So mußte ich mich begnügen, es wenigſtens aus der Ferne erſchaut zu haben. Außer

Simeiß ſahen wir am Meeresufer ein zweites Landgut, was den Namen Mtſchetka führt und einen nicht weniger freundlichen Anblick darbietet.

Ich hatte ſo viel von Alupka, dem Alhambra des Fürſten Woronzoff in der Krim, vernommen, daß ich mich freute, nun ſelbſt die Widerſprüche der verſchiedenen Reiſenden löſen zu können. Der Eine ſchreibt voller Entzücken über das, was er geſehen, während der Andere ſich in hohem Grade getäuſcht fühlt. Was dem Einen großartig und ergreifend erſcheint, iſt dem Andern wild und plump. Der Eine findet nur graues Geſtein, der Andere die reizendſten Partieen. Wenn man über etwas ein Urtheil abgeben will, iſt es zunächſt durchaus nothwendig, daß man den eigenen Geſchmack nicht für die Quinteſſenz aller Aeſthetik hält, ſondern man muß zunächſt alle Verhältniſſe, die gegeben, berückſichtigen und ſich, ſo weit als möglich, auf den Standpunkt von dem, deſſen Werk man beurtheilen will, ſtellen. Wenn es auch auf der Südküſte keineswegs hundert andere Punkte giebt, wie hie und da ausgeſprochen wurde, die vor Alupka den Vorzug verdienen, ſo will auch ich gar nicht ableugnen, daß Oreanda und Livadia, von denen ich alsbald weitläufiger ſprechen werde, eine ſchönere und noch freundlichere Lage beſitzen. Liebt man aber mehr das Romantiſche und Groteske, wie es ohne Zweifel bei dem Fürſten Woronzoff der Fall iſt, ſo giebt es gewiß auf der ganzen Halbinſel keinen zweiten Punkt, der in dieſer Hinſicht den Anforderungen entſpräche. Das, was die Kunſt gethan, ſagte mir ebenfalls nicht weniger zu; wenn ich für meinen Theil auch geſtehen muß, daß ich Manches anders, namentlich Vieles gemildert hätte. Aber ſelbſt bei den gelungenſten Anlagen finden ſich nachträglich oft noch fromme Wünſche ein, deren Ausführung nun nicht mehr ſo leicht iſt. So geht es wohl auch mit Alupka.

Je mehr ich mich der Beſitzung des Fürſten näherte, um ſo ſteiler wurde der Boden und um ſo mehr hinderte allerhand durcheinander geworfenes Gerölle jede einigermaßen genügende Vegetation. Das freundliche Grün und die bewachſenen Felſen, die bei Kirkinneiß und weiter mich ſo erfreut hatten, verſchwanden in der Nähe von

Alupka allmälig. Alles ſchien todt zu ſein; überall blickte nur nacktes Geſtein hervor, oder Steintrümmer lagen umher, ohne von grünen Kräutern oder Gräſern bedeckt zu ſein. Selbſt die orangefarbenen oder graugrünlichen Parmelien und Lecideen, dieſe Schüſſelflechten, welche bei uns das Geſtein ſchnell überziehen und die erſten Zeichen einer im Verwittern beginnenden Oberfläche ſind, waren nur ſparſam vorhanden. Nur hier und da ſtand Dürrlitzen- und Schwarzdorn-, Eichen- oder Buchengeſtrüpp, oder der früher näher bezeichnete Wachholder in den Klüften und ſonſt auf dem Abhange. Deſto großartiger war aber die todte Natur. Das viele Trümmergeſtein, durcheinander geworfene Felſen und mehre hundert Fuß hohe, Mauern gleich grad emporgerichtete, Thonſchieferwände ſagten mir, daß hier die Wirkung der unterirdiſchen Kräfte bedeutender geweſen ſein mußte, als an andern Stellen der Südküſte. Selbſt der aufgerichtete Spaltenrand ſtieg hier weit ſteiler als ſonſt, bis zu einer Höhe von 3700 Fuß empor. Kein Strauch, kein Bäumchen hatte irgendwo in dem Jura, aus dem die Felſenwand beſtand, ſo viel Platz gefunden, um nur einigermaßen zu gedeihen; nur ganz oben, 2500 Fuß über Alupka, hat ſich der Rand zerklüftet und es ſind eine Menge Spitzen und Zacken entſtanden, zwiſchen denen einiges Gehölz, namentlich die tauriſche Föhre eine, wenn auch noch ſo kärgliche, Nahrung finden konnte.

Grade da nun, wo Vulkans Werkſtätte in vormenſchlicher Zeit am thätigſten geweſen war, wo die Natur am wildeſten erſchien, wollte Fürſt Woronzoff ſeine großartigen Anlagen ausführen. Ihm gefiel das wilde Durcheinanderliegen des Geſteines, er hatte Wohlgefallen an den grauſenerregenden Felſenwänden, ihn ſchreckte nicht das nur kärglich den Boden bedeckende Geſträuch, denn grade hier hatte er ein größeres Feld, ſeinen Kunſtſinn an den Tag zu legen. Was Anderen Hinderniß war, faßte er zu einem Rahmen zuſammen, um das zu Stande zu bringen, was er nun vollendet hat. Meiſterhaft hat er es mit ſeinem kunſtſinnigen Gärtner Kehbach verſtanden, dem Starren Leben einzuhauchen. Seit fünfundzwanzig Jahren waltet hier die Kunſt und lauſcht der Natur eine Schönheit nach der andern ab.

Man traut kaum den Augen. Ringsum ein unfruchtbarer, schwärzlicher oder fahlgrauer Boden, und in den Anlagen die üppigste Vegetation. Südeuropa, der Orient und selbst Amerika haben gespendet.

Der Contrast, wenn man aus der mehr starren, aber immer großartigen Natur, in den schönen, mit den mannigfaltigsten Reizen geschmückten Park des Fürsten tritt, ist in der That außerordentlich; man hat kaum Zeit die große Mannigfaltigkeit der bald wunderlieblichen, bald bizarren Gruppen der Pflanzenwelt und des Gesteines in Augenschein zu nehmen. Alle zwanzig Schritte wird etwas Neues geboten, was sich mit dem eben Gesehenen gar nicht vergleichen läßt. Soll auch ich einen Tadel aussprechen, so möchte ich eher behaupten, es sind der Schönheiten für den beengten Raum nicht allein zu viel, sie erscheinen auch noch zu großartig. Es fehlen die Uebergänge von dem Einen zu dem Andern. Das Auge wird ohne Unterlaß in Anspruch genommen; es hat keinen Punkt, wo es, wenn auch noch so kurz, ruhen und sich wieder erholen kann. Die Eindrücke sind mächtig und doch folgen sie rasch aufeinander. Ich hätte gewünscht, daß alles dieses, was ich gesehen, auf dem drei- und mehrfachen Raume ausgedehnt gewesen wäre. Der Körper bedarf selbst Ruhepunkte: Lauben, Nischen, Grotten u. s. w., wo er eine Zuflucht finden kann.

Der Maler würde hier sich reichliche Nahrung für seine Kunst, aber auch für seinen Schönheits-Sinn holen. Und doch könnte es ihm schwer werden, ein Bild abzugrenzen; denn auch für ihn ist auf kleinem Raume zu viel. Aber Studien vermöchte der Künstler in seinem Skizzenbuche einzutragen, von denen er später gewiß gern Gebrauch machte.

Dubois de Montpéreux bezeichnet den Ort näher, von dem aus in vormenschlicher Zeit die Verheerungen in der Erdrinde stattgefunden haben. Er nennt ihn aber mit Unrecht einen Krater, denn nirgends trat flüssiges Gestein eine längere Zeit hindurch aus der Tiefe hervor. Nur Berstungen sind geschehen, aber plötzlich und nachdem der nördliche Spaltenrand schon bereits mächtig gehoben

war. Der greiſe Vater Vulkan rüttelte in ſeinem Zorne an einer Pfoſte und das Gewölbe, was über ſeiner Werkſtatt ſich hinzieht, krachte. Der Thonſchiefer richtete ſich an einzelnen Stellen grad empor; aus den offenen Stellen wurde der Grünſtein oder der ophitiſche Granit, wie der oben genannte Reiſende die früher unterirdiſchen Maſſen nennt, zerbröckelt, d. h. in Stücken von 3 — 5, aber auch von 12 — 16 Fuß im Durchmeſſer herausgeworfen. Ein Theil des durcheinanderliegenden Geſteines rollte den ſchrägen Abhang hinab und erreichte zum Theil das Meer. So ſieht man allenthalben Grünſtein-Maſſen zerſtreut, den erratiſchen Blöcken oder den Moränen ähnlich, aber doch ganz verſchiedener Art. Später oder zugleich mit der Eruption löſten ſich Stücken des emporgerichteten Jura und bedeckten den Boden ebenfalls mit ſeinen Trümmern.

Wo es am wildeſten war, hat die Kunſt gemildert; Felſenpflanzen ſind in künſtliche Spalten gepflanzt und andere treiben ihr friſches Grün mitten zwiſchen den Trümmern. Epheu, Wintergrün und Huflattig ſind hauptſächlich hier benutzt. An andern Stellen hat man das herumliegende Geſtein auf einander gethürmt, um eine Art natürlicher Grotte herzuſtellen und zu gleicher Zeit eine Vertiefung zu erhalten, die wiederum zu einem kleinen Teich benutzt wurde, in dem Schildkröten ihre feuchte Wohnung beſitzen. Unſere nordiſchen Rohrbomben ſtehen hier neben den äthiopiſchen Calocaſien (Richardia africana Kth, Calla aethiopica L.) und die ſchwarzbraunen Blüthenſtände der erſtern contraſtiren mit den blendend weißen Blumenſcheiden der letztern, zumal auch die Blätter beider Pflanzen eine ganz verſchiedene Form beſitzen. Prächtige Trauerweiden berühren mit ihren ruthenförmigen und herabhängenden Zweigen die Oberfläche des Waſſers.

Obwohl das Klima ſich hier von dem in Süddeutſchland nur wenig unterſcheidet und die Kälte im Winter nicht ſelten zwölf und mehr Grad erreicht, ſo kommen doch eine Menge Pflanzen, namentlich Sträucher, auf der Südküſte der Krim fort, die bei uns nicht gedeihen. So fehlt uns das dortige immergrüne Gebüſch faſt ganz; aber grade dieſes iſt zu landſchaftlichen Zwecken von außerordent-

lichem Werthe. So bildeten hier der immergrüne Kreuzdorn (Rhamnus Alaternus L.) mit den Phillyreen, gleich dem Weiß- und Schwarzdorn bei uns, dichte Hecken; ihre glänzenden, freudig grünen Blätter belebten das Gesträuch, neben dem der edle Lorber mit seinem dunkeln, matten Laube ebenfalls reichliche Nahrung fand. Darüber ragten wiederum melancholische Cypressen, das Sinnbild der Todten, auf den mohammedanischen Begräbnißplätzen empor.

Herr Kehbach war selbst so freundlich, unser Führer hier zu sein. Er machte uns auf Manches aufmerksam, was uns wohl bei der Kürze der uns zugemessenen Zeit entgangen wäre. So zeigte er uns die beiden größten Cypressen, welche Fürst Potjomkin (Potemkin), der mächtige Günstling der großen Katharina, während der Anwesenheit seiner Gebieterin im Jahre 1787, gepflanzt haben soll. Interessant ist es, daß alle Cypressen, die man jetzt auf der Krim sieht, von diesen beiden entstanden sind.

Wir suchen vergebens die Mannigfaltigkeit im dargebotenen Laube der Bäume und Sträucher, wie sie hier dem Beschauer entgegentritt, in den künstlichen Hainen Deutschlands. Bei unsern Gehölzen ist nicht die große Abwechslung in der Form des Laubes; da herrschen die länglichen Blätter, wie sie die beiden Buchen, unsere Obstgehölze, Pappeln und (möglichst schmal) die Weiden besitzen, vor; weniger häufig sind schon die größern, mehr rundlichen und handförmig getheilten Blätter der Linden und Ahorn-Arten; noch mehr treten die Gehölze mit gefiederten Blättern bei uns, wenigstens in den ältern Anlagen, zurück. Da sieht man fast nur Eschen, Wallnuß- und Rhus-Arten, Akazien und schwarzen Flieder, und selbst diese nicht in der Weise benutzt, wie es wohl wünschenswerth wäre. Erst der neuern Zeit ist es vorbehalten, auch hierin eine größere Mannigfaltigkeit hervorzurufen. Dem Meister in der Landschaftsgärtnerei, dem Generaldirector der Königlichen Gärten in Sanssouci, Lenné, gehört wiederum das Verdienst, mit gutem Beispiele vorangegangen zu sein und dergleichen Gehölze durch die Königliche Landesbaumschule mehr zu verbreiten.

Es sei mir gestattet, Umrisse zu geben von den Gruppen der Ge-

hölze im schönen Parke zu Alupka. Hier stand mit seinen großen Blättern und ausgebreiteten braunröthlichen Zweigen ein Feigen- oder ein Papier-Maulbeerstrauch und daneben ragte über beide der Lotuspflaumenbaum (Diospyros Lotus L.) oder die Terpenthin-Pistazie hervor; dort bildete die Sommereiche, die spitzblättrige Esche und der Zürgelstrauch das Hintergebüsch und im Vordergrunde standen der Schotenbaum (Cercis Siliquastrum L.), der Silberbaum (Elaeagnus hortensis Bieb.), beide Lebensbäume (Thuja orientalis und occidentalis L.) und der strauchartige Jasmin. Majestätisch strebten nach den höhern Regionen der Wallnußbaum, die Platane des Morgen- und die des Abendlandes, der Tulpenbaum, die großblüthige, so wie die spitzblättrige Magnolie, der Maulbeerbaum mit rothen und weißen Früchten u. a. m. Daneben sah man wieder die feinblättrige Akazie des Orientes (Acacia Julibrissin Willd.), die einzige Art ihres Geschlechtes, die auf dem alten Continente so weit nach Norden, bis zum 44. Grad geht, so wie die Trauer-Esche mit ihrem gelben, herabhängenden Aesten, die nur wenig von ihren Blättern bedeckt sind.

Einzig in jeglicher Art erschien mir ein Laubengang. Eine große Reihe verschiedener remontirender Rosen hatten hier redlich das Ihrige beigetragen, um mit ihren immer von Neuem erscheinenden Blüthen dem Garten in allen Monaten, wo nicht Boreas der Vegetation hemmend entgegentritt, seltene Reize zu verleihen. Zur Zeit der Haupt-Blüthe, also im Mai, muß der Laubengang in der That wunderschön sein. Thee- und Banks-Rosensträucher, die bei uns kaum oder gar nicht im Winter aushalten, erfrieren nicht auf der Südküste, wenn sie nur leicht bedeckt werden.

Der freien Rasenplätze waren leider zu wenig vorhanden und sie selbst zu den großartigen Umgebungen zu beschränkt. Es kommt noch dazu, daß sie wiederum zu Gruppen von Trompetenbäumen (Catalpa syringaefolia Sims), Japanischen Quittensträuchern, Lagerströmien, Mahonien, Hortensien u. s. w. benutzt wurden und hier und da auch vom Laurus-Tin (Viburnum Tinus L.), Rosmarin, Oleander, von der binsenförmigen Pfrieme (Spartium junceum L.)

und dem strauchartigen Durchwachs (Bupleurum fruticosum L.) umsäumt waren.

Wenn die Oertlichkeit schon weniger Rasenplätze erlaubte, so vermißte ich ebenfalls und zwar in noch weit höherm Grade hier und da ein Gartenhäuschen, oder einen Pavillon, ja selbst die Laube. Man hat in der neueren Zeit alles auf die Ausschmückung des Schlosses verwendet. Von Gebäuden sind außerdem eine recht hübsche Moschee mit einem Thurme, eine tempelartige Kirche mit ringsherum gehenden dorischen Säulen, das frühere Schloß, die Wohnung des Gärtners und ein Wirthshaus vorhanden.

Leider ist der Fürst Woronzoff zu wenig hier; er würde dann gewiß noch, was durchaus des bis dahin beschränkten Raumes halber nothwendig ist, die Anlagen bis an die steil emporgerichtete Felsenwand ausdehnen und diese selbst, wenigstens zum Theil, mit in den Bereich seiner Schöpfung ziehen. Es wäre hier ein Feld eines Lenné würdig. Er verstände gewiß die Felsenwand zu beleben und ihr neben dem Grotesken noch eine freundlichere Seite abzugewinnen.

Ich wende mich nun der Beschreibung des Schlosses zu, des Alhambra der Krim. Man erzählt sich, daß allein die Entwürfe und Pläne, die in England, dem Lande, wo der Fürst erzogen und dem er mit Vorliebe zugethan ist, verfertigt wurden, allein die Summe von 18,000 Silberrubeln gekostet haben sollen. Man braucht sich deshalb auch nicht zu verwundern, daß der Bau selbst bis zum Jahre 1844, wo ich das Schloß besichtigte und wo noch Manches bis zur Vollendung fehlte, die Summe von gegen zwei Millionen Thaler gekostet hatte.

Auf einem geebneten Platze, der leider für das große Gebäude zu klein ist, gegen 160 Fuß über dem Meere, liegt das neue Schloß und besteht aus einem Hauptgebäude und aus zwei Flügeln. Es ist in gothisch-maurischem Geschmacke erbaut. Das Material hat hauptsächlich derselbe Grünstein, den ich schon mehrmals erwähnte, und der hier ganz bequem in ungeheurem Blöcken herum liegt, geliefert. Außerdem ist aber noch, namentlich zum Unterbau, ein graugrünlicher und feinkörniger Sandstein, der sich weiter östlich in der

Nähe des alsbald weiter zu erwähnenden Nikita befindet, verwendet. Ich glaube nicht, daß man mit der Wahl des zuerst genannten Gesteines gut gethan hat; denn wenn der Grünstein wegen seiner Härte auch Jahrtausenden zu trotzen vermag, so ist doch die unbestimmte Farbe des Gesteines dem Gebäude durchaus nicht günstig. Auf dem festen Lande hat man leider nirgends einen geeigneten Punkt, von dem aus man sich eine gute Ansicht oder gar einen Ueberblick verschaffen könnte. Diese beiden hat man nur auf dem Meere und zwar erst in ziemlicher Entfernung vom Ufer. Bei der graugrünlichen, ich möchte sagen, unsichern Farbe des Gesteines ist es aber nicht möglich, die Conturen des herrlichen Gebäudes scharf zu unterscheiden. Alle die Spitzen, Thürmchen und sonstigen Verzierungen schneiden sich dem Auge in dieser Ferne nicht hinlänglich ab und verschwimmen in der Ansicht mehr oder minder durch einander.

Es wurde leider, als wir die innern Räume des Schlosses besichtigten, daselbst vielfach gearbeitet; so vermochte ich auch nicht den Totaleindruck, den sonst das Gebäude zu machen nicht verfehlt haben würde, zu erhalten. Die Zimmer sind im Allgemeinen geräumig, hoch und bequem eingerichtet; sie weichen in so fern von dem gothischen Style ab, als die kleinen Kämmerchen und sonstigen unbenutzten Räume fehlen. Für mich ist dieses durchaus ein Gewinn. Nur bei der Treppe hat man sich zu treu an die Vorschriften gehalten, denn diese ist so schmal, daß ein Herr seine Dame nicht mit einiger Bequemlichkeit hinauf führen kann, sobald der Eine oder die Andere auch nur die geringste Corpulenz besitzen sollte. Noch enger ist die Treppe, die auf die Terrasse geht, da hier selbst eine Person mit einem nicht gewöhnlichen Umfange sich nur schwierig hinauf winden könnte.

Das Hauptgebäude besteht nach vorn aus dem prächtig decorirten Speisesaale, der durch Hinwegnahme der Fenster in einen offenen Salon umgewandelt werden kann. Man erzählte mir jedoch, daß er während der wärmern Zeit gar nicht benutzt werden könnte, da sich in dem großen, allerdings der Sommerseite zugewendeten Raume, stets eine unerträgliche Hitze anfammele. Sollten sich nicht, namentlich in der Höhe, Züge anbringen lassen, durch die die Luft, ohne

auf die Anwesenden einen schädlichen Einfluß auszuüben, sich erneuern könnte! Eine Kaskade und selbst ein Springbrunnen würden ebenfalls die Wärme mildern und außerdem die Schönheit des Speisesaales erhöhen. Am besten würden aber ohne Zweifel ein Paar Platanen vor dem Hause sein. Ihr Stamm müßte freilich hoch genug sein, um der Fernsicht keinen Abbruch zu thun; die Krone würde dann die heißen Strahlen der Sonne von dem Speisesaale abhalten. Wahrscheinlich trägt auch der Grünstein als guter Wärmeleiter nicht wenig bei, die Hitze im Sommer auch in den andern Zimmern zu erhöhen. Nach Herrn Kehbach sind in den warmen Sommermonaten nur die Zimmer auf der Rückseite, also nach der Felsenwand hin, bewohnbar.

Von den beiden Flügeln ist der nach Osten zu sich befindliche zur Wohnung der fürstlichen Familie eingerichtet. Im Erdgeschosse besitzt die Fürstin ihre Zimmer, von denen das, was zu ihrem gewöhnlichen Aufenthalte bestimmt ist, im chinesischem Geschmacke eingerichtet ist. Die Tapeten sind hier aus Stroh gefertigt. Die obern Räume gehören, mit Ausnahme des einen, was der Fürstin zum Schlafzimmer dient, dem Fürsten; weniger prunkvoll harmoniren sie mit dem einfachen Sinne ihres Besitzers. Der rechte Flügel besteht aus einer Menge neben einander liegender kleinerer Zimmer, die zur Aufnahme von Gästen dienen. Das Dach ist eine flache Terrasse, die eine herrliche Aussicht auf die nächste Umgebung und auf das große blaue Meer darbietet. Wer hier noch nicht genug sieht, kann auch einen der beiden Thürme ersteigen, die in viereckiger Form sich vorn erheben. Am Mittelgebäude befindet sich zu gleichem Zwecke auch ein Balkon.

Die Sonne war eben hinter den Bergen hervorgekommen, als wir am 26. September wiederum auf unserm Postwagen saßen und unserm Bestimmungsorte Jalta zufuhren. War uns früher auf den traurigen Pampas der Ebene das Dreigespann zu langsam gefahren, so ging es uns nun zu schnell. Umsonst riefen wir unserm Postillon «potische» (etwas langsam) zu, der bärtige Kutscher behauptete seinerseits zur rechten Zeit in Jalta sein zu müssen. Naiv bemerkte er weiter, daß andere Reisende sich stets über das langsame Fahren bei

ihm beklagt hätten. Ein kleines Trinkgeld that aber, wie häufig, mehr als alle Vernunftgründe. Aber immer ging es noch zu rasch. Wir tröſteten uns zuletzt mit der Aussicht, daß wir ſpäter noch alles mit mehr Muße betrachten würden.

Alupka liegt an einer Bucht, die im Weſten durch ein Vorgebirge, Merdwen, begränzt wird. Nach Oſten zieht ſich der Abhang ebenfalls tiefer in das Meer hinein und trägt auf dem dortigen Vorgebirge einen Leuchtthurm. Weiter nach Oſten hin bildet das Meer wiederum eine Bucht, aber von größerm Umfange. Mitten in ihr liegt der Hauptort der Südküſte, Jalta. Wie man den Rücken des Abhanges, welcher die Bucht von Alupka und die von Jalta von einander ſcheidet, überſchritten hat, ändert ſich mit einem Male der Charakter der ganzen Landſchaft nicht weniger als der der Vegetation. Die Felſenwand tritt weiter zurück und ſteigt nicht mehr ſo grade wie früher, ſondern in Abſätzen in die Höhe, deren Rand mit kärglichem Gehölz beſetzt iſt. Auch der Abhang wird ein anderer; er geht nicht in einer Wölbung bis zum Meere hinab, ſondern ſcheidet ſich ebenfalls in mehre Abſätze, die jedoch nur auf kleinere Stellen beſchränkt ſind. Sie fallen nämlich nach vorn plötzlich ab, verlaufen aber meiſtens nach den Seiten.

Ein beſſerer, zum Theil ſelbſt üppiger Baumwuchs breitet ſich am Meere aus und zieht ſich wohl eine halbe Stunde weit bis zur großen Felſenwand. Während unten das freudige Grün der Laubhölzer und ſeine verſchiedenen Nuancirungen mit dem blaulich-grünen Meere, auf dem Gottes Friede zu ruhen ſchien, und mit dem darüber gewölbten blauen Himmel das lieblichſte Bild darbot, war auf der andern Seite an und auf der großen Felſenwand das ſchaurige Graugrün der tauriſchen Föhren mit ihren wagerechten Aeſten, geeignet, eine melancholiſche Wirkung in dem Gemüthe des Menſchen hervorzurufen.

Die erſte großartige Anlage, zu der wir kamen, war Klein-Oreanda. Es ſchien in der That, als hätten hier die Menſchen nichts weiter nöthig zu thun, als ſich Wohnungen zu bauen. Die ſchöne Beſitzung gehörte dem General Leon Nariſchkin, einem Nachkommen der Mutter

der berühmten Natalie Nariſchkin, die Peter der Große wegen ihrer blendenden Schönheit nicht weniger, als wegen ihres hervorragenden Geiſtes, zur zweiten Gemahlin ſich erkor. Als die Großfürſtin Helena Pawlowna ſich hier befand und über alles, was ſie ſah, entzückt war, ſtellte der galante Ruſſe der Schwägerin ſeines erhabenen Kaiſers das ganze Landgut für die ganze Dauer ihres Lebens zur Verfügung.

Ein kleinerer, aber nicht minder reizender Landſitz liegt vorn am Meere in der Nähe des Vorgebirges, was den Leuchtthurm trägt. Er führt den Namen Gaspra und gehört einem Fürſten Galitzin, der früher Generalpoſtmeiſter war und einer Operation am Auge halber ſeine Stelle niederzulegen ſich gezwungen ſah. Er hielt ſich eben hier auf, um ſich eines ſüdlicheren Klima's zu erfreuen.

Bald kamen wir nach Groß-Oreanda, der herrlichen Beſitzung des Kaiſers. Leider geht hier die Straße durch dichtes Gebüſch; eine kleine, häßliche Mauer ſperrt alle Einſicht zu den ſchönen Parkanlagen. Endlich erreichten wir Livadia, unſtreitig den lieblichſten Punkt der ganzen Südküſte. Es gehört dem Grafen Potoßki, ruſſiſchem Geſandten in Neapel. Die Mauer war durch ein einfaches Geländer erſetzt, was hinlänglich geſtattete, die reizenden Anlagen zum Theil ſchon von außen in Augenſchein zu nehmen. Von hier aus führte uns endlich die Straße direct nach Jalta.

Jalta und weiter nach Oſten Aluſchta ſind die einzigen Orte auf der Südküſte, wo ſich Alluvium gebildet hat und wo man einige hundert Fuß weit auf vollkommem ebenen Boden gehen kann. Das Küſtengebirge iſt hier nicht allein weiter als ſonſt zurückgetreten, ſondern beſitzt auch eine tiefe Spalte, die den bis dahin zuſammenhängenden Rand theilt. Aus dieſer Spalte kommt ein friſcher, lebendiger Bach, der die zahlreichen Quellen ringsum ſammelt, hervor, ſtürzt ſich mit lautem Gemurmel über Fels und Stein und führt, namentlich wenn der Schnee ſchmilzt, eine Menge Geröll mit ſich fort in das Meer. Man ſollte es nicht glauben; der Jalta-Bach hat kaum die Länge einer Stunde und doch iſt er es, der, freilich im Verlaufe von mehrern Jahrtauſenden, die kleine Alluvial-Ebene, die ſich in der Mitte der

großen Bucht allmälig an den Uferrand angelegt, gebildet hat. Nach fernern zwei oder drei Jahrtausenden ist gewiß diese um das Mehrfache größer und umfangreicher.

Die kleine Uferebene hat man benutzt, um einen Ort anzulegen, der zwischen all den einzelnen Herrschaften und Besitzungen die Vermittelung herstellen sollte. Man nennt Jalta eine Stadt, aber sie besteht kaum aus einigen vierzig Häusern, die nur eine Straße bilden. Die hier wohnenden Kaufleute verdienen kaum ihren Namen, da sie nur die allernothwendigsten Bedürfnisse führen und nicht im Stande sind, die bescheidensten, darüber hinausgehenden Wünsche zu befriedigen. Die auf der Südküste lebenden Familien sind meistens gezwungen, ihre Bedürfnisse aus Sympheropol zu beziehen und müssen sich deshalb immer mit den nöthigen Vorräthen auf eine längere Zeit versehen. Die russische Regierung hat in der That alles gethan, um einestheils den Bewohnern der Südküste Communicationsmittel, namentlich mit Odessa, zu verschaffen, anderntheils um Jalta zu heben; aber umsonst! Alle vierzehn Tage hält hier ein Schiff an, das von Kertsch kommt und nach Odessa geht und umgekehrt. Zum Schutz der Schiffe hat die Regierung ferner einen Hafendamm erbaut, in dem aber nur selten ein Schiff seine Zuflucht sucht. Fragt man nach den Ursachen, so lassen sie sich leicht beantworten. Die Südküste ist nur ein sehr schmaler Strich, den zum Theil Tatarendörfer, zum Theil Landgüter russischer Großen eingenommen haben. Ein nicht geringer Theil ist auch so unfruchtbar, daß er alle Cultur gradezu unmöglich macht. Die hiesigen Tataren sind zwar zum großen Theil wohlhabend, ihre Bedürfnisse sind aber der Art, daß sie diese sich selbst verschaffen können. Anderntheils bauen sie kaum mehr, als was sie für den eigenen Gebrauch bedürfen; nur Schafe und Obst verkaufen sie. Die zwölf bis sechzehn russischen Herrschaften, welche vom Mai bis September hier zubringen, sind zu wenig an der Zahl, um einen bedeutenden Einfluß auf Handel und Wandel auszuüben. Außer frischem Fleische, Eiern, Milch, Butter und Gemüse führen sie alles mit sich, was sie brauchen; selbst die genannten Lebensmittel werden zum Theil auf dem eigenen Land-

gute gewonnen oder von Tataren bezogen. Die hier Jahr aus, Jahr ein wohnenden Inspektoren und Kastellane haben ohne Ausnahme Oekonomie und verschaffen sich demnach ebenfalls die meisten Bedürfnisse.

Die Lage von Jalta ist reizend. Die wenigen Häuser im Vordergrunde, die bis 4000 Fuß hoch ansteigende Felsenwand, welche sich in Form eines Amphitheaters herumzieht, im Hintergrunde und zwischen beiden der mit dem mannigfaltigsten Grün bewachsene Abhang, welcher in der oben näher bezeichneten Schlucht ziemlich hoch steigt und hier und da mit einzelnen stehenden Gartenhäusern besetzt ist; dieses Alles giebt ein schönes, für den Maler aber zu umfassendes Bild. Auf der Westseite liegt das liebliche Livadia; auf der Ostseite steigen steile Felsen empor und gehen bis nahe an das Meer, dort die Hafenbucht begrenzend.

Noch am Nachmittage machten wir einen kleinen Ausflug nach Maharatsch, dem Landsitze des Fürsten F. B. Golizin (Galitzin ausgesprochen), welcher dicht jenseits des Felsenvorsprunges liegt. Mit Jalta ändert sich insofern die Gebirgsformation, als Thonschiefer weit häufiger erscheint und keine Durchbrüche eines plutonischen Gesteines mehr erfolgt sind. Der erstere füllt aber nicht den ganzen Abhang aus, sondern wird nach oben, also in der Nähe der Felsenwand, durch einen sehr feinen graugrünlichen oder röthlichen Sandstein ersetzt. Die Felsenwand selbst besteht aber wie früher hier wiederum aus demselben Jurakalk, dessen ich schon mehrmals Erwähnung gethan habe.

Maharatsch ist der Name eines Tatarendorfes, was früher hier existirte, seit längerer Zeit aber schon verlassen ist. Der Besitz des mehr und minder unfruchtbaren Terrains ist nach und nach in verschiedene Hände gekommen, aus denen aber einige hübsche Landgüter hervorgegangen sind. Vor Allem ist das Landgut des Fürsten F. B. Galitzin zu nennen. Im Jahre 1838 hatte ich in dem fürstlichen Hause zu Odessa die freundlichste Aufnahme gefunden und die schlimme Zeit durchlebt, wo Pest und Erdbeben eine, wenn auch kurze Zeit alle Einwohner der Stadt in Angst und Furcht versetzte.

Es that mir sehr weh, daß der Stiefsohn des Fürsten, Fürst Konstantin Suworoff*), abwesend war und sich seit einigen Wochen in Petersburg aufhielt. Ich bin dem vortrefflichen Enkel des großen italischen Helden von meiner ersten Reise her zu großem Danke verpflichtet. Nicht allein, daß er sich meiner in Tiflis, wo er sich damals aufhielt, auf die freundlichste Weise annahm und mich mit Rath und That unterstützte; er ließ mich sogar, als ich am Fuße des classischen Ararat auf's Krankenlager geworfen, mehre Tage zwischen Leben und Tod schwankte und später, nur sehr langsam genesend, nach Tiflis zurückkehrte, nach seinem gastlichen Hause bringen und pflegte mich selbst auf die rührendste Weise. In seiner Gesellschaft machte ich später die Reise nach Odessa und fand in dem Hause seiner fürstlichen Aeltern die Aufnahme, die der Freund eines geliebten Sohnes nur irgend erwarten durfte.

Die Fürstin Galitzin widmet sich selbst der Verschönerung der schon an und für sich freundlichen Anlagen. Wenn auch nicht Alles, so war doch das Meiste, das Werk ihrer Schöpfung. Es verstand die hochgebildete Frau, der Natur ihre verborgensten Schönheiten abzulauschen. Nicht allein kannte sie die zahlreichen Ziersträucher und Bäume mit dem lateinischen Namen, sie nannte mir auch die Kräuter und Unkräuter, die von selbst hier wuchsen. Unter besserer Führung konnte ich die zwar nicht umfassenden, aber in jeglicher Hinsicht entsprechenden Anlagen nicht besichtigen. Es ist der Fürstin vollständig gelungen, die verschiedenen Nuancirungen in Form und Farbe des Laubes in einer Weise zu benutzen, wie man es selten findet. Vor allem reizend erschien ein Cypressenwäldchen. Die Wege waren so geführt, daß keine Schönheit des Parkes dem Auge verborgen bleiben konnte; in nicht gezwungener Schlangenform führten sie von einer lieblichen Gruppe zur andern.

Wenn auch das Schloß keineswegs in der Größe mit denen in Alupka und Oreanda zu rivalisiren vermochte, so bietet seine Lage

*) Gewöhnlich schreibt man bei uns Suwaroff, eine durchaus falsche Schreibart, auf die ich schon mehrmals aufmerksam gemacht habe.

doch Reize dar, die man in jenen großen Gebäuden nicht findet. Es liegt zunächst als einfaches Lusthaus mitten im freundlichsten Grün; schattige, weithin greifende Aeste der nahen Bäume schmücken selbst zum Theil die offene Halle der Südseite. Von hier aus erblickt man das nahe Meer, was sich in der Unendlichkeit zu verlieren scheint. Zufällig segelten einige Schiffe auf den stillen Fluthen dahin und trugen zur Erhöhung des Reizes in dem gegebenen landschaftlichen Bilde nicht wenig bei. Hier saß ich bei dem fürstlichen Paare bis spät in die Nacht. Ungern trennte ich mich und trat deshalb den Rückweg nach Jalta an.

Für den andern Morgen (den 27. September) hatten wir uns die Besichtigung des in ganz Rußland, aber auch außerdem bekannten und hinlänglich gewürdigten Gartens von Nikita vorgenommen. Als der Tag graute, saßen wir wiederum in unserm kleinen Wagen und fuhren über Maharatsch dem genannten Orte zu. Auf dem Wege liegt das Dorf Masandra im freundlichen Gebüsche, so versteckt, daß man nur hier und da die Giebel der Häuser erblickt. Auf einem freien Platze hat man eine kleine Kirche, einem Theseus-Tempel nicht unähnlich, aber freilich ohne Säulen, erbaut. Hübscher als die Kirche ist noch die Aussicht, die man fast nach allen Seiten hin besitzt.

Die Straße führte uns später hart an der Grenze des Thonschiefers und des feinkörnigen, oben bereits besprochenen Sandsteines nach Nikita, einem schönen großen Dorfe, in dessen Nähe der berühmte Garten liegt. Prächtige Wallnußbäume beschatteten hier die kleinen, aber reinlichen und netten Häuser, die ihres terrassenartigen Baues halber in der Nähe und Ferne einen freundlichen Anblick darboten.

Der Garten liegt tiefer und zieht sich bis an das Meer hinab. Leider fanden wir den Director der kaiserlichen Anstalt, Herrn von Hartwiß, nicht zu Hause; dieses hinderte aber die liebenswürdige Hausfrau keineswegs, uns im Namen ihres Mannes aufzunehmen und für uns bis zu dessen Ankunft die nöthige Sorge zu tragen. Es war dieses wiederum ein Zeichen jener russischen Gastfreundschaft,

deren ich mich zu erfreuen auf beiden Reisen hinlänglich Gelegenheit hatte. Nikita verdankt dem früher bereits erwähnten und ausgezeichneten Botaniker, Herrn von Steven, seine Entstehung. Er machte vor vierzig Jahren auf die Nothwendigkeit der Gründung einer allgemeinen Baumschule für die weiten und meist holzlosen russischen Provinzen aufmerksam und erhielt bald darauf auch den Auftrag, in der Krim eine solche zu errichten. Herr von Steven war ganz der Mann, der alle Schwierigkeiten, die sich, wie man sich leicht denken kann, in Menge darboten, zu überwinden vermochte. In kurzer Zeit war der Garten gegründet und gewann von Jahr zu Jahr einen größern Einfluß zunächst auf die Krim und die südlichen Provinzen Rußlands.

Da wurde Herr von Steven, nachdem er zehn Jahre der Anstalt ehrenvoll vorgestanden hatte, abgerufen, und ihm eine wichtigere Mission anvertraut. In Petersburg legte man mit Recht auf die Hebung der Pflanzencultur in den südlichen Provinzen einen großen Werth, glaubte aber mit der Gründung einer solchen Anstalt, wie Nikita darstellte, nicht genug gethan zu haben. Man brauchte einen Mann, der die Bewohner der Krim und der ciskaukasischen Provinzen nicht allein auf die Vortheile der Obst- und Weincultur, so wie des Seidenbaues aufmerksam machte, sondern ihnen auch mit Rath und That beistand. Es konnte wiederum keine bessere Wahl als die des Herrn von Steven getroffen werden. Alles, was seitdem in der Landescultur in genannten Provinzen geschehen ist, hat man hauptsächlich diesem ausgezeichneten Gelehrten zu verdanken.

An Steven's Stelle wurde für Nikita ein livländischer Edelmann, der sich in den Freiheitskriegen ausgezeichnet hatte und eine Vorliebe für Gartencultur besaß, ernannt. Herr v. Hartwiß fand sich schnell in den neuen Wirkungskreis. Mit Eifer studirte er die wichtigsten deutschen und französischen Schriften über Obst- und Gartencultur. Seit siebenundzwanzig Jahren steht er nun der Anstalt vor und hat wesentlich dazu beigetragen, daß sie nicht allein in Rußland, sondern auch außerhalb des genannten Reiches sich der vollen Anerkennung erfreut. Es ist dieses um so verdienstvoller, als der Garten keineswegs in der

Weise mit Mitteln bedacht ward, als es sonst bei dergleichen Anstalten in Rußland der Fall ist. Früher erhielt der Director außer seiner eigenen Besoldung von 5000 R. Ass. (also gegen 1500 Thlr.*), zur Verwendung auf den Garten nur eine Summe von 10,000 Rubeln. In der neuesten Zeit hat man die Summe um die Hälfte erhöht. Außerdem besitzt der Garten endlich durch den Verkauf von Stämmchen, Fechsern u. s. w. noch die Einnahme einer gleichen Summe. Das Ganze, was demnach Herr von Hartwiß auf seinen Garten verwenden kann, übersteigt nicht die Summe von 20,000 Rub. Ass. (also von c. 6000 Thlrn.)

Preußen besitzt eine ähnliche Anstalt, die Königliche Landesbaumschule bei Potsdam, welche unter der speciellen Leitung des Generaldirectors Lenné in Sanssouci steht, und sich in einem so erfreulichen Zustande befindet, daß sie nicht allein sich selbst ohne allen Zuschuß von Seiten des Staates erhält und dabei regelmäßig von dem benutzten Lande sogar eine Art Erbpacht bezahlt, sondern sogar aus den Ueberschüssen sich ein Grundcapital angelegt hat. Wir wollen jedoch keineswegs dadurch dem Garten von Nikita auch nur einen entfernten Vorwurf machen, denn bedenkt man die Schwierigkeiten, die zunächst schon die entfernte Lage von den übrigen Ländern Europas, wo Garten- und Obst-Cultur blüht, mit sich führt, den Mangel an brauchbaren Gärtnern in Rußland, und weiß man, wie viel auf der Südküste die Arbeitsleute kosten, so wird man gewiß selbst die anscheinend große Summe von 6000 Thaler für eine solche Anstalt sehr mäßig finden.

Der Garten von Nikita versorgt fast ganz Rußland mit veredelten Obst- und Weinsorten; aber auch außerdem werden noch eine Menge Ziersträucher und Forstbäume nach allen Gegenden des Reiches hin versendet. Der Preis ist so niedrig gestellt, daß auch weniger Bemittelte im Stande sind, das, was sie wünschen, aus der

*) Ich habe schon erwähnt, daß man vor zehn Jahren noch Assignaten in Rußland besaß, deren 3½ und einige Kopeken 1 Silberrubel ausmachten. Jetzt sind die erstern eingezogen und das Papiergeld hat mit dem Silbergeld gleichen Werth.

kaiſerlichen Baumſchule beziehen zu können. Für das Tauſend Pfropfreiſer oder Weinfechſer zahlt man in der Krim nur ungefähr 1½ Thaler, in den übrigen Provinzen hingegen das Doppelte. Wenn man nun weiß, daß jährlich für 1500 Thaler verkauft wird und ⅔ dieſer Summe nur der Erlös für Pfropfreiſer und Fechſer iſt, ſo kann man ſich ſelbſt berechnen, daß jährlich weit über eine halbe Million nach allen Gegenden hin verſendet wird. Gewiß eine ahnſehnliche und ehrenvolle Zahl.

Bei der Obſt- und Weincultur verfolgte Herr von Hartwiß den ganz richtigen Grundſatz „non multa, sed multum“ und entfernte deshalb ſtets alle Sorten wiederum, von denen er ſich überzeugt hatte, daß ſie einestheils wegen ihrer Mittelmäßigkeit nicht eine größere Bedeutung verdienten, anderntheils aber zu viel Sorgfalt verlangten, um zu gedeihen. In der Obſt- und Weincultur muß ebenfalls, wie überhaupt ſonſt, der Ertrag und die Güte in einem beſtimmten Verhältniſſe zu der darauf verwendeten Mühe ſtehen; für den Landmann — und dieſes gilt für den Ruſſen ſowohl als für den Deutſchen und Franzoſen — hat man hingegen noch zu bedenken, daß er nicht Sorten wählt, die ſehr ſorgſam gepflegt werden müſſen. Deren Cultur muß immer dem Gärtner vom Fache überlaſſen bleiben, da der Landmann hierzu weder die nöthigen Kenntniſſe hat, noch auch meiſt die Zeit beſitzt, welche dergleichen Obſtſorten in Anſpruch nehmen.

Das Obſt, was ich hier genoß, beſaß mehr Aroma, als das was ich in Sympheropol, auch außerhalb des Marktes, gegeſſen. Von vorzüglicher Güte waren die Reinetten, von denen man auch einige neue Sorten erzielt hatte. Weniger Sorgfalt war auf die Cultur der Birnen verwendet. Dieſe Frucht fand ich auch ſonſt in Rußland nicht gut. Nach Herrn von Hartwiß gedeihen ſie wenig, und erhalten nie das Aroma und den Wohlgeſchmack, wie man beide in Deutſchland kennt. Von den zahlreichen Pflaumen, die ich hier ſah, fand ich eine, welche mir als Auguſtpflaume genannt wurde, ganz vorzüglich. Aprikoſen habe ich nicht mehr geſehen, werden aber viel gebaut. Die Spätpfirſichen waren ohne weiteren Werth. Die

hier gezogenen Mandeln erschienen mir vorzüglich; aber die Anpflanzungen sind doch viel zu klein, um bedeutenden Ertrag damit erzielen zu können. Mit besonderer Vorliebe führte Herr von Hartwiß uns zu seinen Weinanlagen. Die Weincultur ist eine Lieblingsbeschäftigung der hiesigen Herrschaften und kostet dem Staate, wie nicht weniger den Privaten, enorme Summen. Man cultivirte gegen 400 Sorten. Ganz Europa bis nach Lissabon, Madera, Südafrika, Asien von Tiflis bis nach Schiras und selbst das nördliche Amerika waren in Contribution gesetzt, um für die Südküste der Krim das Beste von ihren Reben zu liefern. Man hat keine Kosten gescheut, um eine berühmte Weinrebe auch aus dem verborgensten Winkel der Erde kommen zu lassen. Aber alle die vielen Sorten haben auf dem Krim'schen Boden ihre Eigenthümlichkeiten mehr oder weniger verloren und nichts weiter behalten als die Namen. Den frühen Würzburger, den rheinischen Rießling, den phälzischen Traminer, den beliebten Bordeaux u. s. w. erkannte ich wohl an ihrem Laube einigermaßen, nicht aber an den Beeren und noch viel weniger an den Weinen, die man daraus bereitet hatte. Nur die beiden amerikanischen Sorten, die man auch bei uns unter dem Namen der Catauba und der Isabelle mehr der schönen Form ihrer Blätter halber zieht, waren dieselben geblieben und hatten sich, gegen die unsrigen wenigstens, nicht verändert. Ob sie sich aber auch nicht von denen Nordamerika's unterscheiden, ist eine andere Frage. Bei dem Genuß der Weinbeeren fiel mir etwas auf, was alle Krim'schen Sorten, mit sehr wenigen Ausnahmen, gemein haben, nämlich: eine dickere herbere Schale.

Herr von Hartwiß gab uns auch Gelegenheit, die hier bereiteten Weinsorten näher kennen zu lernen. Ich selbst bin zu wenig Kenner, um ein Urtheil aussprechen zu können. Nach dem Urtheile Sachverständiger aber steht der Ertrag zu den darauf verwendeten Kosten in keinem Verhältnisse. Von dem hohen Preise der Krim'schen Weine habe ich schon früher zu sprechen Gelegenheit gehabt. In Odessa, was freilich ein Freihafen ist und fremde Weine mit einer geringen Abgabe einläßt, kostet der gute Krim'sche Bordeaux immer etwas

mehr als der gleich gute und ächte aus Frankreich. Aus dieser Ursache erhält man dort nur die schlechtern gewöhnlichen Sorten, aber immer wiederum zu verhältnißmäßig hohem Preise, und trinkt den bessern Wein nur in Familien, die ihn selbst gebaut haben oder aus Patriotismus auf die Tafel bringen.

Der Krim'sche Rheinwein hatte mit der Säure auch das Aroma verloren. Ebenso vermißte ich an dem Bordeaux den herben Geschmack. Anderntheils wurden uns in Nikita und noch mehr in Maharatsch bei dem Fürsten F. B. Galitzin so vorzügliche Weine eigener Fabrikation vorgesetzt, daß sie auch bei den geübtesten Weintrinkern Beifall erhalten hätten. Man sagte uns aber selbst, daß die Bereitung dieser Sorten mit außerordentlicher Sorgfalt geschehen müsse. Es sei gar nicht möglich, sie in den Handel zu bringen; es sei denn, daß man mit großem Verluste weggebe oder enorm hohe Preise stelle.

Es ist übrigens eine allgemeine Ansicht, selbst der Weinzüchter in der Krim, daß man zwar viel Sorgfalt auf die Weincultur verwendet, aber sehr wenig Leute besitzt, die die Weinbereitung mit Sachkenntniß leiten können. Man hatte ungeheure Summen auf die Urbarmachung des sterilen Bodens verwendet, mit fast eben so viel Summen Weinreben aus allen Gegenden der Erde bezogen und Winzer kommen lassen, die die Reben mit Sorgfalt cultiviren, aber es fehlen meist die sachkundigen Küfer, die den erhaltenen Wein in und nach der Gährung zu behandeln verstehen und, man sollte es kaum glauben, die zweckmäßigen und entsprechenden Geräthe.

Auch der Gartenkunst im engern Sinne widmet Herr von Hartwiß seine volle Aufmerksamkeit. Mit Ausdauer, ich möchte sagen Hartnäckigkeit, versucht er ausländische Sträucher und Bäume zu acclimatisiren. So überwintern hier sämmtliche ostindische Rosen, die wir als semperflorens, Noisette, Grevillea, Banksia, Thea und wie alle die Abarten und Bastarde heißen mögen, im Freien und werden nur bisweilen, wenn man eine strengere Jahreszeit als gewöhnlich kommen sieht, im Winter bedeckt. Cobaea scandens Cav., rothe und blaue Passionsblumen, Clematis azurea Sieb. und florida Thunb., Tecoma radicans Juss. und andere Schlinggewächse schlän-

geln sich an Strauchwerk, an Lauben u. s. w. in solcher Ueppigkeit empor, als wäre eben hier ihr Vaterland. Ganze Strecken sah ich mit Oelbäumen bepflanzt; aber es wird doch nie gelingen, die Oelbaumcultur, die ja selbst auf der gegenüberliegenden Südküste des Schwarzen Meeres nicht gedeihen will, auf der Nordküste einzuführen. Die vielen und nicht selten ganz unerwarteten Fröste, die sich am häufigsten im März einstellen, tödten nicht selten ganze Bäume. Die kalten Nächte, die auch sonst im Frühjahr kommen, sind ebenso den jungen Trieben und dem Laube in hohem Grade nachtheilig.

Ferner finden sich hier viel Korkeichen vor. Die Korksubstanz hatte sich aber so wenig entwickelt, daß nicht mehr vorhanden war, als an unsern Korkulmen. Ich habe schon früher ausgesprochen, daß die Korkeiche eben so wenig, als unsere Korkulme, eine selbstständige Species darstellt. Quercus Ilex L. stand hier mitten unter den Korkeichen (Q. Suber L.), und unterschied sich außer dem Mangel der geringen Korksubstanz auch gar nicht von der letzteren. Was übrigens die Korkulme anbelangt, so muß man die, welche gewöhnlich bei uns vorkommt und nur eine Abart der Ulmus campestris L. d. h. unsererer gewöhnlichen Ulme darstellt, von der U. suberosa Juss. also der sicilianischen, aber auch von der der kaukasischen Flor unterscheiden.

Wenn schon fast sämmtliche Weinländer auf der Erde der Krim ihren Beitrag geliefert hatten, so mußten hingegen sogar für die landschaftliche Ausschmückung der Anlagen fast alle Länder der Erde steuern. Nur was unmittelbar unter den Tropen wächst und das Klima für Palmen und baumartige Farrenkräuter verlangt, war hier nicht vertreten. Am meisten hatten die Kaukasusländer und Nordamerika geliefert. Aus den erstern stammen unter andern: Gleditschia caspica Dsf., Pterocarpus caucasicus C. A. Mey, Rhododendron ponticum L., Azalea pontica L., Pinus Nordmanniana Led. und Hedera colchica C. Koch; aus dem letztern hingegen viele Eichen, unter denen die hochgipfeligen Quercus coccinea Wangenh. und palustris Dur., ferner Magnolien, Gleditschien, die Weihmuthskiefer, die kanadische Tanne u. s. w. Sibirien hatte die ihm eigen-

thümliche Lärche geliefert, Nordeuropa unter andern ſeine ſämmtlichen Nadelhölzer, Irland ſeinen ihm eigenthümlichen Taxus und Epheu, Spanien die ſchöne Pinus Pinsapo Boiss., die Balearen Buxus balearica Lam., die kanariſchen Inſeln Viburnum rugosum Pers. und Oreodaphne foetens Nees, Nordafrika Viburnum Tinus L., Südafrika Haiden und Pelargonien, Myrsine africana L., Syrien: Hibiscus syriacus L. und die Ceder, Perſien: Acacia Julibrissin Willd., Kleinaſien: Celtis Tourneforitii Lam., die Himalayaländer einige Rhododendren und die dort wachſende Ceder, Nepal: Benthamia fragifera Endl., Oſtindien: Jasminum grandiflorum L., Thea Bohea L. β. benghalensis, China: Lagerstroemia indica L., Illicium anisatum L., Olea fragrans Thunb., Japan: Camellien, Gingko biloba L., dieſes ſeltſame Nadelholz mit breiten Blättern, Californien. Pinus Sabiniana Dougl., das amerikaniſche Hochland: Mahonien, Fuchſien, Eskallonien, das Tiefland hingegen: Agave americana L., Alstroemeria Ligtu L., A. psittacina Lehm., die Laplata-Staaten: Mahonia diversifolia Sweet, Neuholland: Acacia dealbata Lk und endlich Neuſeeland: Phormium tenax Forst.

Die Beſichtigung des Nikitaer Gartens hatte den ganzen Tag in Anſpruch genommen und wurde noch am andern Morgen fortgeſetzt. Herr von Hartwiß war für mich ſo belehrend, daß ich gern eine längere Zeit mich feſſeln ließ; erſt am zweiten Tage verließen wir nach Tiſch das gaſtfreundliche Haus.

Auf dem Rückwege nach Jalta ſprachen wir in einem andern Landgute von Maharatſch ein. Ich hatte ſeinen Beſitzer zwei Tage vorher bei dem Fürſten Galitzin kennen gelernt und war ihm außerdem empfohlen worden. Es war dieſes der Major Frömbder, derſelbe Ingenieur-Offizier, dem man die guten Communicationswege auf der Südküſte verdankt. Sein Landgut unterſchied ſich von denen, die ich bisher geſehen, weſentlich. Mit Ausnahme des Gartens von Nikita gehören die Landgüter hohen Herrſchaften, die einen Theil im Jahre daſelbſt zubringen; ſie ſind deshalb hauptſächlich dem Vergnügen und nur nebenbei dem Nutzen gewidmet. Obwohl zwar das Landhaus des Major Frömbder nicht allein wohnlich, ſondern auch

bequem eingerichtet erschien, so wurde doch die Hauptsorge den Weingärten gewidmet. Mit vieler Mühe hatte der Besitzer den sterilen Thonschieferboden urbar gemacht, erfreut sich aber jetzt schon eines nicht unbedeutenden Ertrages.

Wo die ursprüngliche Vegetation sich hier noch vorfand, war sie ärmlich. An Kräutern bemerkte ich kaum einige Hieracien und Teucrien. Die weichhaarigblättrige Eiche, die morgenländische Weißbuche, der Dürrlitzenstrauch, Maßholder und Sohlweiden waren vorherrschend, bildeten aber durchaus nicht ein dichtes Gesträuch. Nur Ebereschen, deren kleine und rothe Apfelbeeren bei uns hie und da als Eva's Birnen bekannt sind, bildeten ansehnliche Bäume.

Ein furchtbarer Sturm erhob sich gegen Abend und bestimmte uns, die freundliche Einladung des Majors anzunehmen und hier zu übernachten. Stürme sind überhaupt auf der See und an der Küste großartiger als im Binnenlande; an der Südküste der Krim und überhaupt auf dem Schwarzen Meere haben sie aber nicht selten einen so drohenden Charakter, daß die stärksten Bäume umgeknickt werden und Schiffe zu Grunde gehen. Gerade dieses mag hauptsächlich die Ursache sein, daß man selbst auf gutem Boden nirgends Stämme von einigermaßen bedeutendem Umfange findet. Neben den räuberischen Bewohnern ringsum mögen gewiß auch die häufigen Stürme Veranlassung zu der Benennung des ungastlichen Meeres Pontos axenos, die das Schwarze Meer in den ältesten Zeiten führte, gegeben haben. Oft bilden die Stürme Wirbel und heben Erde, Steine, Bäume und Gesträuch in die Höhe, um es an einer andern, oft mehre Meilen weit entfernten Stelle wiederum fallen zu lassen.

Erst nach Mitternacht wurde es einigermaßen ruhig; bis dahin heulte laut der Sturm und die Wogen des Meeres hoben sich häuserhoch, um sich an dem felsigen Ufer zu zerschellen. Wehe dem Schiffe, daß dann in der Nähe der Küste sich befindet, denn es ist rettungslos verloren. Ein Glück dann noch für die Menschen, die es mit sich führt, wenn es diesen gelingt, auf leichtem Kahne eine flachere Uferstelle zu erreichen.

Am andern Morgen ritten wir nach Jalta zurück, wo man

uns längst erwartet hatte. Es war die Nachricht eingelaufen, daß das Dampfschiff, was die Verbindung zwischen Kertsch und Odessa herstellt, schadhaft geworden sei und die gewöhnlichen Fahrten eingestellt habe; von der russischen Regierung sei aber ein anderes Dampfboot zur Verfügung gestellt. Doch wir warteten den ganzen Tag umsonst und beschlossen deshalb am andern Morgen, wiederum einige Ausflüge in der reizenden Umgegend zu machen.

Achtes Kapitel.

Oreanda und Livadia.

Das Gärtnerhäuschen; Herr Rögner; vulkanische Eruption; Aussicht; Vegetation; drei Spaziergänge; die erste Felsenwand; der hohe Wachholder; das Schloß; Bataten; zwei Felsenblöcke; der Thiergarten; die zweite und dritte Felsenwand; die taurische Föhre; der Erdbeerstrauch; die vierte Felsenwand; Epheupflanzen; Magebi; ein Sturm; Livadia; Graf Potozki; freundliche Anlagen; das Schloß; Aussicht; Rasenplätze und schöne Gruppen; Mangel an Grotten und Lauben; Klein-Oreanda; der Wachholder mit gelbrothen Früchten; Mistelschmarotzer; Cap Aithador; ein Leuchtthurm; ein Herbar Krim'scher Pflanzen.

Am 1. October wanderte ich nach Groß-Oreanda, was man auch das Kaiserliche nennt. Hart an der Landstraße liegt dort inmitten einer romantisch-lieblichen Gegend, die von vier schroffen Felswänden natürlich begränzt wird, ein kleines Häuschen; Nasturtien, Cobäen, Passionsblumen, Maurandien und Jasmin ranken so dicht an seinen Wänden empor, als wären diese gar nicht vorhanden. Ihm zur Seite befinden sich Blumenboskets von brennendrothen Fuchsien, blauem Salbei, verschiedenen Cuphäen, Bouvardien und andern unsern Gärten angehörenden, durch ihren lebendigen Farbenschmuck sich auszeichnenden Pflanzen. Darüber erheben sich Myrten, Lorber, Phillyreen und der immergrüne Kreuzdorn und contrastiren

mit ihrem frischen bald glänzendem, bald mattem Laube gegen die vordere Blumenpracht.

Dieses einsame Häuschen bewohnte damals ein sinniger Gärtner, Herr Rögner, aus dem Hannöverischen gebürtig und jetzt Inspector des kaiserlichen Gartens in Kutaiß in Transkaukasien. Gern folgte ich der freundlichen Einladung seines Besitzers, und lebte länger als eine Woche in seiner angenehmen Gesellschaft. That schon die gastliche Aufnahme eines Landsmannes dem nach der Heimath sich sehnenden Herzen unendlich wohl, so erfreute ich mich noch mehr an dem wissenschaftlichen Streben des Herrn Rögner, der bei seiner Kenntniß der Südküste, und zwar hauptsächlich in pflanzlicher Hinsicht, mich über Vieles belehrte und manches Wichtige und Interessante mir mittheilte. In seiner Begleitung war für mich jede Wanderung in der Nähe und in der Ferne von großem Nutzen.

Oreanda hatte sich der Kaiser Alexander mit seiner hohen Gemahlin auserlesen, um während der schönern Jahreszeit und fern von dem geräuschvollen Leben der Residenz hier in stiller Zurückgezogenheit zuzubringen. Umgeben von seltenen Reizen vermochte wohl der erhabene Herrscher das gemüthliche und betrachtende Leben, wornach er sich in seinen letzten Jahren so sehr gesehnt, zu führen. Da überraschte ihn plötzlich der Tod in Taganrog; die Kaiserin Elisabeth folgte dem Vorausgegangenen schon sehr bald nach dem Jenseits. Der Kaiser Nikolaus schenkte die schöne Besitzung der Kaiserin Alexandra (Charlotte von Preußen), die sie auch im Jahre 1837 besuchte, seitdem aber, so viel mir bekannt ist, nicht wieder in Oreanda gewesen ist. 1837 wurde einem englischen Baumeister, einem gewissen Herrn Hunt, der Auftrag gegeben, ein Schloß zu bauen, würdig der hohen Besitzerin, aber auch würdig der reizenden Lage, während Herrn Rögner es überlassen wurde, die Natur in der Entfaltung ihrer Reize zu unterstützen.

Die Lage von Oreanda unterscheidet sich, wie ich schon früher ausgesprochen habe, wesentlich von der Alupka's. Der tobende Gott, welcher dereinst in der Unterwelt seine Werkstätte aufgeschlagen hatte, der greise Vulkan, rüttelte hier wohl ebenfalls heftig an den Pfosten

des Erdgewölbes, aber umsonst versuchte er für das im Innern gefertigte Gestein einen Ausweg zu verschaffen. Die dichten Kalklager wurden zwar hier und da senkrecht in die Höhe gestellt, an andern Stellen aber zertrümmert und das Trümmergestein bunt durch einander geworfen. So stehen nun die Felsen in Form von einigen hundert Fuß hohen Wänden seit vielen Jahrtausenden unverrückt da und tragen zum Theil auf ihrer Höhe andere Trümmerfelsen, die jeden Augenblick drohen, in die Tiefe hinabzustürzen. Aber Vulkan hat sich seitdem tiefer in das Innere zurückgezogen; nur an einzelnen Stellen der großen Erde ragen seine feuersprühenden Essen hoch über den Gefilden, wo Menschen wandeln, hervor.

Oreanda besteht aus einer schiefen Anhöhe die gegen Norden hin von einer senkrecht bis zur Höhe von ein Paar tausend Fuß gehobenen Felsenwand begrenzt, im Süden hingegen von einem bald laut tobenden, bald friedlichen Meere umspült wird. Auf den Seiten ist die Aussicht umfassender als in Alupka. Nach Westen hin reicht sie bis zum heiligen Theodor (Aithodor), d. h. dem Vorgebirge, auf dem der früher erwähnte Leuchtthurm steht, nach Osten hingegen breitet sich die Bucht von Jalta aus. Dort liegt dicht am Meeresstrande das nur aus einer Straße bestehende Städtchen gleichen Namens. Dann kommt ein Vorsprung, der unmittelbar in die hintere Felsenwand überzugehen scheint. Hinter ihm liegt Maharatsch mit seinen Tatarenhäusern und Landgütern. Von Oreanda aus erblickt man auch die Spalte am Vortheilhaftesten, welche die Felsenwand in zwei Theile bringt, und eine in terrassenförmige Absätze zerfallende Schlucht bildet. In ihr liegen mehre Landhäuschen, die kaum aus dem frischen Grüne herausragen.

In Oreanda ist nicht allein die Aussicht umfassender als in Alupka, auch die nächste Umgebung ist eine andere. Der wilde Charakter hat sich durch die Anlage selbst in Alupka nur gemildert, er ist mehr romantisch geworden, aber auch hier und da grotesk geblieben. In Oreanda findet man nirgends eine Spur dieser Wildheit. Schon der größere Raum mildert die urweltlichen Zerstörungen auf der Oberfläche. Der vom Himmel fallende Regen kann hier nicht

so tief eindringen, um als unterirdischer Bach dem Meere zuzufließen, sondern sammelt sich in Spalten und Ritzen an, die über dem Niveau des Wassers liegen. An verschiedenen Stellen kommen Quellen zum Vorschein. Wasser ist aber mit der nöthigen Wärme das hauptsächlichste Erforderniß für das Gedeihen der Pflanzen, die auch deshalb hier weit frischer und dichter erscheinen als in Alupka. Den fahlgrauen oder schwärzlichen Boden, der dort allenthalben sich geltend macht, wo keine Anlagen sind, sucht man in Oreanda vergebens. Ueberall haben Eichen, Buchen, Dürrlitzen u. s. w. ein frisches Grün. Selbst die Felsen bieten meist keine vollkommen nackte Oberfläche dar. Nicht allein sieht man auf ihnen bunte Flechten, sondern auch Silenen; Nelken und Glockenblumen haben sie mehr oder weniger überzogen. Sonst wachsen auf und an ihnen noch Epheu, Wachholder, Erdbeergesträuch und ähnliche Gehölze. Selbst taurische Föhren sind von dem Rande der Jailen, wo sie sonst fast nur vorkommen, heruntergekommen und haben sich auf den aus dem Abhange herausragenden Felsenpartien hier und da angesiedelt.

Ich habe jetzt nur im Allgemeinen die Lage von Oreanda geschildert; ich werde nun versuchen die Eindrücke, die sich mir auf den verschiedenen Spaziergängen kundgaben, in einen Rahmen zu fassen und den Erinnerungen Worte zu geben. Es wird mich freuen, wenn es durch einfache Beobachtung der Natur, wie diese mit verschwenderischer Hand Reize entfalten läßt, und durch getreues Wiedergeben des Gesehenen mir gelingt, nur einigermaßen anzudeuten, was selbst dem Pinsel schwer würde, in derselben Großartigkeit wiederzugeben. Leider hat man bis jetzt Schilderungen der Art zu sehr vernachlässiget. Man gab sich wohl den Eindrücken hin, hielt es aber nicht für werth, diese in Worte zu fassen. Anderntheils führen solche Betrachtungen und Schilderungen zu der Natur zurück, von der wir durch Bücherstudium leider gar zu sehr abgewichen sind.

Von unserer freundlichen Wohnung gingen wir an einem schönen Morgen aus, um die unter uns nach dem Meere zu gelegenen Partien kennen zu lernen. Eine der vier Felsenwände, zwischen denen, wie ich früher gesagt, die Wohnung liegt, wurde zuerst er-

stiegen, um für diese Wanderung zunächst einen Ueberblick zu erhalten. Sie lag unter uns und nach Westen zu. Mit ihrem Rücken lehnte sie sich dem schräg aufsteigendem Abhange an, ragte aber noch weit hervor, so daß sie, von da aus gesehen, eine kegelförmige Höhe von circa 100 Fuß darstellte. Ein Weg führte in schlängelnder Weise durch freundliches Gebüsch auf den Gipfel, wo isolirte Felsen bunt durch einander lagen. Ohne Zweifel war die Erhöhung die ursprüngliche Erddecke, die zertrümmert in die Höhe gehoben wurde und nun in Form eines Kegels auf der emporgerichteten Felsenwand ruht. Sie bot einen eigenthümlichen Anblick dar. Ein Fels stand senkrecht; ein anderer lehnte sich schief an diesen an und bildete dadurch eine Spalte. Ein dritter befand sich wiederum wagerecht auf der Spitze des ersten und lag so in drohender Stellung seit einigen Jahrtausenden.

Oben angekommen, weiß man in der That nicht, wohin man seine Blicke zuerst wenden soll; man schweift von einem Punkte zum andern, von der Nähe in die Ferne und umgekehrt, bis man nach und nach ruhig wird, um mit Muße zu genießen. Um dieses zu können, setzte ich mich auf eine Knüppelbank und schnitt mir dadurch alle Fernsicht ab. Da lagen vor mir die oben erwähnten gewaltigen Blöcke, die zum Theil durch kleineres Gestein in ihrer Lage erhalten wurden. Daneben klaffte, wie der Rachen eines Thieres, eine tiefe Spalte mir entgegen. Auf der andern Seite meiner Naturbank standen zwei Felsen einander gegenüber und bildeten eine Art Thor, durch das der Weg in den eingeschlossenen Raum führte. Hinter mir erschaute ich einen uralten Zürgelstrauch (Celtis orientalis) mit dunklem und mattem Laube und fast trocknen, orangefarbenen Beeren. Zwischen dem Thore und einem der im Anfange erwähnten Felsen stand eine prächtige, hier einheimische Pistazie (Pistacia mutica Fisch. et Mey.) mit gekrümmtem Stamme, der sich den Umständen gefügt hatte. Ihre weit hin greifenden Aeste bildeten ein natürliches Dach für das Thor. Weiter vorn befand sich hart über der jähen Tiefe ein prächtiges Exemplar eines der Wachholder (Juniperus excelsa Bieb.) die anstatt der Nadeln, gleich dem Lebensbaume oder der Cy-

presse, anliegende, fleischige Schuppen besitzen, von einer Stärke, wie ich sie sonst nirgends in der Krim, wohl aber hier und da in dem Tschorukthale gesehen habe. Der Stamm hatte nicht weniger denn 3½ Fuß im Durchmesser. Wenn man bedenkt, daß der Wachholder ungemein langsam wächst, so gehörte ohne Zweifel mehr als ein Jahrtausend dazu, um ihm eine solche Stärke zu geben. Er ist demnach vielleicht das einzige Gehölz, was alle die verschiedenen Völker zur Zeit der Völkerwanderung kommen und wieder verschwinden sah.

Ich verließ endlich die Bank, um auch der Ferne meine Blicke zuzuwenden. Da stand ich auf einem Felsen und schaute von meiner schauerlichen Höhe weit hinaus in das Meer, auf dessen dunkelblaugrünlichen Fluthen langsam einige Schiffe mit weißen Segeln vorwärts getrieben wurden. So weit selbst das bewaffnete Auge nur blicken konnte, zog sich die unendliche Wasserfläche dahin. Ich habe auch später, besonders des Abends hier gestanden und der sinkenden Sonne, die noch lange das geliebte Vaterland mit ihren wohlthuenden Strahlen erfreute, sich aber auch dort endlich hinter dem westlichen Horizonte verlor, meine Blicke zugewendet.

Tief unter mir und zwar mehr zur Rechten breitete sich die nur wenig abschüssige Fläche selbst aus. Sie wurde als die günstigst gelegene Stelle bezeichnet, um das kaiserliche Schloß zu tragen, und deshalb noch mehr geebnet. Nach dem Meere zu begrenzten sie zwei ungeheure Felsenblöcke. Das schönste Laubholz bedeckte allenthalben den Boden. Es war selbst zu viel vorhanden, denn es fehlten die Wiesen und Rasen, auf denen das Auge, wo so viel geboten wird, gern ruht. Zur rechten Hand lag eine andere emporgerichtete Felsenwand und trug auf ihrer nackten Kante dorische Säulen in Form einer Ruine.

Endlich verließen wir den zwar schaurigen, aber doch schönen Gipfel der Felsenwand. In ihrer Nähe hat man einen Steinbruch angelegt. Das herumliegende frische Gestein contrastirte wunderlich, aber keineswegs angenehm, mit den andern, mit Flechten, Moos u. s. w. bewachsenen Felsen. Es wird eine lange Zeit dauern, bevor Mutter Natur und die Kunst dieses nackte Gerölle den Augen wie-

derum zu entziehen und die unterbrochene Harmonie vom Neuen hervorzurufen vermag.

Vom Schlosse war damals, wo ich die Krim besuchte, erst das unterirdische Geschoß und das Parterre fertig; eben wollte man mit dem ersten Stockwerke beginnen. Das Gebäude bildet ein Viereck und steht genau nach den Himmelsgegenden, verstößt aber gerade deshalb gegen alle Regeln der Aesthetik, denn es befindet sich in einer unnatürlichen Stellung zu dem Höhenzuge und dem diesem parallel laufenden Meeresufer. Die unterirdischen Räume waren sämmtlich gewölbt, schienen mir aber etwas zu klein. Hier hat man sich des Grünsteins bedient, der für den obern Bau durch schwach röthlichen Jurakalk und durch den blendend weißen Stein von Inkjermann ersetzt ist. Ueber das Ganze ließ sich noch kein Urtheil aussprechen. Es schien mir aber, als wenn leider die Verzierungen hinsichtlich ihrer Größe in keinem Verhältnisse zu ihrem hohen Standpunkte ständen.

Die nächste Umgebung des Schlosses ist etwas sumpfig; aber gerade dieser Reichthum an Wasser wäre geeignet, einen Teich mit allerhand schönen Wasserpflanzen anzulegen. Prächtige Silberweiden und hohe Erlen bildeten einen anmuthigen Hain, den verwilderte Weinreben und Epheu umrankten. Namentlich boten die ersteren einen sehr hübschen Anblick dar und erinnerten mich lebhaft an die Urwälder des alten Kolchis, wo sie in völlig ungebundener Freiheit bis zu den höchsten Spitzen der Bäume klettern und von einem Stamme zum andern oft natürliche Guirlanden bilden. Der Epheu blühte über und über; aber eben deshalb besaßen seine Blätter nicht mehr die schöne gezackte Form, die uns so sehr gefällt.

Von hier aus wendeten wir unsere Schritte nach dem Meere und zwar zunächst zu den beiden mächtigen Felsenblöcken, die gleichsam als Wächter an dem Strande standen. Ein gewundener Pfad führte unter dem Laubdache großer Wallnußbäume und später durch dichteres Gehölz nach einem Wasserfalle. Die dunkle Umgebung des Laubholzes und die nur durch das Plätschern des Wassers im Bache, so wie durch das fernere Getöse des brandenden Meeres unterbrochene Ruhe der Natur wirkte ganz eigenthümlich auf das Gemüth.

Noch weiter im Zickzacke gelangten wir endlich auf einen freien Platz, den die aus dem Meere herausragenden Felsenblöcke nach vorn beschränkten. Hier in völligem Schutze gegen den Wind hatte Herr Rögner eine Art tropischen Gartens angelegt. Die schöne Paradiesfeige (Musa paradisiaca L.) stand hier in sonst nicht gekannter Ueppigkeit; die großen und glänzenden Blätter waren fast gar nicht geschlitzt und hingen wohlgefällig mit ihren Spitzen über. Eben waren die Blüthenkolben herausgetreten. Nicht weit davon war eine große Strecke mit Bataten (Batatas edulis Choisy) bepflanzt. Diese interessante Pflanze gehört zu der Familie der Winden und ersetzt in allen Tropenländern unsere Kartoffel, die dort nicht gedeihen will. Ursprünglich stammt sie aus Ostindien und hat sich seiner Nützlichkeit halber über alle tropischen und subtropischen Länder verbreitet. Herr Rögner ließ uns zum Mittagsbrot ein Gericht von den Knollen zurecht machen. Sie besitzen einen süßern Geschmack als unsere Kartoffeln und ähneln deshalb mehr den Knollen des Tupinambur (Helianthus tuberosus L.), die unter dem Namen der Erdbirne auch bei uns hier und da angebaut wird, sich aber nie in gleicher Weise, wie die Kartoffel, des allgemeinen Beifalles erfreut. Der Tupinambur stammt übrigens ebenfalls aus Amerika und zwar aus Brasilien.

Mit großer Mühe hat man einen Pfad in das Gestein des einen Felsenblockes, der dicht am Meere steht, gehauen und gelangt auf diesem bequem auf seine Höhe. Heftiger Wind peitschte jetzt die kurz vorher noch ruhige Wassermenge und weißer Schaum bedeckte in langen Streifen die bewegte Oberfläche. Mit einer Gewalt wurden die Wogen an das feste Gestein geschleudert, daß sie laut heulend, zum Theil in Schaum und Staub verwandelt, zurückprallten. Welch ein Contrast bot sich dar, als ich dem Meere den Rücken wandte und aufwärts nach dem Gebirge blickte! Dicht unter mir der freie Platz zum Theil der Cultur anheimgegeben, zum Theil einen Wiesengrund darstellend, dann die Anfänge des kaiserlichen Schlosses und zuletzt ein dichtes, in allen Nuancirungen sich gefallendes Grün, aus dem einige Felsenwände herausragten, bis dahin, wo nacktes Gestein sich

noch um einige tausend Fuß erhebt und auf seinem Gipfel die melancholischen Föhren trägt.

Von hier aus führte uns Herr Rögner durch verschiedene Gänge und Anlagen nach dem Thiergarten, einem eine Stunde im Umfange fassenden Raume, in dem kein dichtes Gehölz vorhanden ist, sondern sich nur einzelne Eichbäume vorfinden. Man hat in Rußland Rehe und Hirsche eingefangen, um hier sich diese in vorgeschriebener Freiheit herumtummeln zu lassen. Das genannte Wild hat sich so sehr vermehrt, daß man auch allenthalben, wo man sich befindet, die Rehe in Rudeln, die Hirsche aber nur zu zwei oder drei zusammen sieht. Da sie nicht allein im Winter, sondern auch im Sommer regelmäßig gefüttert werden, so sind sie nach und nach so zahm geworden, daß sie die Menschen eher aufsuchen, als fliehen. Mitten im Thiergarten hat man auch einen Teich angelegt, der aber weiter keinen ästhetischen Werth besitzt. Doch machte mich mein freundlicher Führer auf das schnelle Wachsthum der hier stehenden Silberweiden mit hängenden Aesten aufmerksam. In nicht zehn Jahren hatten die Stämme eine Höhe von 40 Fuß und eine Krone mit einem Umfang von 20—25 Fuß erlangt.

Den Thiergarten verlassend, setzten wir auf einem andern Wege unsere Wanderung fort und kamen endlich zu der zweiten Felsenwand, die sich abwärts von der Gärtnerwohnung befindet, und auf ihrer Höhe die dorischen Säulen trägt. Nach hinten ragt sie weit weniger als die zuerst beschriebene hervor. Ihr Gipfel zeigt nicht die zertrümmerten Felsen, wie jene und ist auch nicht mit Laubholz bedeckt. In der Ferne machen die dorischen Säulen einen großartigeren Anblick, als in der Nähe, wo sie wegen der nächsten grandiosen Umgebung zu unbedeutend erscheinen. Wer an steile Höhen nicht gewöhnt ist, mag unten bleiben und eine Gefahr vermeiden, die bei schwindelnden Sinnen nur zu leicht möglich ist.

Ueber dieser Felsenwand beginnt dichtes Gehölz und setzt sich bis an die Landstraße fort. Nach einer sechs Stunden andauernden und ununterbrochenen Wanderung langten wir endlich ganz ermüdet in unserer Wohnung wiederum an und erholten uns allmälig an

den freundlichen Gaben unſeres Wirthes. Zum Nachtiſch erhielten wir von den hauptſächlich hier cultivirten Rebenſorten Trauben, die ohne Ausnahme ſich zwar durch ſüßen Geſchmack und ein feines Aroma auszeichneten, aber ebenfalls die ſchon erwähnten dicklichen und herben Schalen beſaßen.

An einem andern Tage führte uns Herr Rögner nach dem Theile der kaiſerlichen Beſitzung, der nördlich von der Landſtraße zwiſchen dieſer und dem Gebirgszuge liegt und die beiden obern und weit bedeutenderen Felſenpartieen einſchließt. Hier hat die Kunſt wenig oder gar nichts gethan, obwohl ſehr viel geſchehen könnte. Das einheimiſche Gehölz der beiden Weißbuchen, des Maßholders, der Dürrlitzen, des Weißdornes, der Haſelſtaude und der übrigen Sträucher war unverſehrt geblieben. Nur einen ſchmalen Pfad hatte man durchgehauen, damit man mit leichterer Mühe auf die Höhe der einen Felſenwand gelangen konnte. Bald waren wir hinter ihr und fanden eine ſchöne breite Fläche, die mit höherem, aber weniger dichterem Geſträuch, zum Theil auch mit Bäumen, namentlich mit Ebereſchen, Eichen und Ahorn bedeckt erſchien. An der Höhe der Felſenwand ſelbſt zogen ſich Krim'ſche Föhren dahin. Dieſe ſchon mehrmals erwähnte Föhre ähnelt am meiſten der Meerſtrandskiefer (Pinus maritima Mill.), von der man ſie hier und da auch nur als Abart betrachtet. Sie beſitzt aber größere Nadeln und zeichnet ſich durch ihre wagerechten, fächerförmigen Aeſte aus, die, nach oben allmälig kürzer werdend, der Krone ein pyramidenförmiges Anſehen verleihen. Der Baum erreicht weder eine bedeutende Höhe noch eine bedeutende Stärke; ich ſah keine Exemplare, die mehr als 30 Fuß hoch geweſen wären und deren Stamm einen größern Durchmeſſer, als den eines Fußes, gehabt hätte.

Wir ſuchten die mit Kalkgerölle bedeckte kuppenförmige Höhe zu umgehen und gelangten auf eine freundliche Waldwieſe, deren friſches, gleichmäßiges Grün ich in dieſer Ausdehnung lange nicht geſehen hatte. Ein Tatar hatte einen Theil urbar gemacht und ſich Kartoffeln gepflanzt; aber leider waren räuberiſche Landsleute ihm in der Ernte zuvorgekommen. So trauerte der Arme mit Recht, daß

man ihm für den nahen Winter das Brot genommen. Durch dichtes Gebüsch drängten wir uns weiter nach der vordern Seite der Felsenwand und zwar an die Stelle, wo sie weniger jäh abfällt. Da ließen wir uns auf einem Steine nieder und schauten, über 1500 Fuß über der Meeresfläche, auf die zahlreichen Luft- und anderen Häuser, die sich allenthalben mitten in den herrlichen Anlagen vorfanden, herab.

In einer Felsenspalte stand seit mehrern Jahrhunderten schon ein schöner Erdbeerstrauch (Arbutus Andrachne L.). Allen Stürmen einer langen Zeit hatte er getrotzt, bis er endlich von frevelnden Händen seiner schönsten Aeste beraubt wurde. So lange die Südküste sich der Vorliebe der russischen Großen erfreut, war dieser Erdbeerstrauch der Gegenstand ihrer Bewunderung; alle Fremden wurden hierher geführt, um neben der herrlichen Aussicht auch dieses Prachtexemplar in Augenschein zu nehmen. Der Frevel erschien um so beklagenswerther, als er aus Bosheit geschehen; denn die Aeste lagen dicht unter dem Stamme. Ohne Zweifel war es einer jener fanatischen Tataren gewesen, die den Christen, den Feinden des Islam, noch immer im Herzen grollen und die Scholle, auf der sie geboren, zu lieb haben, um auszuwandern. Der Fürst hatte befohlen, die abgehauenen Aeste am Stamme liegen zu lassen, damit sie von der Größe des Erdbeerstrauches zeugen möchten; aber selbst in diesem beschädigten Zustande nahm das interessante Gehölz noch meine volle Aufmerksamkeit in Anspruch. Der Erdbeerstrauch gehört zu den immergrünern Sträuchern, die nicht Unterholz bilden, sondern auf felsigem Boden wachsen. Strecken von einigem Umfange, die er allein einnimmt, sind sehr selten. Ein solche befindet sich als ächter Niederwald im untern Theile des Tschorukthales und bietet eine eigenthümliche Ansicht dar. Seine hellbraunröthliche, in Fetzen sich lösende Rinde contrastirt mit dem glänzenden frischen Grün der Blätter und den weißen und hängenden Blüthentrauben oder mit den, Erdbeeren in Farbe und Gestalt sehr ähnlichen, Früchten.

Das hier vorliegende Exemplar besaß 1 Fuß über der Erde 3 Fuß im Durchmesser, hatte aber jetzt, wo es der schönsten Aeste be-

raubt war, nur eine Höhe von gegen 24 Fuß. Neben ihm standen andere Erdbeersträucher, die wahrscheinlich dem großen ihr Dasein verdankten. Auch der hohe nadellose Wachholder, von dem ich schon früher gesprochen, war nicht selten auf dieser Höhe. Beide, Erdbeerstrauch und Wachholder, fanden aber auf dem starren Felsen meist nicht die Nahrung, welche sie bedurften; so zogen einige ihrer Wurzeln, zum Theil mit dem Durchmesser von 1½—2 Zoll, sich an der Felsenwand hinunter, bis sie eine Spalte an derselben fanden, in der sie Raum und Nahrung hatten, um festen Fuß zu fassen. Bisweilen wurde auch von hier wiederum der Wurzelast entsendet, um noch tiefer eine andere Spalte, in welcher dem auf der Kante der Felsenwand stehenden Gehölze neue Nahrung geboten wurde, zu suchen. Auf diese Weise waren Wurzeln bis 40 und 50 Fuß tief hinabgestiegen.

Wir verließen endlich unsern hohen Punkt und wendeten uns abwärts der vierten von den früher erwähnten Felsenwänden zu, die nach oben und nach Westen liegt. Sie gehört nicht mehr zu den Anlagen der Kaiserin, sondern bereits nach Klein-Oreanda, einer frühern Besitzung des Generals von Witte, von dem sie an Leon Narischkin und von diesem an die Großfürstin Helena kam. Klein-Oreanda hat im Allgemeinen hinsichtlich seiner Lage Aehnlichkeit mit Groß-Oreanda, ist aber sehr vernachlässigt. In der oben erwähnten Felsenwand, welche durch eine gegen 100 Fuß breite Schlucht von jener getrennt ist, befindet sich vorn eine unbedeutende Höhle, die von der Ferne gesehen, dem dargebotenen Bilde einen eigenthümlichen Reiz verleiht. Ein in das Dickicht gehauener Pfad führt zu ihr. Leider hat man gar nicht für Fernsicht Sorge getragen. Ueberhaupt ließe sich hier, wo die Natur alles, was man wünschen kann, darbietet, noch unendlich viel thun. Die Felsenwand unterscheidet sich, daß sie ohne die geringste Unterbrechung, also senkrecht, in die Höhe steigt.

Und doch ist es zwei Epheupflanzen gelungen, an ihr emporzuklimmen und einen Theil ihrer sonst völlig nackten Oberfläche mit lebendigem Grün, was gegen das schmutzige Weißgelb des Gesteines gar wunderlich absticht, zu überziehen. Der Stamm der einen Pflanze

beſitzt dicht über der Erde einen Durchmeſſer von 1½ Fuß; er mag demnach ſchon einige Jahrhunderte hier geſtanden haben. Das andere Exemplar war viel kleiner, aber mir deshalb intereſſant, weil man ſchon längſt den eigentlichen Stamm aus Muthwillen abgehauen hatte. Nichtsdeſtoweniger grünte der obere Theil fort und entſendete nach allen Richtungen hin neue Zweige, die ſich mit ihrem Saugwürzelchen feſt an das Geſtein klammerten.

Weiter hin nach der Weſtſeite zu befindet ſich am Fuße der Felſenwand eine andere Vertiefung, zu der eine aus Knüppeln angefertigte Treppe führt. Sie trägt zur Verſchönerung der ganzen Partie wenig bei, zumal ſie auch zu ſehr in dichtem und monotonem Dickicht liegt und von ihr aus keine Fernſicht geboten wird. Man könnte hier durch alleiniges Aushauen ſchon viel thun. Auf der Höhe der Felſenwand ſteht ein vergoldetes Kreuz, was weit hin ſichtbar iſt. Es befindet ſich mitten unter unbedeutenden Ruinen einer alten Bergfeſte, Megabi mit Namen, die wohl den Genueſern oder ſchon den Griechen ihre Entſtehung verdanken mochte.

Von hier aus verfolgten wir den nördlich von der Landſtraße gelegenen Theil Klein-Oreanda's noch weiter. Wir fanden Manches, was uns erfreute, aber jetzt, nachdem ich Schöneres geſehen, nicht mehr geſchildert zu werden verdient. Man hat dieſem Theile auch weit weniger Sorgfalt zugewendet, als dem untern; ſehr ſelten wird ein Fremder hierher geführt. Mir war er aber gerade wichtig, weil ſich hier nur das urſprüngliche Gehölz ohne fremde Bäume und Sträucher vorfand. Vor Allem ſah ich hübſche Exemplare der weichhaarigblätterigen Eiche (Quercus pubescens Willd.), einer nur dem Oſten Europa's angehörenden Art. Was wir unter dieſem Namen aus Italien und dem Weſten, beſonders aus den Pyrenäen kennen, ſind vielleicht nur Formen der Stieleiche und gehören zu Quercus pyrenaica Willd. und Tozza Lam. Die Krim'ſche Q. pubescens ſtellt einen kleinen Baum mit einem kurzen, 4 bis 6 Fuß hohen Stamm dar. Meiſt zerfällt dieſer ſogleich in 4 bis 8 Hauptäſte, die in der Regel in wagerechter Richtung abgehen. Der Hauptſtamm läßt ſich demnach in der meiſt ſehr breiten Krone von oft 40 bis

50 Fuß im Durchmesser nicht weiter verfolgen. Ueber 40 und 50 Fuß Höhe habe ich keine Bäume gesehen.

An einem dritten Tage nahmen wir uns vor, uns mit der romantischen Schlucht von Jalta näher bekannt zu machen. Leider hatte sich aber ein so heftiger Wind, der bisweilen in wahren Sturm ausartete, eingestellt, daß wir nicht mehr im Stande waren, uns auf dem Pferde zu erhalten und uns gezwungen sahen, abzusteigen. Dazu kamen noch hin und wieder heftige Regenschauer, die uns zeitig durchnäßten. Es blieb uns nichts weiter übrig, als in dem Wirthshause von Jalta unsere Zuflucht zu nehmen und eine günstigere Zeit abzuwarten. Man erzählte uns, daß während der Tag- und Nachtgleiche Stürme ganz gewöhnlich seien. Viele Schiffe gingen in dieser Zeit zu Grunde. Wer nicht durchaus auf dem Meere fahren müßte, blieb ruhig zu Hause, und wenn die Wellen noch so unbedeutend wären und die Oberfläche des Meeres selbst sich kaum bewegte. Denn je ruhiger das Wasser erschiene, um so mehr drohe ein naher Sturm. Die hiesigen Winde sind um so schlimmer, als sie fast nie eine gleiche Richtung haben. Nicht allein, daß sie plötzlich umspringen und dann oft von der entgegengesetzten Seite kommen; die Fälle sind sogar nicht selten, wo zwei Winde grade von entgegengesetzten Seiten heftig blasen. Die fürchterlichsten Verheerungen kommen da vor, wo sie zusammentreffen.

Auf jeden Fall haben die schroffen Felsenwände auf die Veränderlichkeit der Winde einen großen Einfluß. Man berichtete mir, daß Schiffe und Boote, wenn sie nicht festen Anker geworfen haben, nicht selten aus dem Jaltaer Hafen ganz und gar herausgeworfen und in die offene See geschleudert werden. Wahrscheinlich — denn ein Nordwind kann wegen des im Durchschnitt 4000 Fuß hohen und nahen Gebirges nicht die Ursache sein — ist es ein Westwind, der sich in der Bucht von Jalta, wie man sagt, verfängt und plötzlich mit einer solchen Macht wiederum herausfährt, daß er Alles, was Widerstand entgegenzusetzen vermag, über den Haufen wirft oder vor sich her treibt. Es sind schon die Beispiele dagewesen, daß Menschen, namentlich mit Mänteln, die am Meere einhergingen, in

daſſelbe hineingetrieben wurden und ſich nur mit großer Anſtrengung vor dem Ertrinken retten konnten.

Im vorigen Frühjahre wurde eine Kutſche mit ſammt den Pferden und dem Kutſcher, ſo wie dem darin ſitzenden Herrn in das Meer geworfen. Mit vieler Mühe rettete man den letztern, indem man ihm ein Seil zuwarf. Der Kutſcher aber ertrank mit den Pferden und von der Kutſche hat man nie etwas wieder vernommen. Im vorigen Jahre wollte ein Segel-Proviantſchiff von Sebaſtopol nach Nikolajeff; da erfaßte es plötzlich ein Sturm, und trieb es in der kürzeſten Zeit bis an die Küſte Kleinaſiens. Zum Glück blieb es dabei unbeſchädigt, bedurfte aber acht voller Tage, um von Trebiſond aus endlich den Ort ſeiner Beſtimmung wieder zu erreichen. Vor einigen Jahren fuhr der Beſitzer eines Landgutes, was hart am Meere liegt, bei dem ſchönſten Wetter auf einem kleinen Segelboote aus, um einen Freund, der etwas entfernt wohnte, zu beſuchen. Da erhob ſich ebenfalls plötzlich ein Sturm, erfaßte das ſchwache Fahrzeug und trieb es lange Zeit auf den Wellen herum. Erſt nach drei Tagen traurigen Herumirrens erreichte der Arme wiederum die Südküſte und war natürlich ſo angegriffen, daß er nur im bequemen Wagen nach ſeiner Beſitzung gebracht werden konnte.

Zwiſchen dem Kaiſerlichen oder Groß-Oreanda und Jalta liegen die wunderlieblichen Anlagen des Grafen Potozky (Potocki), des ruſſiſchen Geſandten in Neapel, und erſtrecken ſich vom Meeresſtrande bis hart an die Stelle, wo die große Felſenwand ſenkrecht in die Höhe ſteigt. Nach einer früher hier gelegenen Stadt, von deren Ruinen mir viel erzählt wurde, von denen ich aber nirgends etwas geſehen habe, führt die Herrſchaft den Namen Livadia, ein Name, der auch in der That für die jetzigen Anlagen nicht paſſender gewählt werden konnte. Dorthin wanderte ich bisweilen während meines längern Aufenthaltes in Oreanda, den Aufforderungen des gaſtfreundlichen Beſitzers folgend, und erfreute mich jedes Mal an der Lieblichkeit und Anmuth, die ſich allenthalben, wohin man auch blickte, in einer Weiſe entfaltete, wie es ſonſt nirgends auf der Südküſte der Fall iſt. Man ſieht es hier, daß der Beſitzer häufig auf ſei-

nem Landgute verweilt und ſich die Verſchönerung ſeines Eigenthumes ſelbſt angelegen ſein läßt. Der liebenswürdige Graf verläßt auf Monate das ſchöne Neapel, was hinſichtlich ſeiner reizenden Lage immer nur neben Konſtantinopel und Rio Janeiro genannt wird, und lebt hier fern von dem geräuſchvollen Leben in ländlicher und ſtiller Zurückgezogenheit.

Wie auf allen Landgütern der Krim, hat die Göttin der Gaſtfreundſchaft auch auf Livadia einen Tempel aufgeſchlagen, in dem jeder Fremde freundliche Aufnahme findet. Selbſt in der Abweſenheit des Herrn iſt geſorgt, da der Inſpector Marko beauftragt iſt, alle Bedürfniſſe und Wünſche der Gäſte zu erfüllen und dieſer mit Liebe ſeinem Auftrage ſich unterzieht.

Wenn ſchon Oreanda freundlichere Umgebungen beſitzt als Alupka, ſo iſt es in noch weit höherm Grade mit Livadia der Fall. Gewinn für dieſe Beſitzung iſt, daß ſie ebene Stellen darbietet; dagegen treten leider die Felſenpartieen ganz und gar zurück. Livadia hat deshalb mehr das Anſehen eines engliſchen Parkes, in dem freundliche Wieſengründe mit mannigfaltigen Baumgruppirungen und Boskets abwechſeln. Ueberhaupt iſt hier mehr Harmonie, da die verſchiedenen Anlagen allmälig ineinander übergehen und ſich nirgends ſcharf abſchneiden. In der ganzen Ausdehnung der Beſitzung des Grafen fehlt das Barrock-Wilde herumliegender Steinmaſſen oder das Grotesk-Erhabene jäher in die Höhe gerichteter Felſenwände, dagegen findet man mehr Lieblichkeit und Anmuth in den Hainen und auf den Raſenplätzen, ja ſelbſt auch in den Gebäuden. Der frühere Gärtner Taſchner, den man hauptſächlich dieſe Anlagen verdankt, war ein Künſtler in der vollen Bedeutung des Wortes.

Das Schloß liegt hart an der Landſtraße auf einer nur wenig gewölbten natürlichen Ebene und iſt im italieniſchen Geſchmack erbaut. Es beſteht eigentlich aus zwei Gebäuden, die in einem rechten Winkel aneinander ſtoßen, und beſitzt nur ein Stockwerk. Die untern Räume bilden den gewöhnlichen Aufenthalt der gräflichen Familie. Hier befinden ſich ferner die Converſations- und Speiſezimmer, ſo wie die Räume, in denen die einzelnen Bewohner zurückgezogen

und demnach ungestört dem eigenen Willen nachhängen können. Die oberen Zimmer sind prachtvoll eingerichtet und werden nur bewohnt, wenn zahlreiche Gäste kommen. Hier sah ich ein Oelgemälde von Raphael, eine Marie, die das Jesuskindlein auf dem Schooße hatte.

Von dem Balkone sowohl, so wie von der Terrasse des Daches hatte man eine sehr schöne Aussicht. Auf dem ersteren bot sich der Blick nach Jalta dar, dessen Bucht nach Osten zu durch das Vorgebirge des heiligen Daniel geschlossen wurde. Die Schlucht von Jalta erschien mir mit ihren eigenthümlichen Felsenpartieen, die wiederum nach oben von der tauriſchen Föhre begränzt erschienen, von hier aus besonders schön. Auf einem Vorsprunge lag die schon erwähnte Kirche von Massandra und erinnerte an die Tempel auf Griechenlands Küste. Hinter dem Vorgebirge erblickte man die Spitze des kegelförmigen Bärberges, Aiudagh, der weit in die See hinein zu ragen schien. Darüber hinaus zog sich in grauer Ferne das Ufergebirge bis über Sudak, wo wiederum ein Vorgebirge sich vorschiebt und die dortige Bucht von einer andern, in deren Krümmung das früher beschriebene Theodosia liegt, scheidet. Großartig in der That war einestheils der Blick auf das weite Meer und anderntheils auf das im Rücken des Parkes aufsteigende Gebirge.

In der nächsten Umgebung des Schlosses waren liebliche Rasenplätze, die ich bei Alupka so vermißt hatte und dort zur Milderung des Barocken viel gethan haben würden, angebracht. Sie verdienten aber weniger diesen Namen, insofern man sie von Gräsern erzeugt verlangt. Herr Marko erzählte mir, daß Grasanpflanzungen, namentlich Engliſches Raigras, hier gar nicht gedeihen wollten. Man sei hier immer gezwungen, andere Grünpflanzen dazwischen zu säen. Zu diesem Zwecke bedient man sich hauptsächlich des fleischrothen Klees (Trifolium incarnatum L.). Weniger günstig hatte man Luzerner Klee hie und da angebracht. Auf den Rasenplätzen standen Boskets der blauen Salbei, der rothblühenden Fuchsien, vor Allem aber der Pelargonien mit brennendrothen Blüthen. Am Hause hatte man eine Menge Schlingpflanzen angebracht, die über und über

blühten. Sie waren bereits so dicht gewachsen, daß man von der weißen Wand gar nichts unterscheiden konnte.

Die Gruppen von Taxodien, Lebensbäumen, Perückensträuchern, Oleander, Magnolien u. s. w. waren vorzüglich angeordnet. Es harmonirten aber nicht die Anpflanzungen des immergrünen Kreuzdornes und der Phillyreen zu den übrigen Boskets, da die sparrigen Aeste, wenn auch dicht mit den dicken und nicht im Winter abfallenden Blättern besetzt, mehr oder weniger ein eckiges Ansehen gaben und dem Ganzen etwas Gezwungenes mittheilten. In Hecken und Zäunen, wo an und für sich die Scheere nachhelfen muß, sind sie ganz am Platze; ebenso passen sie zu den Anlagen in dem altfranzösischen Geschmacke, aber keineswegs zu englischen Gärten, die sich in wellenförmigen, weichen Linien und leichten Conturen gefallen.

Nicht minder boten Monatsrosen, die jetzt noch in der üppigsten Blüthenfülle standen, einen lieblichen Anblick dar. Wie das Grün die verschiedensten Nüancirungen zeigte, so hatten die Rosen selbst alle Uebergänge von dem blendenden Weiß bis zu dem feurigsten Roth. Man hatte hauptsächlich die ostindische kriechende Rosa involucrata Roxb. benutzt, um auch den Boden mit Rosen zu bedecken. Durch Kreuzung waren einige sehr hübsche Spielarten erzielt, die sich durch prächtige und große Blumen auszeichneten.

Von den englischen Anlagen berichte ich nichts weiter, da ich nur Bekanntes sagen könnte. Die einheimische Eiche (Quercus pubescens Willd.), an der man sich auf der Südküste endlich satt sehen kann, war hier fast ganz und gar ausgerottet. Erwähnungen verdienen die ächten Trauerweiden (Salix babylonica L.), die an vielen Stellen aus dem dichten Laube der größern Gruppen herausragten und dem Ganzen durch ihre wohlgefällig hängenden Zweige weit mehr Malerisches verliehen. Ich habe diesen Baum, der für das Landschaftliche von sehr großem Werthe ist, nirgends so gut benutzt gesehen, als in dem Parke des Grafen Podotzky. Leider dauert sie bei uns nicht gut aus und erfriert leicht bei einiger Kälte. Von den Hängeweiden (Salix alba β. pendula und nigra Wahlenb.) wird sie nur einigermaßen ersetzt.

Grotten, Lauben und Ruheplätze vermißte ich auch hier. Es scheint mir fast, als wenn man in der Meinung stehe, daß man in einem Parke, der nur von wenig Menschen benutzt wird, diese auch nicht nöthig habe. Aber selbst wenn der Spaziergänger ihrer nicht bedürfte, so geben doch schon Bänke eine Abwechslung für das Auge und erinnern den Einsamen, der sich vielleicht in zu tiefe Träumereien versenkt hat, an die Gegenwart. Ich hätte auch gewünscht, daß man mehr Pfade am Meeresstrande gehabt und sich überhaupt der untern Theile des Parkes mehr angenommen hätte. Es fehlten ferner weiter oben die offenen Stellen, die volle Aussicht auf das Meer gewährten. Das große, unendliche Meer mußte überhaupt auf eine Weise benutzt werden, daß der Park dadurch gewann. Wie schön würde sich ein Pavillon dicht am Meeresstrande in jeglicher Hinsicht ausgenommen haben. Ich erlaubte mir, den Besitzer gerade hierauf aufmerksam zu machen und es freute mich, daß auch von seiner Seite diese Mängel anerkannt wurden. Es könnte aber nicht Alles auf einmal geschehen, und dürfte vielleicht schon im nächsten Jahre damit begonnen werden.

Den Mangel an größern und kleinern Gebäuden hat der Graf dadurch einigermaßen zu ersetzen versucht, daß zum Theil die Wohnungen der Beamten und selbst die Wirthschaftsgebäude ein wohlgefälliges und mit dem Ganzen harmonirendes Aeußere erhalten haben; doch stehen sie zu nahe an einander. So hat z. B. das Wasch- und Trockenhaus, was sonst in der Regel ein unästhetisches Ansehen besitzt, dieses hier ganz verloren und erinnert hier an die lustigen Gebäude der Großen des Orientes. Auch das Krankenhaus, was der Graf für seine Leute hat bauen lassen, entspricht in seiner Bauart den Umgebungen.

An einem schönen Nachmittage nahmen wir uns die Besichtigung Klein-Oreanda's und der ganzen Ufergegend bis an das Vorgebirge des heiligen Theodor (Cap Aithodor) vor. Wir machten die Bekanntschaft zweier junger Künstler, die sich Studien halber hier aufhielten und die Erlaubniß erhalten hatten, in Klein-Oreanda ihre Wohnung aufschlagen zu dürfen. Der eine von ihnen, Herr Meyer, hatte den vorigen Sommer am Altai zugebracht.

In der Gesellschaft dieser beiden Maler besahen wir uns zuerst Klein-Oreanda und zwar nun den untern, südlich von der Landstraße gelegenen Theil. Die Kunst hat hier sehr wenig gethan. Mit wenigen Ausnahmen herrschte noch allenthalben die ursprüngliche Vegetation vor; nur hier und da hatte man fremde Bäume und Ziersträucher gepflanzt. Die einheimischen Gehölze besaßen eine größere Ueppigkeit, als ich sie sonst gesehen; Ahorn, die weichhaarigblätterige, sowie an einzelnen Stellen die Sommer-Eiche und die Ebereſche hatten zum Theil eine ansehnliche Höhe. Deshalb sah es hier waldartiger aus, als sonst auf der Südküste. Das Terrain war felsiger als in Groß-Oreanda und erinnerte lebhaft an einige Stellen von Alupka. Obwohl Trümmergestein allenthalben herumlag und sich sogar steiniger Boden zeigte, so bestand beides doch nur aus Kalk; der Grünstein war nirgends durch die Decke gedrungen, selbst Thonschiefer sah ich nicht. Die vielen Verwerfungen hatten aber gerade den Boden porös gemacht und wahrscheinlich auch eine große Menge Spalten im Innern hervorgerufen, so daß die Regen- und Schneewasser eindringen und später an andern Stellen als Quellen hervordringen konnten. Die Steintrümmer waren von einer dichten Moos- und Gras- oder Kräuterdecke überzogen, oder wenigstens auf ihrer Oberfläche mehr oder weniger verwittert. Die Wege, welche man angelegt hatte, erfreuten sich keineswegs der Sorgfalt, wie in den übrigen Herrschaften, und führten nicht immer bei den interessantesten Punkten vorbei.

Je mehr wir uns dem Vorsprunge, welcher vorn das Cap Aithodor bildet, näherten, um so mehr trat die Fruchtbarkeit des Bodens zurück und um so ärmlicher wurde das Gebüsch, besonders der hier einheimischen Eiche und der morgenländischen Weißbuche. Allmälig erschien auch der Wachholder mit hellbraunröthlichen Früchten (Juniperus rufescens Lk), der lange Zeit mit der Wachholder-Ceder (Juniperus Oxycedrus L.) verwechselt wurde. Im Anfange unserer Wanderung hatte dieser Strauch ein stattliches Ansehen und ähnelte im Wachsthume der Cypresse, nur daß hier anstatt der fleischigen Schuppen sich stechende Nadeln gebildet hatten. Wie der hohe Wach-

holder liebt auch dieſe Art Felſen, noch mehr aber einen Boden, auf dem zerbröckeltes Geſtein umherliegt. Wo es ſehr unfruchtbar iſt und dabei ſtarker Zug herrſcht, legt er ſich wie unſer Sadebaum auf die Erde und ſendet nur ſeine Aeſte grade in die Höhe. Intereſſant wurde mir dieſe Art noch dadurch, daß auf ihm ebenfalls wie auf der ächten ſüdfranzöſiſchen Wachholder-Ceder ein kleiner Miſtel-Schmarotzer vorkommt. Dieſer Schmarotzer iſt noch deshalb wichtig, weil er von unſerer Miſtel ſich durch ſeinen deutlicher gegliederten Stengel weſentlich unterſcheidet und deshalb zu der Gruppe gehört, die hauptſächlich in Oſtindien ihren Conzentrationspunkt beſitzt. Schon Marſchall von Bieberſtein, der fleißige Verfaſſer der tauriſch-kaukaſiſchen Flora, glaubte in ſeinem Supplementband mit Recht in der Wachholder-Miſtel den Typus eines neuen Genus zu finden und nannte dieſes deshalb Arceuthobium, d. h. Wachholderleben, Wachholderſchmarotzer, die Art aber ſelbſt Arceuthobium Oxycedri.

Wie wir die Kante des Vorſprunges, der die Bucht von Alupka von der Jaltaer treunt, erreicht hatten, ſo änderte ſich auch mit der Vegetation die ganze Ausſicht. Es eröffnete ſich vor unſern Blicken wiederum dieſelbe wildromantiſche und barocke Gegend, die ich ſchon früher ausführlicher beſchrieben habe. Von dem Punkte dicht am Meere, nahm ſie ſich noch großartiger aus, als da, wo ich mitten in dem Felſengewirre ſtehend, die Beſchreibung gegeben habe. Namentlich war es die ſenkrecht emporgetriebene Felſenwand, dicht hinter den Anlagen des Fürſten Woronzoff, die einen impoſanten Anblick darbot. Keinem Strauch, keinem Pflänzchen war es gelungen, auf dem ſtarren Geſtein Wurzel zu faſſen. Selbſt oben, wo ſie zerriſſen erſchien und eine Menge nackter Spitzen dem Auge darbot, war ſie kahl und öde.

Endlich erreichten wir die höchſte Stelle auf dem Vorgebirge, wo die ruſſiſche Regierung zur Sicherung der in ſtiller oder bewegter Nacht ſegelnden Schiffe einen Leuchtthurm erbaut hat. Es war zum erſten Male, wo ich ein ſolches Inſtitut mit ſeinen Vorrichtungen beſah. Der Thurm beſtand aus zwei Etagen und eine Wendeltreppe führte zur oberſten Terraſſe, wo ſich ſechs Lampen befanden. Ihr

Licht wurde durch metallene Spiegel zurückgeworfen und konnte in weitester Ferne, wenn auch oft nur als leuchtender Punkt, gesehen werden.

Von dem hohen Standpunkte des Leuchtthurmes bot sich eine Ansicht dar, wie wir sie in der Weise noch nicht gesehen hatten. Ich wußte in der That nicht, ob ich dem bewegten Meere, dessen Wogen laut heulend an dem harten Felsen des Vorgebirges zerschellten und zum Theil als Staub zurückgegeben wurden, und dem felsigen Ufer, was sich an beiden Seiten hinzog, meine Blicke zuwenden sollte, oder dem Lande mit seinem vielspitzigen Felsenkamme, der die Aussicht schloß, und dem von seinem Fuße abfallenden Abhange mit seinen wilden Steintrümmern und den freundlichen oder romantischen Anlagen, die des Menschen Kunst hervorgerufen. Eine Ansicht war so großartig wie die andere; die eine mit dem Bilde des Unendlichen, die andere umgekehrt mit dem des Endlichen, dem alles Irdische anheim fallen muß.

In der Nähe des Leuchtthurmes fanden sich noch einige Trümmer alten Gemäuers und einige Stücke von Säulen vor. Bevor der Islam seine Herrschaft allein in dieser Gegend geltend gemacht hatte, befand sich auf dieser Stelle ein griechisches Kloster, dessen Mönche sich die ehrenvolle Aufgabe gestellt hatten, Unglückliche, deren Fahrzeug an die harten Felsen geworfen und zertrümmert worden war, in ihren engen Zellen aufzunehmen und so lange zu pflegen, bis sie wieder über ihr ferneres Schicksal entscheiden konnten. Wir fanden auch die Spuren eines unterirdischen Ganges, der sich da verlor, wo der Leuchtthurm stand. Wahrscheinlich mag auf derselben Stelle und zu demselben Zwecke in alter Zeit ebenfalls schon ein Thurm gestanden haben.

Endlich traten wir unsern Rückweg an und wählten einen schmalen und zum Theil beschwerlichen Pfad, der sich dicht am Meere hinzog. Eine Menge schöner Punkte wurden uns von Neuem geboten, zumal sich Felsen bis nach Oreanda hinzogen und im Durchschnitt immer wiederum verschiedene Formen zeigten. Ich habe schon einigemal ausgesprochen, daß es ein Fehler der meisten Anlagen ist,

daß auf den Strand des Meeres gar nicht oder nur sehr wenig Rücksicht genommen wird. Hier, wo ich eine längere Zeit die Schönheit kennen lernte, that es mir um so mehr leid.

Gegen Abend erreichten wir unsere ländliche Wohnung. Ich bin Herrn Rögner um so mehr zu Dank verpflichtet, als er nicht allein selbst bemüht war, mich mit allen Schönheiten der Südküste bekannt zu machen und mir zu diesem Zwecke ganze Tage opferte, sondern mir sogar mittheilte, was er auf der Südküste für Erfahrungen gemacht hatte. Mit seiner Bewilligung theile ich demnach in einem Anhange die wichtigen Resultate seiner Beobachtungen mit und bin überzeugt, daß sie auch für den Laien viel Interessantes darbieten und die volle Aufmerksamkeit in Anspruch zu nehmen im Stande sind. Herr Rögner hatte sich auch eine Sammlung Krim'scher Pflanzen angelegt, deren Durchsicht er mir nicht allein freundlichst gewährte, sondern auch im Interesse der Wissenschaft mir erlaubte, von Allem, was er besaß, Exemplare mitzunehmen. Ihre Bekanntmachung ist zum Theil in meinen Beiträgen zu einer Flora des Orientes, von der bereits sechs Hefte erschienen sind, erfolgt.

Neuntes Kapitel.

Reise nach Odessa.

Abreise; Aidanil; der Bärberg; Jurßuff; Boden; Verhältnisse; die östliche und westliche Hälfte der Südküste; Dialekte; Aluschta; das eiserne Thor; Tauschan-Basar; der Zeltberg (Tschadyrdagh); Salgir; Obstgärten; Symypheropol; Paßangelegenheiten; Einförmigkeit der Ebene; Züge der Tataren; Perekop; Aleschti; Saporoger; Cherson; Nikolajeff; Professor Knorre; die Admiralität; Odessa.

Es wurde mir wahrhaft schwer, als ich endlich das liebgewonnene Oreanda, wo ich Herrn Rögner als Freund gefunden, verlassen mußte. Da es unbestimmt war, ob die Verbindung zwischen

der Südküste und Odessa noch in diesem Herbste wieder hergestellt würde, so beschlossen wir, Herr v. Smitten, die beiden Rigaer Kaufleute und ich, die Fahrt zu Lande zu machen. So ungern dieses von Seiten meiner Begleiter geschah, so lieb war mir es, daß ich nun die südrussischen Steppen auch im Herbste kennen lernte, nachdem ich sie im Sommer und im Winter gesehen. Außerdem kannte ich die Nordküste des Schwarzen Meeres zwar schon, allein die Ebene der Krim von Sympheropol bis Perekop, also bis dahin, wo sie mit dem Festlande zusammenhängt, hatte ich noch zu keiner Zeit bereist. Die Entfernung von Jalta bis Odessa beträgt auf diesem Landwege nicht weniger als 480 Werst, also gegen 70 deutsche Meilen.

Es war am 8. October 1844, als wir Vier gegen Mittag zwei Postwagen bestiegen, und den Weg auf der großen Straße nach Sympheropol, dem Hauptorte des taurischen Gouvernements, einschlugen. Ich hatte hier wiederum Gelegenheit, einen andern Theil der Südküste, wo die Kunst weniger gethan, kennen zu lernen. Wir fuhren von Jalta aus über Maßandra und Maharatsch durch bekannte Gegenden und hart an der Grenze der Thonschiefer- und Sandstein-Region nach Aidanil. So heißt nämlich auch die erste 10½ Werst von Jalta entfernte Station nach einem Vorgebirge, was sich als Endpunkt eines sich von dem Hauptzuge des Gebirges ablösenden Rückens an das Meer vorschiebt. Auch die Ansiedelungen der Umgegend, welche erst später stattfanden, haben den Namen Aidanil erhalten. Das Wort selbst stammt, wie alle ähnlichen Benennungen, welche mit „Ai," d. i. „heilig" beginnen, aus dem Griechischen. „Ai" soll aus ἅγιος (hagios), was in der Sprache der alten Griechen ebenfalls „heilig" bedeutet, entstanden sein. Die byzantinischen Griechen liebten, Vorgebirge mit dem Namen eines ihrer Heiligen zu belegen, auch wenn keine Kirche oder anderes heiliges Gebäude darauf stand. So haben wir schon Aithodor, d. i. heiliger Theodor, als das Vorgebirge kennen gelernt, was die große Bucht von Jalta nach Westen zu begränzt. Aidanil, d. i. heiliger Daniel, heißt nun das Vorgebirge, was dieselbe Bucht nach Osten zu schließt.

Mit dem genannten Vorgebirge boten sich uns ganz neue An-

ſichten dar. Hinter Aidanil zieht ſich das Land wiederum mehr zurück und das Meer bildet ebenfalls einen Buſen, an Größe ziemlich gleich dem von Jalta, aber ganz anderer Art. Er wurde nach Oſten durch ein Vorgebirge geſchieden, was einen kegelförmigen Maſſen-Felſen von gegen 1800 Fuß Höhe bildet, der nur wenig mit den übrigem Geſtein zuſammen hängt. Daneben ragen völlig iſolirt einige kleinere Felſen aus dem Waſſer heraus. Man hat den plumpen Felſen, um den die Straße führt, mit einem Bären verglichen, der ſich mit ſeinen Jungen an das Meer begiebt, um ſeinen Durſt zu löſchen, und ihn deshalb mit dem Namen Aiudagh, d. h. Bärberg, belegt. Er iſt in geologiſcher Hinſicht deshalb außerordentlich wichtig, weil er der Mittelpunkt einer der bedeutendſten Eruptionen der ganzen Südküſte iſt. Nachdem die Decke, welche bis dahin die Oberfläche des Bodens bildete, geborſten war, wurden die im Innern gefertigten Maſſen als Grünſtein in die Höhe gehoben und ſtehen nun mehre Jahrtauſende ſchon unverrückt auf derſelben Stelle. Wind und Wetter haben zwar im Verlaufe dieſer langen Zeit ihren Einfluß auszuüben verſucht, aber das harte Geſtein iſt nur in ſo weit auf ſeiner Oberfläche verändert worden, als das urſprüngliche graugrünlich- und weißſcheckige Anſehen in eine ſchwärzliche Farbe umgewandelt iſt.

Während der Bärberg eine mehr oder weniger abgerundete Maſſe bildet, ſo bemerkt man in der ganzen Umgebung um deſto mehr die Verwüſtungen, die ſein Heraustreten verurſacht hat. Zunächſt zieht ſich um ſeinen Fuß ein Kranz von ſchwärzlichem, ſo wie graugrünlich und weißgeſchecktem Geſtein, das allmälig in Porphyr und Melaphyr überzugehen ſcheint. In weiterer Entfernung liegen allenthalben größere und kleinere Trümmer, bald aus Thonſchiefer, bald aus Kalk beſtehend, herum. Der früher erwähnte Sandſtein ſetzt ſich und zwar in ziemlich gleicher Richtung, fort, aber ſeine röthliche Farbe hat ſich in eine graugrünliche umgeändert. Hier und da geht er auch, ohne Zweifel in Folge der erwähnten Eruption, in Conglomerat über.

So abwechſelnd und mannigfaltig auch früher die Ausſichten geweſen waren, ſo bot ſich doch unſern Blicken immer wieder Neues dar. In hohem Grade romantiſch war die Lage des großen Tataren-

dorfes Jurßuff. So etwas fehlt in der sonst so reizenden Bucht von Jalta. Die terrassenförmig übereinander liegenden Häuser und die schönen Wallnußbäume, welche jene beschatten, bilden ein Bild, was wohl verdiente, einmal von einem Maler in einen Rahmen gefaßt zu werden. Die Häuser bei uns mit ihren rothbraunen und in einem rechten Winkel abfallenden Dächern nehmen sich gar nicht so malerisch aus, als die weit schlichtern Wohnungen der Tataren. Interessanter sind schon für den Maler die Dörfer mit Strohdächern, besonders wenn diese bereits einige Jahre alt sind. Es thut mir ordentlich leid, daß die Strohdächer mit ihrer oft reichen Vegetation von Moosen und Gräsern immer weniger werden. Ich würde gern mich in Jurßuff einige Zeit aufgehalten haben, wenn meine Gefährten nicht so sehr gedrängt hätten. So fuhren wir um den Bärberg herum und langten alsbald in Böjuk-Lambat (hier Bijuk-Lambut ausgesprochen) d. i. Groß-Lambat, was siebzehn Werst von Aidanil entfernt liegt, an. Von hier aus nahm sich dieser Massenkegel freundlicher als von der andern Seite aus; dichtes Eichengehölz bedeckte mit Ausnahme der ziemlich steil abfallenden Abhänge den Rücken.

Mit dem Aiudagh erhält auch die Vegetation der Südküste eine andere Gestalt. Oberhalb der Buchten von Jalta und noch mehr der von Alupka besitzt das Gesträuch ein mehr sparriges Ansehen; die Aeste stehen zum großen Theil in einem Winkel ab, der mehr als 45 Grad beträgt, und verzweigen sich in derselben Weise weiter. Hier hingegen herrscht zwar die Strauchform ebenfalls noch vor, aber Eichen und Buchen erscheinen zum Theil schon mehr baumartig, denn der Hauptstamm läßt sich meist bis zum Gipfel verfolgen. Die Aeste haben ferner eine mehr ruthenförmige Gestalt, d. h. sie stehen in einem Winkel von 45 Grad und weniger ab und sind im Verhältniß zu ihrer Breite länger als gewöhnlich. Die weichhaarigblättrige Eiche (Quercus pubescens Willd.), die mit der orientalischen Weißbuche bis hierher das hauptsächlichste Gehölz bildete, verschwindet jenseits (östlich) des Aiudagh allmälig und es tritt die ihr zwar ähnliche, aber stets größere Wintereiche (Quercus sessiliflora Sm.; Q. Robur Willd.) an die Stelle. Es ist nicht zu leugnen, daß

das Laub der letztern durch ihr frischeres und dunkleres Grün einen freundlicheren Anblick darbietet als das der erstern mit ihrer graugrünen Farbe.

So wie man den Aiudagh überschritten hat, eröffnet sich den Blicken ein anderer Meerbusen, der die beiden frühern an Ausdehnung übertrifft. Er zerfällt wiederum in mehre kleinere Buchten. Nach Osten zu wird er von einem weit hervortretenden Vorgebirge, Meganup, an dem (aber noch diesseits) die jetzt wieder aufgebaute und sehr alte Handelsstadt Sudak liegt, begrenzt. Es giebt Dinge in der Welt, die man durchaus nicht begreifen kann. Bald ist es der Zufall, der eine günstig gelegene und alle Hilfsmittel darbietende Gegend unberücksichtigt läßt, bald sind es aber auch die Menschen, die sie nicht beachten. Die ganze Strecke von Aiudagh bis zum Vorgebirge von Sudak bietet, wenigstens in der ersten Hälfte, so viel Schönheiten dar, daß ich gar nicht begreifen kann, warum hier sich keine reichen Russen niedergelassen haben. Fast Alles, was die Buchten von Alupka und Jalta bieten, findet man auch hier, aber außerdem noch vieles, was dort fehlt. An verschiedenen Stellen hat der greise Vulkan an den Pfosten der Erdrinde mächtig geschüttelt. Gestein, in der Tiefe der Erde gefertigt, ist herausgetreten und bildet hier einen mäßigen Felsen, dort liegt es in Trümmern herum. Zum Theil unterscheidet es sich von dem oberhalb der Bucht von Alupka, indem es dem Feuer mehr ausgesetzt war und dadurch eine porphyrartigere Struktur erhielt. Ich habe Stücken gesehen, wo es schwer wurde, in der gestaltlosen Masse noch Feldspath- und andere Krystalle zu unterscheiden, wo also ein Uebergang zu den basaltartigen Gesteinen vorhanden war. Man findet hier auch ein Trümmergestein, was aus Flötzgebilden zusammengesetzt ist, und eine Art Puddingstein darstellt. Der Thonschiefer, welcher östlich von Jalta in Verbindung mit Sandstein auf der Oberfläche des Bodens vorherrscht, so wie der Kalk, der wiederum westlich von Jalta am häufigsten unter den Flötzgebilden erscheint, kommen hier beide neben einander, das zuerst genannte Gestein jedoch überwiegend, vor.

Endlich ist das Terrain östlich vom Aiudagh, von dem, wie

wir es auf der andern Seite kennen gelernt haben, außerdem noch wesentlich verschieden. Abgesehen davon, daß hier also häufigere und mächtigere Durchbrüche unterirdischen Gesteines geschehen sind, so ist auch der Spaltenrand (d. h. der Rücken des Küstengebirges) noch an verschiedenen Stellen geborsten; es haben sich dadurch weit mehr Thäler und Schluchten gebildet, als westlich vom Aiudagh der Fall erscheint, wo eigentlich nur die Schlucht von Jalta vorhanden ist. An einer Stelle hat sich sogar ein Stück von ungefähr einer Stunde im Durchmesser von der ursprünglichen Decke des Bodens völlig getrennt und ist von dem unterirdischen Gesteine noch 1000 Fuß höher, als sich jetzt der Spaltenrand befindet, gehoben. Da liegt es noch und bildet heut zu Tage den höchsten Berg in der Krim, den Tschatyr-Dagh d. h. Zeltberg. Eine Umwallung, wie man sie häufig im Kaukasus sieht, hat nicht statt gefunden. Das unterirdische Gestein ist auf drei Seiten deutlich zu unterscheiden. Der Tschatyr-Dagh bildet oben eine ziemlich ebene Fläche, die nach allen Seiten hin steil abfällt. Eine thalähnliche Schlucht, die besonders nach Norden und Süden hervortritt, umgiebt den Fuß des Berges.

Der bedeutendste Durchbruch ist außerdem in der Umgegend des Dorfes Aluschta, also südlich vom Tschatyr-Dagh und in einer Richtung mit demselben, erfolgt. Von hier aus nach Osten zu sind die unterirdischen Kräfte weit geringer gewesen. Es erfolgen nicht allein gar keine Durchbrüche eines plutonischen Gesteines mehr, auch der Thonschiefer verschwindet alsbald und Jurakalk tritt an seine Stelle. Dasselbe Gestein bedeckt von nun an die Höhe des Gebirges wie den schmalen Küstensaum. Ich habe die ganze Strecke von Aluschta bis Theodosia nicht bereist, allein nach Allem, was ich darüber vernommen und was der fleißige Dubois de Montpéreux, so wie Fürst Anatol Demidoff mit seinen Naturforschern berichtet haben, sind schon ein Paar Stunden östlich von Aluschta keine Durchbrüche mehr erfolgt. Das Gebirge stellt demnach von nun an nicht mehr den nördlichen und emporgehobenen Spaltenrand dar, sondern ist eine auf beiden Seiten ziemlich gleichmäßig gehobene Erhöhung. Es erklärt dieses natürlich, daß auch der Südfuß nicht mehr aus anderem und zwar

ursprünglich tiefer liegendem Gesteine, sondern aus demselben Kalke, wie der Rücken besteht. Die Höhe vom östlichen Theile des Krim'schen Küstengebirges ist im Durchschnitte auch geringer und beträgt in der Mitte kaum noch 2000 Fuß. Das ganze Gebirge wird durch die eben erwähnte große Trennung des Spaltenrandes und Erhebung des Tschatyr-Dagh in zwei natürliche Hälften getheilt. Von Aluschta aus führt auch die große Straße durch die dadurch gebildete thalähnliche Schlucht und dicht am Tschatyr-Dagh vorbei nach Sympheropol. Ihr höchster Punkt liegt ungefähr 2500 Fuß über dem Spiegel des Schwarzen Meeres.

Diese natürliche Theilung des Küstengebirges in eine östliche und westliche Hälfte unterscheiden auch die hiesigen Tataren. In den frühern Zeiten hatte sie eine weit größere Bedeutung. Man erzählte mir, daß früher am Bärberge Mauern vorhanden gewesen wären, welche den Engpaß abgesperrt hätten. Jetzt scheint aber keine Spur mehr vorhanden zu sein. So oft, namentlich zur Zeit der Völkerwanderung, ein neues Volk in den nordkaukasischen Ebenen erschien, in Folge des angebornen Wandertriebes, oder aus Ehrgeiz der Anführer und aus Beutesucht der Uebrigen vorwärts drängte und endlich die nördlichen Ebenen der tauriſchen Halbinsel überschwemmte, so flüchtete ein Theil der ursprünglichen Bewohner in die weniger zugängliche Westhälfte des Südgebirges, während die Osthälfte hingegen meistens schon zeitig von den Eroberern besetzt wurde. Ein Theil der ursprünglichen Bewohner im Osten und Westen nahmen auf ihren Schiffen ihre Zuflucht und suchten sich auf den gegenüberliegenden Küsten des Schwarzen Meeres ein neues Vaterland. Das Volk, was sich in der Steppe niedergelassen, hatte in der Regel nicht weiter Lust, die Flüchtlinge bis in die schwer zugänglichen Thäler zu verfolgen und knüpfte lieber mit der Zeit Verbindungen an. Nur sehr selten versuchte es, seine Herrschaft bis an die Westküste auszudehnen. Der einzige, einigermaßen gangbare Weg führte dann auch in den ältesten Zeiten auf derselben Stelle nach dem Ufer des Schwarzen Meeres, wo jetzt die große Straße von Sympheropol nach Aluschta sich befindet. Diesen Weg nahmen ohne Zweifel in den allerältesten

Zeiten die Skythen, um sich die nach dem Gebirge geflüchteten Kimmerier zu unterwerfen. An der Küste selbst legten die handelssüchtigen Griechen Kleinasiens später Colonien an und verpflanzten das griechische Element in diese entfernte Gegend, von der sie, um andere ihrer Landsleute von ähnlichen Unternehmungen abzuhalten, die schauerlichsten Dinge erzählten. Dort berichteten sie unter andern, erscheine Helios nie mit seinem Sonnenwagen und purpurne Finsterniß bedecke ununterbrochen die Erde. „Kimmerische Finsterniß" wurde bei den Griechen sprüchwörtlich.

Es liegt nicht in meinem Zwecke, alle die verschiedenen Völker, die später und besonders seit dem Beginne unserer Zeitrechnung in der Krim einzogen und dann oft spurlos verschwunden sind, mit Namen zu nennen. Ich gedenke nur noch eine der letzten Einwanderungen. Unter den Byzantinern scheinen sich nämlich viele Griechen von Neuem auf der Südküste niedergelassen zu haben; später jedoch als die Genueser auf der östlichen Hälfte allmälig Einfluß erlangten und eine Stadt nach der andern sich unterwarfen, zogen sich jene mit den gothischen Ueberresten nach den weniger zugänglichen Westen zurück, wo sie bis zur Anerkennung der türkischen Oberherrschaft von Seiten des Tatarchanes ziemlich ungestört lebten. Ihre Hauptburgen und Vesten wurden später ebenfalls von den Türken erobert; die ganze Bevölkerung wurde gezwungen, den Islam anzunehmen oder über die Klinge zu springen. Nach dieser Zeit scheinen die zu Mohammedanern gewordenen Reste der frühern Bewohner allmälig in ihren unzugänglichen Thälern ihre frühere Unabhängigkeit zum Theil wieder erlangt und mehr mit den Türken als mit den Tataren in Verbindung gestanden zu haben. Mit dem Islam hatten sie auch die Sprache der türkischen Osmanen angenommen. Man sieht dieses deutlich aus den Namen der Ortschaften, Bäche und Berge, die nicht dem tatarischen Dialekte, sondern der Sprache, wie sie in Konstantinopel gesprochen wird, entnommen sind. Ganz anders verhält es sich mit den Bewohnern der Osthälfte, die fortwährend mit den Tataren der nördlichen Ebenen in genauer Verbindung standen und sogar Vermischungen eingegangen waren. Mit der Zeit haben

sie auch deren Dialekt angenommen. Dieser unterscheidet sich aber wesentlich durch seine Härte von dem, der in Konstantinopel gesprochen wird und jetzt zur Schriftsprache erhoben ist, stimmt aber wiederum mehr mit dem, dessen sich die Noghaier am Kuban und selbst die Kumücken und Truchmenen im Westen des Kaspischen Meeres bedienen, überein.

Ich will diese Behauptung nur durch ein Paar Beispiele bekräftigen. In der türkischen Schriftsprache werden die Namen der fließenden Gewässer gewöhnlich mit „Sſu" d. i. Wasser und einem Beiwort, das dieses näher bezeichnet, ausgedrückt. Es ist dieses auch auf der westlichen Hälfte der Südküste der Fall. So heißt ein kleiner Bach z. B. Soukßu, d. h. Kaltes Wasser, ein anderer Karaßu, d. h. Schwarzes oder langsam fließendes Wasser. Auf der östlichen Hälfte gebraucht man hingegen dafür die Bezeichnung „Usén," die man auch im äußersten Osten des Kaukasus und, wenn ich nicht irre, auch jenseits des Kaspischen Meeres wieder findet. Für „groß" haben die Türken Konstantinopels das Wort „Böjük" (auf der westlichen Hälfte der Küste „Bijuk" ausgesprochen), die Tataren im Nordosten des Kaukasus hingegen und zum Theil die der Osthälfte der Südküste „Ulu." Ein Dorf nennen die letztern „Aul" (zweisilbig ausgesprochen), die erstern hingegen „Köi," in der Umgegend von Konstantinopel wohl auch „Tschöi."

Die kurze Strecke von Groß-Lambat bis Aluschta, welche nur 13½ Werst, (nicht zwei deutsche Meilen) beträgt, hatten wir bald zurückgelegt. Aluschta hat hinsichtlich seiner Lage einige Aehnlichkeit mit Jalta; es würde sich aber in jeglicher Hinsicht weit mehr zu einem Centralpunkte für die Bewohner der Südküste eignen, als Jalta, wenn nicht die hauptsächlichsten und großartigsten Besitzungen, wie Alupka, Oreanda und Livadia, dann nicht zu entfernt gelegen hätten. Wie Jalta liegt Aluschta auf einer Ebene, die sich nur wenige Fuß über dem Spiegel des Meeres befindet, aber einen größern Umfang besitzt. Auch die schon mehrmals erwähnte thalähnliche Schlucht, die das ganze Gebirge durchbrochen hat, ist nicht so eng wie die von Jalta, und konnte deshalb auch ohne große Schwierigkeiten

zu einer bequemen Straße benutzt werden, die dort unmöglich gewesen wäre.

Die alten Griechen hatten die Wichtigkeit der Lage von Aluschta noch nicht erkannt. Vielleicht bestimmte sie auch die geringe Cultur auf dem ganzen Küstensaume ihre Colonieen mehr an den Enden des Gebirges anzulegen, von denen aus sie bequemer mit den Bewohnern der Ebene in Verbindung treten konnten. Erst die Byzantiner wurden aufmerksam und schon Justinian erbaute die Veste Aluschten. Der Ort kann später nicht unbedeutend gewesen sein, denn man sieht allenthalben und in ziemlich weitem Kreise noch von allerhand Gemäuer Spuren. Es haben sich später Tataren auf derselben Stelle angesiedelt und die vorhandenen Ruinen zwar weniger für ihre schlichten Wohnungen benutzt, als überhaupt zu ihrem Verfalle beigetragen. Es finden sich jetzt noch drei ziemlich erhaltene Thürme vor, von denen sonderbarer Weise ein jeder eine andere Gestalt besitzt. Der eine ist rund, der andere hingegen viereckig und der dritte hat sogar sechs Seiten; alle drei zeichnen sich aber durch die dicken Mauern aus, deren Stärke grade eine Klafter betrug.

Aluschta besitzt in seiner nächsten Umgebung ein außerordentlich freundliches Ansehen. Die Häuser sind zwar nicht, wie es sonst bei den Tatarendörfern der Fall ist, an den Höhen angelehnt und liegen deshalb auch nicht zum Theil in der Erde, sondern stehen frei und bilden ziemlich enge und krumme Gassen. Die Bewohner zeichnen sich durch Betriebsamkeit aus und beschäftigen sich hauptsächlich mit Wein- und Obstbau. Die nächste Umgebung schien ein einziger Garten zu sein, dessen grünes Laub zu den nackten, in der Nähe und in der Ferne befindlichen Felsenpartien einen freundlichen Contrast bildete. Der hier gebaute Wein soll, obwohl er keineswegs die Pflege erhält, wie in den herrschaftlichen Anlagen, doch vorzüglich sein und ganz gewöhnlich unter dem Namen des „gräflichen" verkauft werden. Von dem Umfange und der Bedeutung der hiesigen Weincultur kann man sich einen Begriff machen, wenn man erfährt, daß gegen eine halbe Million Rebenstöcke die Trauben zur Bereitung des Weines liefern. Hier schien noch nicht die Sitte zu sein, daß man die guten

Sorten nach auswärts verkauft und die schlechtern im Hause behält, denn in dem sonst mittelmäßigen, aber durch sein äußeres Ansehen imponirenden Wirthshause erhielten wir ein so vorzügliches Getränk, wie wir es bis jetzt kaum für Geld erhalten hatten.

Die Sonne senkte sich eben in das Meer, als wir wiederum auf unserm kleinen Postwagen saßen und auf der großen Straße, die man, wie schon früher erwähnt, dem Kunstsinne und der Geschicklichkeit des Major Frömbder verdankt, die bereits näher charakterisirte Schlucht aufwärts fuhren, um endlich das Gebirge wiederum zu überschreiten und nun auf immer die schöne Südküste zu verlassen. Die Richtung, welche von Jalta bis zum Bärberge eine nordöstliche, von da aber eine fast rein-nördliche gewesen war, wurde nun eine nordnordwestliche; in dieser Richtung lag Sympheropol.

Je höher wir kamen, um desto kühler wehte der Wind. Wir warfen bald unsere Mäntel um, um nicht noch, nachdem wir auf der Küste vom sogenannten Krim'schen Fieber, einer Art Intermittens (Wechsel- oder kaltes Fieber), trotz des vielen Genießens von Obst frei geblieben waren, nachträglich zu erkranken. Dieses Fieber ist zwar eine gewöhnliche Erscheinung auf der Südküste, aber sehr leicht und hat mit dem, was auf der Ostküste des Schwarzen Meeres nicht selten den Menschen nach den ersten Anfällen tödtet, nichts weiter als den Namen gemein. Oft blickten wir nach dem Meere zurück, aber leider kam schon bald finstere Nacht und damit war uns alle Fernsicht geschlossen. Zum Glück erschien alsbald der Mond am fernen Horizonte und leuchtete uns mit seinem erborgten Lichte auf unserer nächtlichen Fahrt. Auf dem höchsten Punkte dicht an der Straße und an einer Quelle steht zum Andenken an den General Kutußoff ein Gedächtnißstein. Nicht weit davon ist eine Stelle, wo man sich einer herrlichen Aussicht auf die Südküste und auf das darüber sich hinziehende weite Meer erfreut. Hier stand auch einmal der verstorbene Kaiser Alexander und blickte, entzückt über alles, was vor ihm lag, hinaus in die weite Ferne. Ein Obelisk bezeichnet jetzt die Stelle, von wo aus dieses geschah.

Leider mußten wir auf diesen Genuß verzichten. Vergebens

suchten wir auch nach den Ruinen des eisernen Thores, was die frühern Bewohner der Südküste zum Schutze gegen Ueberfälle aus dem Norden erbaut haben sollten. Man muß übrigens nicht glauben, daß hier in der That ein eisernes Thor gewesen sei; der Name Demirkapu, was im Türkischen eben dieses heißt, deutet in der Regel für Länder, wo ein türkischer Dialekt gesprochen wird, nichts weiter an, als daß sich ein Paß daselbst befindet. Im ganzen Oriente und hauptsächlich in den nördlichen Ländern von Kleinasien bis an das Kaspische Meer hört man die Bezeichnung Demirkapu sehr häufig. Die Perser bedienen sich dafür des Wortes Derbend, aber doch nicht in dieser Allgemeinheit, sondern eigentlich nur für einen wirklichen Engpaß.

Endlich hatten wir den Rücken des Gebirges, der hier, wie oben schon gesagt, gegen 2500 Fuß über dem Spiegel des Schwarzen Meeres liegt, überschritten und erreichten bald darauf die Station Tauschan (oder Taffschan)-Basar, d. h. Hasenmarkt. Der Wirth war wiederum ein Deutscher und setzte uns freudig vor, was Küche und Keller hergab. Wenn Leute, die nur auf den Ertrag ihres Wirthshauses angewiesen sind, in diesen entlegenen Gegenden höhere Preise stellen, so muß man auch bedenken, daß alle Lebensmittel hier nothwendiger Weise theurer sind und daß die Anzahl der Fremden, die diese Straße passiren und etwas verzehren, sehr gering ist. Wir bezahlten gern, denn alles, was wir erhielten, war gut und schmackhaft zubereitet.

Am andern Morgen fuhren wir über Mahmud-Sultan dem neunundzwanzig Werst, also über vier Meilen, entfernten Symferopol zu. Wir hatten den Zeltberg zur Linken und freuten uns über den Anblick, den er darbot. Sein Gipfel sowohl, als die steil abfallenden Seiten waren nirgends von Gehölz bedeckt; in der Schlucht, welche sich rings herum zieht, sah ich aber zum Theil, eben so wie auf den Höhen des Kammes selbst waldartiges Gesträuch, hauptsächlich aus Wintereichen bestehend. In geologischer Hinsicht ist der Nordabhang hier deshalb sehr wichtig, weil er die einzige Stelle darbietet, wo plutonisches Gestein und Schiefer zu Tage liegt. Es konnte

dieſes aber aus der einfachen Urſache nicht anders ſein, als der Riß, den der nördlich gehobene Rand der Spalte erhielt, hier ſehr tief eingedrungen war. Es bleibt mir dabei jedoch unerklärlich, daß bei dem Durchdringen des plutoniſchen Geſteines keine größere Zerſtörung ſtatt gefunden hat. Steintrümmer, wie man ſie auf der Südküſte an allen Stellen findet, wo Durchbrüche erfolgt ſind, ſucht man hier vergebens. Höchſtens deutet das Conglomerat, was unter andern auch den Fuß des Tſchatyr-Dagh zum Theil bedeckt, und aus Quarz, Thonſchiefer und Sandſtein beſteht, aber zum großen Theile nur loſe zuſammenhängt, jedoch an einzelnen Stellen eine vulkaniſche Einwirkung deutlich zeigt, auf die Revolution hin, die hier dereinſt ſtattfand.

Auf unſerer Seite der Vertiefung, welche durch den Riß ſich bildete, fließt jetzt ein Fluß, Salgir genannt, der das Waſſer der meiſten Quellen, die an dem Tſchatyr-Dagh und in der nächſten Umgebung ihren Urſprung haben, aufnimmt und, mitten durch die Halbinſel fließend, ſich endlich in das Meer ergießt. Wie gering die Zahl der Quellen oder vielleicht auch, wie unbedeutend die Waſſermenge in dieſen Bergen ſein muß, erſieht man daraus, daß der Salgir ſelbſt nach achtſtündigem Laufe, nämlich bei Sympheropol, ſo wenig Waſſer beſitzt, daß man, im Herbſte wenigſtens, faſt trocknen Fußes durch ſein Bett gehen kann. Es kommt freilich der Umſtand dazu, daß kein größeres Thal auf der ganzen Krim ſich eines ſolchen Anbaues erfreut, wie das, durch welches der Salgir fließt, und wo das dargebotene Waſſer ſo in Anſpruch genommen wird. Ich habe ſchon einmal Gelegenheit gehabt, der Thätigkeit und des Fleißes der Krim'ſchen nicht herumziehenden Tataren rühmend zu gedenken; Alles, was ich hier ſah, machte einen um ſo freudigern Eindruck auf mich, als ich bisher immer gewöhnt war, den Islam als das Symbol der Trägheit in Betreff des Anbaues und der Cultur zu betrachten. In den transkaukaſiſchen Provinzen tritt allerdings die angeborne Arbeitſcheu des Mohammedaners nicht ſo grell hervor, weil er ſich auf Koſten ſeiner chriſtlichen Mitmenſchen keine Vortheile mehr, wie früher, aneignen kann. In einem mohammedaniſche Staate aber,

wo er sich als Herrn betrachtet, dem Gott die Christen und die übrigen Andersglaubenden nur gegeben hat, um für ihn zu arbeiten, ist der Anhänger des Korans, so vorzügliche Eigenschaften er auch sonst zum Theil hier und da besitzt, wegen seiner Indolenz und Trägheit nicht weniger, als wegen seines Bettelstolzes sehr oft unausstehlich.

Die Dörfer folgten in kurzen Zwischenräumen aufeinander und boten fortwährend den freundlichsten Anblick dar. Die Häuser unterschieden sich hier aber wesentlich von denen auf der Südküste, weil sie, wie es auch der Fall in Baktschisarai war, keine flachen, sondern mit Ziegeln bedeckte, so ziemlich einen rechten Winkel bildende Dächer besitzen. Gewöhnlich liegt gleich hinter dem Hause der Obstgarten. Das frische Grün derselben, die rothen Dächer der Häuser und die schlanken, aber blendend weißen Minareh's geben ein hübsches Bild.

Während der Weg von Aluschta nach dem Kamm des Gebirges sich hin und her schlängelte und dabei doch ziemlich steil war, so merkte man hingegen schon von Tauschan-Basar an kaum, daß die Fläche, auf der man fuhr, sich senkte. So eine geringe Neigung hat der Nordabhang des Krim'schen Gebirges. Je näher wir Sympheropol kamen, erschienen auch die Gesteine wieder, die ich auf der frühern Tour im Norden des Gebirges kennen gelernt hatte. Schon ein Paar Stunden vor genannter Stadt begann der Nummulitenkalk, durch den hier der Salgir sein Bett gegraben hat.

In Sympheropol erhielten wir anstatt unserer beiden Postwagen eine Kalesche, die der General Narischkin uns zur Bequemlichkeit angeboten hatte. Mein Postschein lautete aber auf Postwagen; um etwaigen Unannehmlichkeiten zu entgehen, begab ich mich mit meinem Tiflíser Freund auf die Polizei, um die Kalesche auf dem Postscheine eintragen zu lassen. Zum Unglück, oder vielmehr zum Glück, denn ich hätte später größere Unannehmlichkeiten haben können, frug man nach meinem Paß; ich mußte eingestehen, daß ich keinen hatte. Man hielt dieses für unmöglich, zumal ich in den Besitz eines sogenannten kaiserlichen Postscheines (Kronspodoroschne) war. Es wurde natürlicher Weise der Verdacht rege, daß ich entwe-

der nicht auf ehrliche Weise zu dem letztern gekommen sein möchte, oder daß ich meinen Paß an irgend einen flüchtigen Polen abgegeben hätte. Eins war so schlimm, wie das Andere. Der Polizeichef wagte aber doch nicht, da ich besonders von der preußischen Regierung an die russische empfohlen zu sein vorgab und er augenblicklich in mir den Ausländer erkannte, gegen mich einzuschreiten, und las mir alle Gesetzesstellen vor, unter welchen Bedingungen der Eintritt auf russischem Gebiete zulässig ist. Ich erklärte ihm den ganzen Hergang, wie meine sämmtlichen Effecten auf dem Transporte von Erserum nach Tiflis in einer Schlucht eine lange Zeit begraben gelegen hätten, wie ich der Regierung in Tiflis von Seiten des russischen Gesandten in Konstantinopel angemeldet und empfohlen worden sei und wie man sich bei dem ersten Betreten des russischen Gebietes bei Alexandropol, als man den Paß verlangte, mit meiner Aussage beruhigt hätte. Ich erzählte ferner, daß man in Tiflis mit der größten Freundlichkeit alle meine wissenschaftlichen Untersuchungen wesentlich unterstützt und mir deswegen während des Herumreisens in Transkaukasien sowohl als für meine Rückreise zum bessern Fortkommen einen Postschein, als reise ich auf allerhöchsten Befehl Sr. Majestät des Kaisers, ausgehändigt habe. Ich als Fremder könne nicht wissen, daß man außer diesem Postscheine noch einen besondern russischen Paß bedürfe. Alles, was man mir aus der Gesetzsammlung vorgelesen habe, beziehe sich auf die Bedingungen, unter denen der Eintritt erlaubt sei; auf mich könnten aber nur die Gesetzesstellen eine Anwendung finden, die mich mit den Bedingungen bekannt machten, unter denen ich wieder aus Rußland herauskäme. Der Polizeichef erklärte mir offen, daß auf diesen Fall kein Gesetz existire; denn ich möchte wohl der erste und einzige sein, der fast ein Jahr ohne Paß herumgereist sei. Er dürfe leider mich nicht eher entlassen, als bis nach Tiflis geschrieben sei und von dort die Bestätigung meiner Aussage einträfe. Unter diesen Umständen hätte ich allerdings das Vergnügen haben können, mehre Wochen noch in der Krim zu verweilen.

Der Polizeichef rapportirte die ganze Angelegenheit an den

Gouverneur. Da rettete mich ein Umstand vor weitern Unannehmlichkeiten. Ich hatte an Herrn v. Humboldt von Tiflis aus einen Bericht in Form eines Briefes über die letzten Ausflüge meiner Reise nach dem Kaspischen Meere abgesendet. Dieser Bericht wurde in der preußischen Staatszeitung abgedruckt und ging von da als Uebersetzung in das russische Journal „der Invalide" über. Die Nummer, welche meinen Bericht enthielt, war glücklicher Weise den Tag vorher in Sympheropol angekommen. Der Gouverneur, um sich Gewißheit über meine Person zu verschaffen, frug mich über mehre Punkte meiner zurückgelegten Reise, die in dem Berichte näher erörtert waren. Da meine Antworten genau mit diesem übereinstimmten, zweifelte er zwar nicht länger, daß ich dieselbe Person sein möchte, glaubte aber nicht, es über sich nehmen zu können, mir einen russischen Paß auszustellen. Dieses könne nur in Odessa geschehen, wo ein preußischer Consul residire. Obwohl wiederum ohne Paß, war ich doch froh, aus dieser allerdings fatalen Angelegenheit noch mit heiler Haut davon zu kommen und fuhr deswegen in der Gesellschaft der früher bezeichneten Herren noch an demselben Nachmittage ab.

Von Sympheropol ist es bis Perekop, also bis zu der Stelle, wo die Halbinsel Krim mit dem Festlande zusammenhängt, 142 Werst (20 2/7 Meilen). Rechnet man die Entfernung von Sympheropol bis an die Küste des Schwarzen Meeres, also bis Aluschta, die 44 Werst oder 6 2/7 Meilen beträgt, noch hinzu, so erhält man die größte Breite der Krim, also 186 Werst oder 26 4/7 Meilen. Die Länge von Osten nach Westen beträgt, insofern man die etwas abgesonderte Halbinsel Kertsch im Osten nothwendiger Weise dazu rechnet, ohngefähr 34 Meilen, also 1/3 mehr.

Wenn man Sympheropol verläßt, verschwindet auch alsbald der Nummulitenkalk und späterer tertiärer Kalk tritt an seine Stelle. Aber auch dieser macht bald den neuesten quaternären Gebilden, dem sogenannten Steppenkalke, der als Kalkstein von Kertsch bei dieser Stadt selbst einen, wenn auch noch so unbedeutenden Höhenzug bildet, Platz. Nacktes Gestein tritt von nun an nicht mehr zu Tage; es wird allenthalben von Humus, der auf Alluvium ruht und eine

sehr verschiedene Dicke besitzt, bedeckt. Der Boden wird wenige Meilen von Sympheropol so eben, daß auch nicht mehr die geringste wellenförmige Erhebung erscheint. Dieselbe langweilige Einförmigkeit setzt sich auf dem ganzen langen Wege bis Perekop fort und wird auch sonst durch nichts unterbrochen. Kein Dorf sahen wir bis zu genanntem Orte. Die fünf Poststationen vermochten wegen ihres erbärmlichen Ansehens die langweilige Einförmigkeit kaum zu unterbrechen. Ich will ihre Namen, obwohl sie gar keine Bedeutung außerdem haben, aber doch, da sie auf den Karten meist falsch angegeben sind, hier aufführen: Sfarabouß, Trekablem, Aibar, Djurmeneh und Juschun; sie lagen 17, 24, 22, 24 und 21 Werst der Reihe nach von einander entfernt. Auch keine Heerde von Rindern oder Schafen begegnete uns; Menschen sahen wir nur auf den Stationen.

Reisende schildern die Tage lang andauernde Einförmigkeit auf der See, wo man nur den Himmel über sich und das Wasser unter sich hat; allein diese bietet doch schon bei dem geringsten Winde eine unebene Wasserfläche dar. Delphine folgen, begierig nach den Abfällen schnappend, und andere Seethiere bringen eine Abwechslung hervor. Eine Ebene aber, wie sie im Norden der Krim und sonst im Süden Rußlands gegeben ist, bietet im Herbste, wo alle Vegetation fast verschwunden ist und nur noch die graufilzigen Beifuß- und Weißen Andorn-Arten, vielleicht hier und da auch Centaureen sich dem Auge zeigen, den traurigsten Anblick dar. Der schöne blaue Herbsthimmel, der sich über uns wölbte, contrastirte keineswegs mit dem grauschwarzen Boden auf eine angenehme Weise. Die verdorrten Stengelüberreste, an denen kein grünes und zum Theil selbst kein vertrocknetes Blatt mehr zu sehen war, und die Risse des Bodens vermochte man unmöglich eine Abwechslung zu nennen. Das Einzige, dem man sich hingeben konnte, war das immer und selbst in dieser traurigen Einöde großartige Bild der Unendlichkeit. Wohin man auch blickte, sah man rings um sich bis in die weiteste Ferne, ohne etwas zu erschauen, nirgends einen Anhaltepunkt, auf dem das Auge, selbst nur die geringste Zeit, hätte ruhen können.

Wenn auch kaum ein Drittel der frühern Bewohner noch in der Krim lebt, so würde man doch zu jeder andern Zeit etwas Leben in diesen Ebenen gefunden haben. Im Frühlinge herrscht sogar hier ein reges Treiben und Durcheinanderleben. Viele Tausende von Schafen und Rindern durchziehen, von Hirten und Hunden geführt, die bunte Steppe und nähren sich von den noch saftigen Kräutern. Bunte und schwarze Staare folgen namentlich den Schafheerden, um sich grade von dem Ungeziefer, was die armen Thiere unendlich quält, zu nähren; wiederum werden sie selbst von Habichten und Adlern umschwebt, um diesen zur Nahrung zu dienen. Aber auch außerdem herrscht Leben. Giftige und unschädliche Schlangen erfreuen sich der frischen Sonnenwärme, Eidechsen laufen zwischen den Kräutern dahin, um sich ebenfalls und zwar von Käfern und andern Insecten zu nähren. Bunte Schmetterlinge umschwärmen die in allen Farben sich gefallenden Blumen.

Wie aber die letzten Tage des Juni kommen, nähern sich die Tataren mit ihren Heerden dem Süden und bringen von der Hälfte des Juli bis spät in das Jahr, wo der Regen sich in Schnee verwandelt, auf den Höhen des Krim'schen Gebirges zu, wo ihnen eine frischere und gesündere Nahrung geboten wird. Im December verlassen sie gewöhnlich erst die Jailen (d. i. die Gebirgsweiden) und ziehen sich in die Steppen zurück, wo unterdeß die Knospen der Kräuter und Gräser, nachdem sie einige Monate geruhet, langsam zur Entwickelung kommen und dem Vieh eine karge Nahrung darbieten.

Perekop hat seit den ältesten Zeiten, wo der Ort unter diesem Namen noch gar nicht existirte, eine wichtige Rolle gespielt. Das Culturvolk der Krim zog quer über den nur eine Stunde breiten Isthmus, durch den die Halbinsel mit dem festen Lande zusammenhängt, eine Mauer und bewachte ängstlich die Thürme, um den rohen Skythen den Eingang zu verwehren. Das Perekop der Tataren liegt ohne Zweifel auf derselben Stelle; aber keine Mauer sperrt den Isthmus mehr ab, sondern ein tiefer Graben, der durch Thürme vertheidigt wird. Von hier aus zogen die beutesüchtigen Schaaren

des Tatarchanes, um in dem chriſtlichen Norden ſengend und brennend einzufallen. Gewöhnlich im Frühlinge, wenn die Regenzeit vorüber war und die Pferde hinlänglich Nahrung auf den weiten und menſchenleeren Steppen des heutigen Neu-Rußlands fanden, geſchahen die Raubzüge bis nach Kijoff (Kieff, Kiew) und Moskau. Lodernde Flammen bezeichneten den Weg, den die Tataren genommen hatten. Tauſende armer und unſchuldiger Menſchen wurden alljährig in die Sclaverei geführt, und Chriſten waren es leider häufig, die den Menſchenhandel zwiſchen dem Tatarchan und den Osmanen vermittelten.

Das heutige Perekop, was gewöhnlich auf den Karten als eine gewichtige Feſtung angegeben wird, vermochte unſere Aufmerkſamkeit nicht lange zu feſſeln. Obwohl außerdem noch Sitz eines Kreiſes, iſt der Ort doch von gar keiner Bedeutung; es wird auch dieſe nicht mehr erlangen, wo der Norden und die Krim einem und demſelben Herrn gehorchen. Wir fuhren deshalb am andern Morgen weiter, um baldmöglichſt Aleſchki, eine andere Kreisſtadt von 4000 Einwohnern, zu erreichen. Dieſelbe Ebene ſetzt ſich zwar fort, aber das Terrain und die Vegetation unterſcheidet ſich. Ein ſandiges, hier und da auch ſumpfiges Alluvium tritt an die Stelle der wenigſtens im Frühjahre fruchtbaren Humusdecke. Anſtatt einer Steppe bieten ſich wiederum Pampas dar.

Die Entfernung von Perekop bis Aleſchki beträgt 102 Werſt (14½ Meile). Ein Paar ärmliche Dörfer: Kalantſchak, Bolſchoi-Kopan (großer Kanal) und Koſtogriwaja (Knochenhügel), 33, 30 und 27 Werſt von einander entfernt, lagen auf dem Wege. Die Richtung, welche von Sympheropol bis Perekop eine nördliche, mit geringer Abweichung nach Weſten, geweſen war, änderte ſich von Perekop bis Aleſchki in eine nordweſtliche um. Zwiſchen Koſtogriwaja und Aleſchki auf einer Entfernung von 17 Werſt breitet ſich eine wahre Sandwüſte aus, durch die wir mit unſerm ſchweren Wagen nur langſam kamen.

Aleſchki liegt an einem Arme des Dnjepr (nicht Dnieper oder gar Dniper, wie man auf manchen Karten und in manchen geogra-

phiſchen Handbüchern lieſt), der hier von Oſten kommt und die nördliche Grenze des tauriſchen Gouvernements bildet. Im Oſten reicht es bis zum kleinen Fluß Berda. In dieſer Ausdehnung bildete es in der Mitte des vorigen Jahrhunderts die kleine Tatarei. Wie bevölkert dieſes kleine Ländchen von 1160 Quadratmeilen damals im Verhältniß zu der jetzigen Zeit geweſen ſein muß, erſieht man daraus, daß es gegen 100,000 Mann ins Feld ſtellen konnte. Freilich gehorchten in den beſſern Zeiten den Tatarchanen noch die Horden von Bundſchak (zwiſchen Donau und Dnjeſtr), Jediſan (zwiſchen Dnjeſtr und Dnjepr) und Kuban, ſtellten aber eine gleiche Mannſchaft, ſo daß das ganze Heer des mächtigen Herrſchers aus 200,000 bis 250,000 Mann beſtand. Man muß freilich bedenken, daß an ſo einem Raubzuge Jedermann, der nur Waffen tragen konnte, Theil nahm und deshalb die Einwohnerzahl vielleicht doch nicht ſo groß war, als man gewöhnlich anzunehmen Willens iſt.

Jetzt beträgt die ganze tatariſche Bevölkerung der Krim kaum 60,000 Seelen, die der Horde Dſhemboiluk angehören; dieſe iſt außerdem auch auf dem Feſtlande des tauriſchen Guvernements ſeßhaft und beſteht dort nur aus 25,000 Perſonen. Die ruſſiſche Regierung hat ſeit der Beſitznahme des Landes Alles gethan, um die verlaſſenen Gegenden wiederum mehr zu bevölkern. Der Kaiſer verſchenkte das Land an einzelne Große ſeines Reiches mit der Bedingung, daß dieſe auf ihren neuen Beſitzungen Colonien anlegen ſollten. Sektirer wurden namentlich in die unfruchtbarern Gegenden des tauriſchen Feſtlandes angeſiedelt; daneben nahmen Deutſche, hauptſächlich Mennoniten und Katholiken, die beſſern Gegenden ein. Auch Griechen und Armenier fanden hier willige Aufnahme. Nicht zum Vortheile des Landes wurden endlich in den letzten Jahren auch Juden angeſiedelt. Auf dieſe Weiſe hat die kleine Tatarei wiederum eine Einwohnerzahl erhalten, die der in der zweiten Hälfte desvorigen Jahrhunderts vielleicht nahe kommen dürfte. Ich glaube jedoch nicht, daß die heutige Bevölkerung ſich auf das Doppelte vermehren kann, da der Boden nicht im Stande iſt, eine Million Menſchen ſelbſtſtändig zu ernähren. Nur ein lebhafter Handel des Südens mit dem

Norden vermöchte die Krim und das Feſtland des tauriſchen Gouvernements einer größern Bevölkerung wieder zuführen.

In Aleſchki beſtiegen wir ein Boot mit einem Segel, um der Hauptſtadt des Cherſon'ſchen Gouvernements, die auf der Nordſeite des Dnjepr liegt, zuzufahren. Es ergriff mich ein eigenthümliches Gefühl, als ich mich auf dem in der Geſchichte des Mittelalters ſo außerordentlich wichtigen Strome befand und von einem Arme in den andern fuhr. Schilfwälder umſäumten leider die Ufer und ſperrten alle Fernſicht. In denſelben Schilfwäldern verbargen ſich, wie ich ſchon gleich im Anfange des Buches erwähnt habe, vor drei und mehr Jahrhunderten die Saporoger, unſtreitig die kühnſten und tapferſten Koſaken, die es je gegeben, am Tage, um des Nachts auf ihren ſchlechten Fahrzeugen weiter abwärts zu fahren und an dem Erbfeinde des Chriſtenthums die Unbilden, die er in Weſten geſchlagen, zu rächen. Die einſt wichtigen Feſtungen Otſchakoff (Oczakow), was der ruſſiſchen Uebermacht lange trotzte und endlich nur durch die Tapferkeit der ſo ſchwergekränkten Saporoger erobert wurde, und Kinburn, ſind jetzt unbedeutend. Auf der entgegengeſetzten Richtung, dem Strome aufwärts, liegt das Städtchen Bereslawl, wo in der Zeit der tatariſchen Herrſchaft eine Kette quer über den Strom gezogen war, um die räuberiſchen Koſaken abzuhalten.

Alle größeren und kleineren Steppenflüſſe, ſo auch der Dnjepr, fließen, wie man ſich bei dem geringen Falle denken kann, außerordentlich langſam, theilen ſich gegen das Ende ihres Laufes zunächſt in eine Menge Arme und münden endlich in eine große Bucht, die die Ruſſen mit dem Namen Liman belegen, bevor ſie das Meer erreichen. Das Land, was im Süden den Dnjepr-Liman einſchließt, iſt angeſchwemmtes, während im Norden ältere Ufergebilde vorhanden ſind. Dieſes neu angeſchwemmte Land ſetzt ſich im Oſten weiter fort und bildet vielleicht die Hälfte des ganzen tatariſchen Feſtlandes. Der Meeresſand, auf dem Aleſchki liegt, wird ſpäter von einer Thonerde bedeckt, die nach Oſten zu an Mächtigkeit zunimmt. Wahrſcheinlich liegt er auf Granit, der weiter oben die ſogenannten Dnjepr-Stromſchnellen bildet, und, da er eine horizontale Lage beſitzt, die

Regenwasser nicht tiefer eindringen läßt. In dem Sande sammeln sich aber die Wasser um so mehr, je mächtiger er ist. Bis zu ihm muß man graben, um einen Brunnen zu erhalten. Während in der Nähe von Aleschki man schon bei einer Tiefe von 10—20 Fuß Wasser erhält, ist weiter nach Osten eine Tiefe von 80 und 100 Fuß nothwendig. Und trotzdem fließen die Brunnen dort oft so sparsam, daß kaum eine aus hundert Schafen bestehende Heerde ihren Durst löschen kann und die Wasser selbst schon in den ersten Tagen des August ganz und gar versiechen.

In Cherson hielten wir Mittag und bekamen wiederum in einem deutschen Wirthshause gute Speisen. Cherson ist eine außerordentlich freundliche Stadt, die, wie keine andere in Rußland, nicht wenig Aehnlichkeit mit Mannheim und andern neueren Städten unseres Vaterlandes besitzt. Die Straßen sind nicht so breit wie gewöhnlich und gepflastert, Eigenschaften, die selbst den größern Städten im Innern Rußlands nur in geringem Maße zukommen. Die Hoffnungen, welche man bei ihrer Gründung hegte und die Veranlassung zu dem bedeutungsvollen Namen gaben, sind nicht erfüllt. Cherson blühte schnell auf, Odessa überflügelte es aber bald so, daß es zur unbedeutenden Handelsstadt wurde.

Als ich am 12. Januar 1838 in Begleitung des Fürsten Suworoff hier war, herrschte eine strenge Kälte, die an diesem Tage die Höhe von 22 Grad erreicht hatte. Jetzt erfreuten wir uns eines freundlicheren Wetters und fuhren auf dem besten Wege noch den Nachmittag nach dem nur 59 Werst, also gegen 8½ Meile entfernten Nikolajeff zu, und zwar in derselben nordwestlichen Richtung, die wir schon in der letzten Zeit verfolgt hatten.

Wir beschlossen in Nikolajeff zu bleiben, um die für Rußlands Schifffahrt im Schwarzen Meere so gewichtigen Anstalten zu sehen. Hier wurden bis jetzt die Kriegsschiffe gebaut und ausgebessert. Die Stadt bietet nicht den freundlichen Anblick dar, wie Cherson. Die Straßen sind außerordentlich breit und es tritt wiederum der schon an andern Stellen gerügte Uebelstand hervor, daß die Höhe der einstockigen Häuser zu der Breite der Straßen in keinem Verhältniß

ſteht. Die Häuſer beſitzen ſämmtlich außer dem Erdgeſchoß nur ein Stockwerk oder ſelbſt dieſes nicht. Da nun außerdem die Straßen nicht gepflaſtert und die Häuſer ohne Ausnahme auf drei Seiten von einem Hof- und Gartenraume umgeben ſind, ſo wird durch die Weitläufigkeit eine raſche Communication ungemein erſchwert. Handel und Wandel herrſcht freilich nicht hier; ſo hat es allerdings auch nicht viel zu bedeuten, wenn die Bewohner Nikolajeff's mehr Zeit gebrauchen, um zu einander zu kommen, als eigentlich nothwendig iſt. Es kommt nun noch dazu, daß der größte, und namentlich der männliche, Theil der Einwohner oft mehr als die Hälfte im Jahre außerhalb der eigentlichen Wohnungen zubringt.

Die Stadt hatte im Anfange der dreißiger und ſelbſt noch der vierziger Jahre weit mehr Einfluß als jetzt, wo Sebaſtopol in der Krim an Wichtigkeit gewinnt. Sie diente nämlich früher als Winteraufenthalt für die ganze Bemannung der ruſſiſchen Kriegsflotte im Schwarzen Meere; noch hat auch der ganze Stab derſelben mit den Contreadmiralen an der Spitze ſeinen Sitz in Nikolajeff. Früher überwinterten ebenfalls ſämmtliche Kriegsſchiffe in der Nähe; weshalb auch die Matroſen mit der übrigen Seemannſchaft angewieſen waren, hier ihre Winterquartiere zu beziehen. Jetzt haben ſie dieſe meiſt in Sebaſtopol. Nikolajeff liegt nicht weit von der Vereinigung des Ingul mit dem Bug, der hier einen über eine Stunde breiten Liman bildet und demnach bei einer Länge von 7—8 Meilen auch im Stande war, die ganze Flotte aufzunehmen.

Wir beſuchten zuerſt den Profeſſor der Aſtronomie, Knorre, einen der freundlichſten und liebenswürdigſten Gelehrten in Rußland, den ich ſchon im Jahre 1838 kennen gelernt hatte. Nachdem wir zuerſt unter Leitung des Directors die Sternwarte näher beſehen, wanderten wir zuerſt dem Arſenale zu. Hier arbeiteten über tauſend Menſchen alles das, was eine Flotte von 21 großen und 66 kleinern und größern Fahrzeugen bedarf. Allenthalben herrſchte die größte Rührigkeit und eine Ordnung, wie ſie wohl auch bei einem Etabliſſement der Art ſehr nothwendig iſt. Unſer Führer, ein junger freundlicher Seeofficier, machte uns nach und nach mit den verſchiedenen Werk-

stätten und Niederlagen sämmtlicher Schiffsmaterialien bekannt. Vor allem interessirte uns das Modell eines Linienschiffes, woran auch Alles bis auf das Kleinste nachgebildet war. Man erzählte uns, daß allein das Segelwerk und die Stricke hierzu eine Summe von sechstausend Silberrubeln gekostet hatten. Es liegt außerhalb meines Zweckes, eine Beschreibung alles dessen, was wir gesehen, zu geben, zumal ich doch zu wenig mit den Erfordernissen und Leistungen von dergleichen Anstalten vertraut bin, um ein Urtheil darüber zu haben.

Am andern Tag fuhren wir in aller Frühe über den breiten Bug, um möglichst bald das vierzehn Meilen entfernte Odessa zu erreichen. Die Richtung war eine südwestliche. Wir hatten dasselbe freundliche Wetter, dessen wir uns seit der Abreise aus Oreanda erfreut hatten. Dieselbe Steppe, welche zwischen Nikolajeff und Cherson lag, setzte sich auch jenseits des Bug fort. An die Stelle der Tataren aus der Horde Jedisan, die noch im Anfange der zweiten Hälfte des vorigen Jahrhunderts diese Steppen bewohnten, sind christliche und jüdische Ansiedler getreten. Was den Boden anbelangt, so war er weit fruchtbarer, als der in der Steppe Dshemboiluk oder des tauriſchen Festlandes und selbst als der größte Theil der Krim'schen Halbinsel. Zwar hatte die Vegetation schon lange ihr frisches Ansehen verloren; es fehlten jedoch hier zum großen Theil die weißen Andorn- und Beifuß-Arten, die mir in der Krim so unangenehm gewesen waren, und wurden durch Astern, Senecionen und einige Lippenblüthler, die selbst hier und da noch blühten, vertreten.

Zehntes Kapitel.

Odeſſa.

Reiſefatalitäten; Paß-Angelegenheit; der Pſeudo-Roſen; General Agloſtiſcheff; Anſehen der Stadt; Vergleich der ruſſiſchen Colonien mit denen Englands und Nordamerika's; Odeſſa von der Steppe aus betrachtet; Boulevard, die große Treppe; die Peſt von 1838; Statiſtiſches; die Winde; Chutors; der Hafen und die Rhede; Odeſſa als Vermittlerin mit dem Innern; Handelsgegenſtände; Abreiſe; Beßarabien; Lemberg; Krakau; Ankunft in Jena.

Es war doch ziemlich ſpät geworden, als wir in Odeſſa anlangten und in einem einigermaßen unſern Wünſchen entſprechenden Wirthshauſe ein leidliches Unterkommen fanden. Wir hatten auf den Poſtſtationen mannigfachen Aufenthalt gehabt; ohne den kaiſerlichen Poſtſchein, der mir eine unbeſtimmte Anzahl von Pferden zur Verfügung ſtellte, möchten uns wohl neue Unannehmlichkeiten entſtanden ſein. Die Kaleſche war nicht im Poſtſcheine eingetragen und ſo entſtand hier und da bei dem einen oder dem andern Poſtmeiſter das Bedenken, daß ich dieſen gerade nicht auf eine ehrliche Weiſe erhalten haben möchte. Es kam noch dazu, daß Niemand von uns einen Orden hatte, noch irgend einen Titel oder Rang von Einfluß beſaß; und doch waren Papiere mit ſolchen Vollmachten einem Ausländer ausgeſtellt. Man ſchüttelte den Kopf, wagte aber nicht, mir das vorzuenthalten, wozu ich ein Recht hatte.

Am meiſten gab der Ort, wo ich Rußland verlaſſen wollte, nämlich Brody in Galizien, den Poſtmeiſtern allerhand Bedenken. Man hatte allerdings in Tiflis ein Verſehen gemacht, daß man einen nicht ruſſiſchen Ort als Endziel für Rußland in den Poſtſcheine eingetragen hatte; es kam nun noch dazu, daß eigentlich Niemand recht wußte, wo Brody lag. Die Poſthalter ſind aber ſtreng angewieſen, alle Reiſenden nur nach dem Orte zu führen, der auf dem Poſtſchein eingetragen iſt. Bevor wir daher in der Kaleſche einſtiegen, wurden

wir stets erst gefragt, wo denn eigentlich Brody läge und nach welcher Richtung der Postillon zu fahren hätte? Dieser Unkenntniß verdankten wir es, daß wir, ohne dazu das Recht zu haben, die ganze Krim mit Postpferden besucht hatten. Nur einmal, als wir nach einem und demselben Orte im Verlaufe einiger Wochen wieder kamen, erkannte uns der Postmeister und meinte ganz naiv, daß wir wohl die Richtung nach Brody verfehlt hätten. Er mochte wohl bemerkt haben, daß wir die Unkenntniß der Postmeister benutzt hatten, um eine Vergnügungsreise zu machen. In Rußland muß man nämlich erst, insofern man nicht die Reise im Dienste der Krone macht, die Erlaubniß, sich der Postpferde bedienen zu können, erkaufen; der Preis richtet sich nach der Anzahl der Meilen, die man zurückzulegen hat. Wurde ich nun demnach auch so angesehen, als reiste ich im Allerhöchsten Auftrage, und hatte man mir deshalb in Tiflis auch einen sogenannten Kronspostschein unentgeltlich ausgestellt, so durfte ich doch nicht von der mir vorgeschriebenen Reiseroute abweichen, und mußte, insofern ich eine Vergnügungsreise dabei machen wollte, für diese einen besondern Postschein lösen.

Das Erste, was ich in Odessa zu thun hatte, war die Vermittelung des Preußischen Consuls in Anspruch zu nehmen, damit ich endlich mit einem russischen Passe versehen, meine Weiterreise antreten konnte. Es war für mich ein großes Glück, daß ich persönlich mit dem Preußischen Consul bekannt und meine Person daher leicht zu rectificiren war. Ein Betrüger hatte nämlich einige Tage vorher versucht, indem er sich für meinen frühern Reisegefährten, den jetzigen Consul in Jerusalem, Dr. Rosen, ausgab, von dem preußischen Consulate eine nicht unbedeutende Summe Geldes zu erheben. Es hatte zufällig in einer der russischen Zeitungen gestanden, daß Dr. Rosen sich von mir getrennt habe und sich auf der Reise nach Odessa befände, um von da nach Konstantinopel, seinem neuen Berufsorte, zu gehen. Das Consulat war auch in der That angewiesen, uns, insofern wir Odessa auf der Reise berühren sollten, mit Rath und That zu unterstützen. Der Herr Dr. Pseudo-Rosen spielte seine Rolle so gut, daß er wahrscheinlich seinen schlauen Betrug in

Ausführung gebracht hätte — wenn ich nicht dazu gekommen wäre. Ohne Zweifel war ihm meine Ankunft zur Kenntniß gekommen.

Mein Empfang daselbst war deshalb auf dem preußischen Consulate, wie man sich wohl auch denken kann, im Anfange etwas mysteriös. Es wurde von den Leuten, welche auf dem Bureau vorhanden waren, heimlich gesprochen. Ich sah wohl, zumal auch hier und da ein verstohlner Blick auf mich fiel, daß ich der Gegenstand des heimlichen Gespräches sein mochte; ich konnte aber um so weniger die außerordentlich höfliche Behandlung des Bureauchefs begreifen. Man suchte mich absichtlich länger aufzuhalten, als es nöthig schien. Es gingen Einige fort und kamen bedeutungsvoll wieder. Endlich wurde ich aus dieser peinlichen Verlegenheit erlöst, indem der Consul selbst, den ich im Jahre 1838 hier kennen gelernt, und zu dem ich während meines achtwöchentlichen Aufenthaltes in Odessa in geselliger Beziehung gestanden hatte, plötzlich kam, mich scharf in's Auge faßte und sogleich auf das Freundlichste begrüßte. Unter Lachen erfuhr ich, daß man mich bis dahin für einen Betrüger, den falschen Dr. Rosen aber für den ächten gehalten habe. Mein Anzug, der keineswegs nach so einer langen Reise in nicht civilisirten Ländern mehr für eine feine Kaufmannswelt passen mochte, hatte ebenfalls dazu beigetragen, meine Person in ein falsches Licht zu stellen. Herr Pseudo-Rosen ließ sich aber nicht mehr sehen und alle Bemühungen waren vergebens, den Betrüger zu ergreifen.

Meine Paß-Angelegenheit verursachte mir trotzdem mancherlei Schwierigkeiten, denn man war selbst von Seiten des preußischen Consulates der Meinung, daß ich mit meinem russischen Passe Mißbrauch getrieben und ihn wahrscheinlich einem unglücklichen Polen zur Flucht gegeben hätte. Man hielt es hier, wie in Sympheropol schlechterdings für unmöglich, daß ich ein Jahr lang in Rußland herumreisen konnte, ohne mit einem Paß versehen zu sein. Der Chef des Paßbureaus hielt die Angelegenheit für so gewichtig, daß er sie an den Kriegsgouverneur, General Agloftischeff weiter berichtete.

Zum Glück war ich diesem von meiner ersten Reise im Kaukasus her ebenfalls persönlich bekannt; ich hatte selbst im Jahre 1837,

wo General Agloſtiſcheff Gouverneur von Imerien (Imerethi) in Transkaukaſien war, einige Tage in ſeinem gaſtfreundlichen Hauſe zu Kutais zugebracht. Er hatte mich als Gelehrten kennen gelernt, dem politiſche Motive gewiß fern lagen. Und doch gab er erſt nach kräftiger Unterſtützung und einer Art Gutſage von Seiten des preußiſchen Conſuls den Befehl, mir einen Paß auszufertigen. Selbſt aber mit dieſem verſehen, trug der Kanzleichef immer noch Bedenken, ihn in Ausführung zubringen, und conferirte noch einige Mal mit ſeinem Vorgeſetzten. So groß war das Mißtrauen!

Odeſſa iſt eine ganz eigenthümliche Stadt, in der wohl alle Völker Europas vertreten ſind. Wegen dieſer mannigfachen Bevölkerung hat ſie große Aehnlichkeit mit Tiflis, nur daß hier das Völkergewirre noch großartiger iſt und, wegen des mehr öffentlichen Lebens im Oriente, auch ſichtbarer wird. Auch iſt in Tiflis das aſiatiſche Element mehr vertreten, während in Odeſſa ſich mehr Europäer als Aſiaten aufhalten. Odeſſa iſt zwar eine ruſſiſche Handelsſtadt; aber das ruſſiſche Gepräge beſitzt ſie in ſo geringem Grade, daß man eher alles andere vermuthen ſollte. Die Zahl der eigentlichen Ruſſen iſt zu der der Griechen, Italiener und Deutſchen in keinem Verhältniſſe. Nur das Militair und die Schaar der Beamten iſt ruſſiſch; ſelbſt unter den Letztern befinden ſich aber auch viele Nicht-Ruſſen, hauptſächlich Franzoſen und Deutſche.

Von faſt ganz Europa beſitzt Odeſſa etwas. Im Aeußern und hauptſächlich im öffentlichen Leben, in der Oper und in den Gebäuden erkennt man die ſüdeuropäiſche Stadt mit vorherrſchend italieniſcher Phyſiognomie. Die Kaufläden erſten Ranges ſind den franzöſiſchen nachgebildet, ohne jedoch dieſe in Eleganz und Feinheit erreicht zu haben, obwohl Franzoſen, hauptſächlich für Luxusgegenſtände, deren Inhaber ſind. Der Handwerkerſtand iſt, wie faſt überhaupt in ganz Rußland, deutſch; deutſche Gärtner aus den nahen Colonien verſehen zum großen Theil die Märkte mit Gemüſe. Obwohl die Geſelligkeit ſich franzöſiſche Modelle zur Richtſchnur genommen hat und die franzöſiſche Sprache in allen Geſellſchaften hauptſächlich geſprochen wird, ſo ſieht man doch auch das Streben nach

englischer Sitte. Diese spricht sich ganz besonders in den geschlossenen Gesellschaften aus. Die Ursache liegt darin, daß Fürst Woronzoff in England erzogen wurde und fortwährend für englisches Wesen eine Vorliebe an den Tag legt.

Von Rußland aus nennt man gern Odessa das russische Florenz. In manchen Dingen hat es allerdings eine entfernte Aehnlichkeit, aber im Allgemeinen möchte es doch mehr im Scherze gemeint sein, als im Ernste, denn von all den Schönheiten, die Florenz auf jeden Schritt bietet, sucht man vergebens etwas in Odessa, wo allenthalben die Neuheit und nur das Streben nach Kunst und Verschönerung, nicht aber ihre Gediegenheit, entgegen tritt. Odessa hat allerdings, wie schon gesagt, mehr das Ansehen einer italienischen Stadt, da hauptsächlich die Häuser mit flachen Dächern darauf hinweisen, aber die breiten Straßen und die gemessen neben einander hergehenden Bewohner erinnern doch zu lebhaft an Rußland. In einer Hinsicht stimmen auch Italiener und Russen mehr mit einander, als mit andern Völkern überein, nämlich in Mangel an Reinlichkeit, hauptsächlich bei den niedern Classen. Die Wirthshäuser sind in Rußland wo möglich noch schlechter als in Italien. Die saubern und netten Zimmer mit reinlichen Betten sucht man in Italien zum großen Theil eben so vergebens als in Rußland. Selbst in Petersburg, Moskau und Odessa erhält man in den Wirthshäusern nur lederne Matratzen und Kopfkissen, ohne alle linnene Ueberzüge. Man muß deren Benutzung, wenn sie vorhanden sind, ziemlich theuer bezahlen. Ein Silberrubel ist der gewöhnliche Preis. Der Russe hat sich so sehr daran gewöhnt, auf Reisen nicht allein sein ganzes Bettzeug, sondern auch sämmtliche Utensilien zum Waschen, so wie zur Theebereitung mit sich zu führen, daß er auch in den größern Städten, wo man alles dieses haben sollte und vielleicht auch haben könnte, keine Ausnahme macht. Jeder Nicht-Russe, der dieses nicht thut und deshalb gegen die Nationalsitte verstößt, wird, wenn er etwa unwillig wird und sich beklagt, wegen seiner Unkenntniß der einheimischen Sitte mit einem verächtlichen Achselzucken betrachtet.

Die Russen stehen bei ihren Colonisationsversuchen gerade im

umgekehrten Verhältnisse zu andern Völkern, namentlich zu den Engländern und Amerikanern. Diese beiden am Meisten colonisirenden Völker sind vor Allem darauf bedacht, sich selbst, wenn sie sich in einem noch so entlegenen Winkel der Welt angesiedelt haben, den Ort ihres neuen Aufenthaltes so schnell als möglich bequem zu machen und zunächst mit ihren anwohnenden Landsleuten in möglichst nahe Verbindung zu treten. Vor Allem machen sie deshalb Wege und erbauen Wirthshäuser; diesen folgen, wenn die Bevölkerung zunimmt, rasch andere Communicationsmittel, selbst Eisenbahnen. Die frühere Einöde ist oft schon in einigen Jahrzehnten geschwunden. Nicht so der Russe, dem das Bedürfniß sich seinen Mitmenschen anzuschließen, in weit geringerm Grade eigen ist. Er bekümmert sich zunächst nur um die Scholle, auf der er angewiesen ist; ihm ist es gleich, wie andere Leute, die er gar nicht weiter vermißt, zu ihm kommen, oder ob sie mit ihm in Verbindung treten wollen. Diese Gleichgültigkeit gegen Fremde hat der Russe selbst nicht bei einer Stadt wie Odessa verleugnet, die in der kurzen Zeit von drei Vierteln eines Jahrhunderts einen so raschen Aufschwung erhalten hat, daß sie beinahe 100,000 Einwohner zählt.

So viel Schönes in der That auch Odessa für den Fremden besitzt und so viel Anziehendes es auch bieten könnte, so wird doch nicht leicht Jemand sich in der großen Stadt heimisch fühlen, denn jeder Comfort fehlt. Selbst in Konstantinopel und Smyrna, zweien Türkenstädten, kann, abgesehen von ihrer reizenden Lage, jeder Europäer sich weit eher gefallen, als in Odessa. Es steht dieses in grellem Gegensatze zu dem luxuriösen Leben der reichern Einwohner, bei denen hauptsächlich aber wiederum mehr orientalischer Prunk herrscht, als jener Comfort, der nirgends in Europa in dem Maße zu finden ist, wie in England.

Man sollte kaum glauben, daß eine Stadt, die eigentlich nur auf die innern Provinzen angewiesen und durch deren Producte reich geworden ist, auch gar nichts gethan hat, um den armen Bewohnern Neurußlands und Beßarabiens ihre Verbindungen zu erleichtern. So viel ich weiß, sind bis jetzt Odessa's Straßen noch

nicht gepflastert, sondern nur makakamasirt. Aber selbst diese Chaussirung der Wege hört auf, wie man die Barriere überschreitet. So lange es gut Wetter und der Boden trocken ist, geht es noch, denn man kommt in der endlosen Steppe rasch vorwärts. Aber wehe dem Reisenden, der in einer schlechtern Jahreszeit, bei Regen und Sturm gezwungen ist, landeinwärts zu gehen. Bodenlose Wege vermögen ihn Tage lang aufzuhalten. Es ist noch gut, wenn er nicht verwöhnt ist und sich der sogenannten Telege, kleiner und leichter Postwagen ohne Sitze, bedient. Mit unsern schweren Kutschen oder Kaleschen möchte er nur langsam vorwärts kommen.

Wenn man aus der Steppe, wie wir, nach Odessa kommt, so traut man kaum seinen Blicken, wenn man nach und nach die Reihen prächtiger Häuser, in ihren Conturen immer schärfer hervortretend, erschaut und mit einem Male, nachdem man lange nichts weiter als Himmel und Steppe gesehen, die Cultur mit allem ihrem Schaugepränge erblickt. Odessa liegt hoch auf einem Hügel, der hauptsächlich nach dem Meere zu ziemlich steil abfällt. Milliarden von Muscheln, aus denen der Steppenkalk besteht, sind hier zu ziemlich festem Gestein vereinigt und tragen auf ihrem Rücken viele hölzerne Barakken, nicht weit von prächtigen Schlössern. Schade, daß selbst in der sonst so reinen Herbstluft doch über Odessa stets in Folge des vielen Staubes ein grauer Dunst gebreitet ist, der nie eine klare Ansicht gestattet. Dieser Dunst, aus den feinsten Theilen des Steppenkalkes bestehend, ist um so unleidlicher, als er, hauptsächlich bei Fremden, höchst nachtheilig auf die Augen wirkt und gar zu leicht gefährliche Entzündungen hervorruft.

Ich habe bis jetzt weniger zum Vortheile des russischen Florenz gesprochen, aber doch bereits angedeutet, daß die Stadt auch Manches besitzt, was selbst jeder Russenfeind anerkennen muß. Sie bietet zunächst im Innern wie im Aeußern einen freundlichen Anblick dar. Vor Allem ist die Seite nach dem Meere zu in der That mit einer Reihe von prächtigen Häusern und Palästen geschmückt, wie sie jeder, auch der schönsten Stadt, zur Zierde gereichen würden. Der Fürst Woronzoff, die höchsten Staatsbeamten und die reichern Kaufleute

haben daselbst ihre Wohnungen. Ein prächtiger mit Alleebäumen bepflanzter Spaziergang nimmt einen ziemlich breiten Raum zwischen dieser Häuserreihe und der Kante des Berges, wo er ziemlich jäh abfällt, ein, so daß, namentlich an schönen Herbstabenden, Hunderte von Spaziergängern sich nicht weniger der angenehmen und kühlenden Seeluft erfreuen, als sie sich gern mit ihren Blicken in dem weiten Meere, dem treuen Bilde der Unendlichkeit, verlieren. Man nennt den Spaziergang am hohen Ufer den Boulevard. Ziemlich in der Mitte ist er halbmondförmig erweitert und trägt die Bildsäule eines Mannes, der sich um die Stadt sehr große Verdienste erworben hat, des Herzogs von Richelieu. Man hätte keinen geeigneteren Platz wählen können, als da, wo dieser, umgeben von lauter Prachtgebäuden, gleichsam hinausblickt in das weite Meer, von dem die damals schon von ihm geahndete Größe kam.

Eine Treppe von einer Schönheit, wie sie keine zweite Stadt der Welt aufzuweisen hat, führt den Abhang hinunter nach dem Strande und nach dem Hafen hin. Mir schien die Breite von 200 Fuß zu der Höhe von 80 Fuß zu groß; etwas schmäler würde sie unbedingt großartiger ausgesehen haben. Ungeheure Gewölbe tragen die Steinmassen der Treppe; unter ihnen ist wiederum der Raum zur Verbindung des freien Verkehres benutzt. So leblos manche Theile der weitläufigen Stadt auch sind, so geräuschvoll ist es hier, wo Hunderte von Wagen beständig Waaren bringen, weniger mit sich nehmen, und Tausende von Menschen beschäftigt sind, die Verbindung zwischen dem Westen und Osten Europa's herzustellen.

Eine Schlucht, die zur Verschönerung der Stadt sehr gut und sehr leicht benutzt werden könnte, trennt im Süden den Boulevard von einem andern Theile der Stadt, der nur zum geringen Theile der Oeffentlichkeit übergeben ist. Hier stand früher die türkische Veste Hadschi-Bei, welche Admiral Ribas im Jahre 1794 wegnahm und bald darauf wiederum als Odessa erbaut wurde. Man glaubte nämlich in Petersburg, daß hier die alte Stadt Odessus gestanden habe. In diesem daher ältesten Theile liegt noch die Citadelle, außerdem das Lazareth und das sogenannte Pestviertel. Ich vermochte nicht, ohne

daß ein gewiſſer Schauder mich überfiel, eine Gegend zu betreten, wo ich im Januar 1838 bei meinem erſten Aufenthalte in Odeſſa Gelegenheit hatte, die Peſt mit ihrer ganzen Gräßlichkeit in der Nähe zu beſehen. Damals begleitete ich den Fürſten Woronzoff mehrmals auf ſeinen Inſpectionen und ſah Unglückliche, welche von der ſcheußlichen Krankheit ergriffen waren, um nur in ſehr geringer Anzahl der Geſundheit wiedergegeben zu werden. Ich erſchaute damals mit eigenen Augen, wie die an der Peſt Verſtorbenen in eine Grube mit ungelöſchtem Kalke verſenkt wurden. Man hatte es in dieſer gefahrvollen Zeit nur der Energie und aufopfernden Sorgfalt des Fürſten zu verdanken, daß die Peſt nicht weiter um ſich griff und dadurch vielem Unglücke vorgebeugt wurde. Es war damals ein eigenthümthümliches Zuſammentreffen, daß die Stadt zu gleicher Zeit auch von einem Erdbeben heimgeſucht wurde, was jedoch zum Glück nur einige Secunden anhielt und deshalb (wenigſtens in der Stadt) nur unbedeutenden Schaden angerichtet hatte. So viel mir bekannt iſt, wurde Odeſſa nur zwei Mal von der Peſt heimgeſucht, im Jahre 1812 und 1838. Während aber bei weit geringerer Bevölkerung im Jahre 1812 gegen 2000 Menſchen unterlagen, ſtarben bei den raſch ergriffenen Maßregeln des Fürſten 1838 nur 123.

Wenn auch der Boulevard mit der Treppe ohne allen Zweifel den ſchönſten Theil der Stadt darbietet, ſo beſitzt dieſe doch auch in andern Gegenden noch manche Schönheiten. Vor Allem haben die ſogenannten Colonnaden mir ſtets gefallen, ſo oft ich ſie betrachtete, da der Styl, in dem ſie erbaut ſind, ſich in freundlicher Harmonie zu den ringsum ſtehenden Gebäuden befindet. Auch die Oper, das Lyceum Richelieu, das Lazareth, die Kaſernen, das Waiſenhaus, das Schloß des nun verſtorbenen Grafen Ettling und Anderes mehr verdient einer Erwähnung. Wenn übrigens auch nicht in dem Grade, wie in türkiſchen Städten, z. B. in Konſtantinopel, elende Hütten neben prachtvollen Schlöſſern ſtehen, ſo iſt doch auch in Odeſſa der Contraſt bisweilen zu groß, ſobald man Häuſer dicht neben einander ſieht, von denen das eine an Großartigkeit und Eleganz mit ähnlichen Gebäuden in den Hauptſtädten Europas wetteifert, das andere hingegen

kaum den bescheidensten Ansprüchen eines nicht verwöhnten Kleinstädters genügen dürfte.

Odessa hat seit der Zeit meiner zweiten Anwesenheit, nach mir zugegangenen Berichten, wiederum bedeutend zugenommen. 1838 zählte es in gegen 2500 Häusern ziemlich 50,000 Einwohner; sechs Jahre später, also 1844, war die Einwohnerschaft schon auf einige und 60,000 gestiegen und nun nach zehn Jahren soll es über 90,000, nach Andern sogar ziemlich 100,000 Einwohner besitzen. Ob dieser rapiden Vergrößerung die jetzigen Kriegsverhältnisse ein Hinderniß entgegensetzen werden, muß die nächste Zeit lehren. Wir haben schon oft gesehen, daß reiche Städte eben so schnell durch andere verdunkelt wurden, als sie bis hierher verdunkelt hatten.

Acht öffentliche Plätze besitzt Odessa. Möglich, daß diese später, wenn erst großartigere Gebäude in ihrem Umkreise erbaut sind, einen angenehmeren Eindruck machen und nicht mehr das Bild einer langweiligen Oede geben. Für jetzt sind selbst die Kirchen mit ihren Thürmen, die man zum Theil daselbst erbaut hat, keineswegs genügend. Straßen wurden mir vor zehn Jahren einige und sechzig genannt, Kirchen hingegen achtundzwanzig. Die Stadt selbst besitzt zwei Vorstädte, von denen die eine am Fuße des Hügels liegt. Außerdem werden aber noch zwölf Dörfer zu Odessa gerechnet. Eine einfache Mauer umgiebt die eigentliche Stadt und ist mehr zur Verhinderung von Zolldefraudationen berechnet als zur Vertheidigung. Trotzdem nennt man Odessa in der neuesten Zeit eine befestigte Stadt; wahrscheinlich ist es allerdings, daß außer der Citadelle im Verlaufe der drohenden Kriegsverhältnisse noch eine Zahl von Thürmen und sonstigen Befestigungen erbaut worden sind. Am Meisten mag man in dieser Hinsicht an eine Sicherung des Hafens gedacht haben.

Was nun diesen selbst anbelangt, so kann er nur auf Mittelmäßigkeit Anspruch machen. Zwar ist die Einfahrt bequem und eben so läßt der Ankergrund nichts zu wünschen übrig, aber doch scheint er für Schiffe von sehr großem Tonnengehalte nicht genug Tiefe zu haben. Ein sehr großer Fehler ist aber, daß er zu offen da liegt und grade den gefährlichsten Winden, den Süd- und Südost-

winden, mehr oder weniger Preis gegeben ist. Diese wehen besonders heftig zur Zeit der Tag- und Nachtgleichen und sind es hauptsächlich, welche im Schwarzen Meere schon große Verwüstungen hervorgerufen und Tausende von Schiffen dem Untergange Preis gegeben haben. Es kommt noch dazu, daß die drei mächtigen Flüsse Bug, Dnjestr und Donau große Wassermengen in entgegengesetzter Richtung dem Meere zuführen und, wenn Süd- oder Südost-Winde grade herrschen, die sogenannten gehackten Wellen erzeugen. Wehe den Schiffen, die deren verderbenden Einflüssen ausgesetzt sind. Die Fälle sind ferner auch gar nicht selten, wo eine ungeheure Welle, welche bereits das Schwarze Meer in seiner größten Breite durchlaufen hat, sich mitten in den Hafen wälzt und sich über die dort liegenden Schiffe ergießt. Glaubwürdige Männer, die auf dem Boulevard wohnten und oft genug Zeuge gewesen waren von solchen einstürzenden Wellen, konnten mir das Getöse und Krachen, unter denen dieses geschieht, nicht arg genug schildern. Es ist selbst vorgekommen, daß Schiffe, welche noch in keinem der beiden sicheren Häfen eingelaufen waren, von dem zurückprallenden Wasser aus der Rhede fortgerissen und im offenen Meere einer neuen Schlagwelle entgegengeführt wurden. Man begreift wohl, daß unter solchen Umständen das Schiff meist rettungslos verloren war.

Im Sommer gehören diese gefährlichen Winde zur Seltenheit. Es wehen dann vorherrschend Nordwinde. Sind diese auch den Schiffen mehr zuträglich, so haben sie doch für die Bewohner der Stadt das sehr Unangenehme, daß sie, besonders in den heißen Juli- und Augusttagen, aus den vertrockneten, ich möchte sagen verbrannten, Pampas und der Steppe eine unerträgliche Hitze, die nur gegen Abend etwas abgekühlt wird, eine Menge Staub mit sich führen. Dieser Umstand ist Ursache, daß die Stadt doch nicht so gesund ist, als sie ihrer hohen Lage halber scheinen sollte. Wer nur irgend kann, verläßt in dieser Zeit seine Stadtwohnung und begiebt sich, oft in ziemlicher Entfernung von Odessa, auf seinen Landsitz (Chutor), der entweder Eigenthum ist oder gepachtet wird. Durch diese Landsitze hat die Umgebung der Stadt, namentlich im Süden, ein etwas

freundlicheres Ansehen erhalten, zumal die erste Sorge des Besitzers eines solchen Chutor's ist, sich durch Anpflanzungen von Bäumen und Gesträuch einen schattigen und kühlenden Aufenthalt zu verschaffen. Die Regierung unterstützt im hohen Grade alle Bestrebungen der Art und hat bereits nicht unbedeutende Kosten darauf verwendet, ebenfalls Alleen, Haine und Gebüsch anzupflanzen. Im Anfange war es, wie man sich von einer holzleeren Gegend denken kann, ungemein schwierig, da die ersten Aussaaten in der Regel mehr oder weniger fehl schlugen; jetzt wo nun einmal etwas, und wenn auch noch so wenig, Gehölz vorhanden ist, läßt sich dieses leichter vermehren. In dieser Hinsicht ist namentlich von Seiten des botanischen Gartens, der lange Zeit unter der Direction des in mehrfacher Hinsicht bekannten Naturforschers, Professors von Nordmann, stand, viel geschehen.

Doch ich kehre zur Beschreibung des Hafens zurück. Von Seiten des Gouvernements ist alles Mögliche geschehen, um einigermaßen die widrigen Süd- und Südostwinde weniger schädlich zu machen. Vor Allem hat man durch zwei Molen, die die ganze Bucht in drei Abtheilungen bringen, ihren schädlichsten Einfluß, wenigstens für die eigentlichen Häfen, gebrochen. Diese Molen ziehen sich weit in das Meer hinein und haben jede vorn auf ihrer Spitze eine Batterie zur Vertheidigung. Die nördliche von diesen ist die, welche in der neuesten Zeit den Namen der Schegaleff'schen erhalten hat und mit viel Geschick und Kühnheit gegen die Angriffe der Westmächte vertheidigt wurde. Dicht bei der südlichen Batterie steht ein Leuchtthurm, durch den man des Nachts im Stande ist, sicher in die Rhede einzulaufen.

Der mittlere Theil der Hafenbucht bildet die Rhede, während rechts (also mehr südlich) der sogenannte Quarantaine-, links (also mehr nördlich) hingegen der eigentliche Kriegs- oder sogenannte Pratika-Hafen sich befindet. Auf den erstern sind hauptsächlich alle nicht russischen Schiffe, auch wenn sie nicht von verdächtigen Orten kommen, angewiesen. Ein besonderer Raum darin ist für die abbegränzt, welche Quarantaine halten müssen. Darüber liegt auf hohem Ufer

die Citadelle; wehe dem Schiffe, dessen Führer wagen sollte, bevor Erlaubniß gegeben ist, den ihm angewiesenen Ort zu verlassen; es würde in der kürzesten Zeit in Grund und Boden zusammengeschossen sein.

Der Hafen auf der mehr nördlichen Seite ist weit kleiner, aber auch um desto gesicherter gegen die gefährlichen Winde. Er führt den Namen des Pratika-Hafens, in dem die Schiffer in der freien Ausübung ihres Willens (in libera pratica) ungehindert sind, d. h. auslaufen können, wenn sie wollen. In der neuesten Zeit scheint er nur für Kriegs- und die zehn Aufsichtsschiffe bestimmt und allen andern, selbst russischen Capitänen, verschlossen zu sein. Die zehn eben genannten Aufsichtsschiffe haben die Controle für die einheimischen Fahrzeuge und bestimmen die Fahrt derselben zum Einlaufen in den einen oder andern Hafen.

Odessa bildet die Vermittelung zwischen dem Innern Bessarabiens, Neurußlands und selbst zum Theil einiger der mittlern russischen Gouvernements, wie Podoliens, Volhyniens und der Ukraine. Hauptsächlich werden nur Rohprodukte ausgeführt, dagegen bei der bekannten Sperre gegen ausländische Fabrikate nur wenig Gegenstände eingeführt. Diese kommen auch wiederum mehr der Stadt, die, wie bekannt, ein Freihafen ist, zu Gute, als dem innern Lande. Odessa besitzt aus dieser Ursache, obwohl russische Stadt, fast nur sehr wenige russische Erzeugnisse. Alles was man außer Rohprodukten sieht, haben die übrigen Länder Europa's geliefert. Im Durchschnitt setzt der Export jährlich an Geld über 40 Million Silberrubel, also zwei und drei Mal mehr als der Import, in Bewegung.

Die Gegenstände des Exportes sind hauptsächlich Getreide, besonders Roggen, und außerdem Talg und Wolle. Das zuerst genannte kommt hauptsächlich aus der Ukraine, aus Podolien und Bessarabien, die beiden andern Gegenstände hingegen bezieht man aus Neurußland. Der Talg wird am meisten von Engländern gekauft und für die Maschinen benutzt. Meist besteht der letztere aber aus sogenanntem Leichenfett, was aus Fleisch bereitet wird. Dieses hat nämlich, der wenigen Consumenten halber, einen so geringen Preis in

den oben genannten Provinzen Rußlands, daß es zum großen Theil in eigends dazu angefertigte Wasserbehälter geworfen wird, um daselbst eben in Leichenfett umgewandelt zu werden. Was die Wolle anbelangt, so gehört sie den schlechtern Sorten an, und steht im Preise so ziemlich mit der neuholländischen gleich. Die großen Erwartungen, welche man früher sich für Neurußland aus der Schafzucht versprach, haben sich gar nicht gerechtfertigt. Die Merino-Schafe, welche man mit sehr großen Opfern besonders aus Deutschland kommen ließ, sind allmälig wiederum ausgestorben und Steppenschafe an ihre Stelle getreten.

Die Zahl der Schiffe, die jährlich auslaufen, hat in den letzten Jahren gegen 1500 betragen und ist fortwährend im Steigen.

Mein Aufenthalt in Odessa dauerte nur wenige Tage. Die Stadt war mir aber von früher her sehr bekannt, da ich im Anfange des Jahres 1838, trotz Pest und Erdbeben, unter den angenehmsten Verhältnissen in ihr eine schöne Zeit von acht Wochen verlebte. Diese kurze Zeit reichte jetzt aus, um die Erinnerungen von Neuem zu beleben und vor Allem meine frühern Bekannten aufzusuchen; denn es trieb mich mächtig hin nach der Heimath und den Theuren, die diese einschloß. Rasch ging ich über Tiraspol vorwärts; Bessarabien, welches der Dnjestr von Neurußland trennt, betrat ich in Bender, dieser durch den kühnen Zug Karls XII. hinlänglich bekannten Festung. Diese fruchtbare Provinz, wenigstens der Theil nordwestlich vom Meere, berechtigt zu Hoffnungen; allenthalben sah ich angebaute Felder und üppige Wiesen, die mit der Zeit, wenn auch erst rationelle Landwirthschaft Wurzel gefaßt hat, wohl den doppelten und dreifachen Ertrag geben möchten. Bei Nowo-Selitza verließ ich endlich das große russische Reich und betrat die Bukowina, um damit wiederum mehr vaterländischen Sitten und Gebräuchen entgegen zu gehen. Ein deutscher Postwagen erinnerte mich zuerst an das geliebte Vaterland. Ueber Tschernowitz reiste ich in angenehmer Gesellschaft nach Lemberg, hielt mich daselbst ein Paar Tage auf und ging dann weiter nach Krakau, der frühern Residenz der einst mächtigen Polen-Könige. Mehre von ihnen liegen dort begraben. Es

wurde Krakau ſpäter Freiſtadt, aber träumte nur kurze Zeit von der Freiheit, deren ſie ſich auch nie im Ernſt erfreut hatte. Ueber Breslau, Dresden und Leipzig eilte ich endlich Jena, meinem damaligen Wohnorte, zu und langte nach mancher gefahrvollen Zeit, manchen Opfern, großen Mühen und vielen Beſchwerden wiederum am 20. Oktober 1844 daſelbſt an.

Anhang.

I.

Klima und Vegetation der krim'schen Südküste.

Geographische Lage; der Sommer; der Frühling; der Spätherbst; der Winter; Eigenthümlichkeiten in der Vegetation; fremde oder eigenthümliche Gehölze.

Betrachten wir das Klima der Krim, so findet man eine Menge Eigenthümlichkeiten, die noch keineswegs hinreichend erklärt sind. Die Südküste liegt zwischen dem 44. und 45. Grade nördlicher Breite, also in gleicher Entfernung vom Aequator wie etwa das nördliche Italien, namentlich Genua und Venedig. Es kommt noch dazu, daß die Krim Halbinsel ist, also Seeklima besitzt und daß, wenn auch die nördlichen Ebenen den rauhen Winden des östlichen Europa ausgesetzt sind, die südliche Küste durch ein im Durchschnitt 4000 Fuß hohes Gebirge vollkommen geschützt erscheint. Westwinde herrschen vor; sonst kommt die Luftströmung aus Süden. Nach allem diesem sollte man ein gelindes Klima erwarten, was mit dem Norditaliens verglichen werden könnte.

Das Klima ist aber im Allgemeinen hart und entspricht nicht einmal dem von Mailand, was um einen Grad nördlicher liegt; mit dem von Nordfrankreich hat es manches gemein. Es besitzt aber wiederum so viel Eigenthümlichkeiten, daß es in eben so viel Fällen abweicht, als es übereinstimmt. Legt man auf die Pflanzenwelt Gewicht, so könnte noch eher England, und zwar der Theil, der 6—8 Grad nördlicher als die Krim liegt und ebenfalls volles Seeklima besitzt, damit verglichen werden.

Regelmäßige Witterungs-Beobachtungen sind, so viel ich weiß, noch nicht gemacht worden und genaue Jahres- und Monatsisothermen lassen sich noch nicht feststellen. Der Sommer ist im Allgemeinen heiß. Im Durchschnitt herrscht vom Mai bis August eine Wärme von 17—20 Grad R. Das zum großen Theil nackte Gestein der Felsenwände und die Steintrümmer auf dem Abhange vermehren am Tage die Wärme nicht unbedeutend. Erwärmte Luft steigt in die Höhe und wird durch Zufluß vom Meere aus ersetzt. Es herrschen demnach die Sommermonate hindurch am Tage die sogenannten Brisen oder Seewinde vor. Mit Sonnenuntergang tritt Windstille ein und dauert in der Regel die ganze Nacht hindurch. Dieses ist wohl hauptsächlich Ursache, warum die Temperatur des Nachts nur wenig fällt, ja selbst bisweilen höher als am Tage steigt. Die höchste Wärme, die Herr Rögner im Juli beobachtete, betrug einmal 27 Grad R., während sonst das Thermometer an den heißesten Tagen nur 24 Grad zeigte. Die Hitze wird um so fühlbarer, als Regen in dieser Jahreszeit zu den Seltenheiten gehört. Thau ist merkwürdiger Weise auf der Südküste selten und an vielen Stellen selbst gar nicht beobachtet worden. Obwohl das Ufergebirge im Durchschnitt nur eine Höhe von 4000 Fuß besitzt, so sind seine Jailen, d. h. die als Weideplätze benutzten Stellen des Rückens, doch außerordentlich kalt. Hier mögen die kalten Nord-Ost-Winde, die aus Sibirien kommen, ihren Einfluß geltend machen. Während im Sommer die Wärme auf der Küste, selbst noch bei 5—800 Fuß Höhe, sehr selten unter 17 Grad R. sinkt, so sind auf den Jailen 10 und 12, ja selbst 7 Grad eine gewöhnliche Erscheinung.

Die Südküste besitzt eigentlich keinen Herbst, aber einen doppelten Frühling, in so fern man unter Frühling das erneute Erwachen der Vegetation versteht. Der eigentliche Frühling, der mit dem unsrigen hinsichtlich der Zeit übereinstimmt und bald von Anfang oder selbst Mitte April bis Mitte Juni dauert, bald und zwar häufiger, im März beginnt und dann im Mai sein Ende erreicht hat, ist nicht wie bei uns die schönste Jahreszeit; es herrscht hier in jeder Hinsicht und durchaus die größte Veränderlichkeit. Diese Erscheinung

hat übrigens die Südküste mit vielen Ländern des Orientes gemein. Anfang März ist nicht selten das schönste Wetter und die Vegetation beginnt sich üppiger wie gewöhnlich zu entfalten; da tritt im April plötzlich kühles, ja selbst kaltes Wetter ein und das Thermometer sinkt selbst bis unter Null. Es scheint, als wollte nun erst der Winter beginnen.

Weit mehr Annehmlichkeiten bietet der Spätherbst, der eine Art zweiten Frühlinges darstellt. Ein Theil der Sträucher und Bäume treibt von Frischem und erhält sogar frisches Grün. Gegen Ende August nimmt nämlich gewöhnlich die Hitze ab und es treten Herbsttage ein; Regen wechselt mit Wind und schönem Wetter ab. Gegen die Tag- und Nachtgleiche wird aus dem Winde Sturm, der nicht selten in Orkan ausartet und furchtbare Verheerungen hervorruft. In dieser Zeit regnet es viel. Der bis Anfang Septembers dürre, völlig ausgetrocknete Boden zieht begierig die ihm reichlich gebotene Feuchtigkeit an; Quellen, die gegen August hin versiecht waren, werden wieder flüssig.

Hat es sich — wie die Leute mir sagten — bis zu dem 3. und 6. Oktober abgeregnet, so heitert sich plötzlich der Himmel auf und es kommt das schönste Wetter im ganzen Jahre. Während die zweite Hälfte des Oktobers und namentlich der November und December in Deutschland sehr oft eine unangenehme Zeit ist, erscheint diese auf der Südküste der Krim als die freundlichste, wo vor Allem die Gehölze ein neues Leben beginnen. Diese regelmäßig-schönen Tage dauern bis in die zweite Hälfte des Decembers, sehr häufig auch bis Neujahr.

Von nun an wechseln Wind und Regen wiederum mit Sonnenschein ab. Das Thermometer schwankt zwischen 2 — 6 Grad Wärme, fällt bisweilen unter Null, steigt aber auch bis 10 Grad. Der Regen verwandelt sich bisweilen in Schnee, der aber kaum länger als eine Stunde dauert und meist schon schmilzt, wie er fällt. Gegen Ende Februar oder im Anfange des März tritt in der Regel größere Kälte ein und es sinkt das Thermometer nicht selten bis 10 und 12 Grad unter den Gefrierpunkt. Mitte März kommen dann aber häufig

wiederum schöne, wenn auch kalte Tage und halten wohl eine Woche und länger an. Mit der Tag- und Nachtgleiche tritt von Neuem eine Veränderung ein, die gewöhnlich mit Temperatur-Erniedrigung verbunden ist. Es fällt das Quecksilber sehr häufig bis zu — 3 Grad R.

Die Zeit von Ende Januar bis Mitte April weicht aber wiederum in andern Jahren von der Norm, wie ich sie eben gegeben, wesentlich ab. Es soll Jahre gegeben haben, wo im Februar kaum ein Paar Grad Kälte eintraten; damit war auch der Winter zu Ende. Es erinnert mich diese Erscheinung lebhaft an das Klima von Tiflis, wo ich die Winter 1836/37, und 1843/44 verlebte. Den 20. Januar 1837 brachte ich, und zwar ohne mit besonders wärmern Kleidern versehen zu sein, während einer Jagdpartie die Nacht in der Nähe von Tiflis im Freien zu. Es war damals das schönste Wetter, wo die Mandeln anfingen, ihre Blüthen zu entfalten und am 10. Februar in der schönsten Pracht standen. Mitte April wurde es hingegen so kalt, daß man ohne Ueberrock nicht auszugehen wagte.

Auf der Südküste der Krim war im Jahre 1843 bis zum 17. März schönes Wetter; das Thermometer hatte bis dahin nie den Gefrierpunkt erreicht. Im Januar zeigte es sogar einmal 15, im Februar hingegen 13½ Grad Wärme. Plötzlich trat am 18. März Kälte ein, die am 21. bis zu 10 Grad stieg. Erst am 29. März stellte sich wiederum milderes Wetter ein; schon in den ersten Tagen des April zeigte das Thermometer 16 Grad Wärme. Im Jahre 1844, wo ich mich auf der Südküste befand, war der Winter im Allgemeinen gelinder gewesen; aber doch fiel das Quecksilber am 11. April auf + 1 Grad, am 13. April sogar auf — 3 Grad. Im Jahre 1840 hatte man am ersten Osterfeiertage 8 Grad Kälte.

Man kann wohl denken, daß ein solches wechselndes Klima auf die Vegetation keinen guten Einfluß hat. Eine Menge Sträucher und Bäume, die in England im Freien gut gedeihen, kommen auf der Südküste deshalb gar nicht oder nur kümmerlich fort. Aber außerdem bemerkt man noch Eigenthümlichkeiten, die von großem Interesse sind. Während Orangen, selbst bedeckt, gewöhnlich erfrieren und

die Myrte im Freien ein kümmerliches Ansehen erhält, hat eine Dattelpalme (Phoenix dactylifera L.), die selbst jetzt nicht mehr bei Smyrna, wo sie zur Griechenzeit doch gedieh, fortkommt, sieben Jahre lang, wenn auch bedeckt, im Freien ausgehalten. Merkwürdig ist, daß umgekehrt Azaleen und Rhododendren, die sogar bei uns leicht fortkommen, auf der Südküste im Freien nicht gut aushalten wollen. Die sonderbarste Erscheinung bietet unser Wachholder, der weder aus Stecklingen noch aus Samen gezogen auf der Südküste lange dauert und in der Regel schon nach drei und vier Jahren, und zwar immer nach einem Winter, wieder zu Grunde geht.

Alle Bäume haben in der Krim Neigung zur Strauchform, ja sämmtliches Gehölz wird nicht so hoch als bei uns. Selbst der Maßholder besitzt im Durchschnitte auf der Südküste und sonst nur eine Höhe von 12—16 Fuß. Sträucher, welche perennirende Blätter besitzen, wachsen hauptsächlich nur von September bis Neujahr und haben zum großen Theil während der Sommermonate in ihrem Wachsthume einen vollständigen Stillstand. Die übrigen Gehölze treiben jedoch, wie unsere Sträucher, im Frühlinge und zwar in größerer Ueppigkeit. Auch bei ihnen tritt im Sommer, wo wenig Regen und fast gar kein Thau fällt, mehr oder weniger ein Stillstand im Wachsthume ein. Obstaugen erhalten bis Juni oft Mannshöhe und Fingerstärke; im zweiten Jahre besitzen sie nicht selten schon eine nicht unbedeutende Krone. Steinobstkerne im Frühjahre gelegt, keimen schnell und können im zweiten Jahre oft okulirt werden. Ein Sämling der Cupressus pyramidalis Targ. Toz., also unserer gewöhnlichen Cypresse, hatte im vierten Jahre eine Höhe von 12 Fuß. Eine Eigenthümlichkeit der Krim ist es endlich noch, daß die Sommerlevkoje häufig überwintert; eine Erscheinung, die übrigens auch bei uns hier und da vorkommt.

Was die Gemüse anbelangt, so scheinen sie sämmtlich auf der Südküste nicht gedeihen zu wollen. Es fehlt ihnen das Zarte, was namentlich unsere Kohlsorten besitzen. Spinat wird ganz schlecht. Der Salat muß im Herbste gesäet werden, damit er im Frühjahre Köpfe treiben kann. Säet man ihn im Februar und März, so geht

er zwar gut auf, treibt aber sogleich einen Stengel. Erbsen und Bohnen gedeihen nur an Stellen, wo es sehr feucht ist. Künstliche Bewässerungen helfen nicht viel. Alle Rübensorten gehen aus der Erde heraus und erzeugen nur unscheinliche, zum Theil selbst holzige Wurzeln. Es gilt dieses namentlich von der Mohrrübe. Wenn überhaupt Gemüse gedeihen soll, muß der Boden derb gedüngt werden, nach Herrn Rögner sogar bis zu ¾ Dünger enthalten.

Es wird nicht uninteressant sein, wenn ich hier ein Verzeichniß aller der Sträucher und Bäume, welche in der Krim nicht einheimisch sind, aber zu den dortigen Anlagen vielfach benutzt werden, folgen lasse. Man wird unter der Zahl viele finden, die wenigstens im nördlichen und mittlern Deutschland nicht im Freien aushalten. Ich habe diesem Verzeichniß auch einige krautartige Pflanzen beigefügt, indem diese wesentlich zur Verschönerung einzelner Gruppen beitragen und in dem Klima der Südküste mehr oder weniger ausdauern. Um zu sehen, welche Länder besonders beigetragen haben, ist auch das Vaterland hinter dem Namen angegeben. Auch die Gehölze haben eine Stelle gefunden, die in Deutschland zwar wild vorkommen, aber auf der Krim nicht einheimisch sind. Es versteht sich von selbst, daß mehre, namentlich tropische, im Winter bedeckt werden.

I. Magnoliaceae.

1. Magnolia grandiflora L. Nordamerika.
2. « macrophylla Mich. Ebend.
3. « obovata Thunb. Japan.
4. « fuscata Andr. China.
5. « umbrella Desc. Nordamerika.
6. « acuminata L. Nordamerika.
7. Illicium anisatum L. Japan, China.
8. Liriodendron tulipiferum L. Ebend.

II. Anonaceae.

9. Asinina triloba Dun. Pennsylvanien, Florida.

III. Menispermeae.

10. Menispermum canadense L. Nordamerika.
11. Cocculus laurifolius Dec. Oſtindien.

IV. Berberideae.

12. Mahonia trifolia Schult. Mexiko.
13. « fasciculata Sims. Neugranada.
14. « diversifolia Sweet. Laplata-Staaten.
15. Berberis iberica Stev. Kaukaſusländer.
16. « vulgaris L. Europa, Orient.
17. Epimedium pinnatum Fisch. Perſien.

V. Ranunculaceae.

18. Clematis florida Thunb. Japan.
19. « azurea Sieb. β. grandiflora. Japan.
20. « odorata Wall. Oſtindien.
21. « himalaica? (nepalensis DC. oder montana Buch.?)
22. Paeonia Moutan Sims. China.

VI. Tamariceae.

23. Tamarix tetrandra Pall. Südrußland.

VII. Cistineae.

24. Cistus laurifolius L. Spanien.

VIII. Cruciferae.

25. Iberis sempervirens L. Südeuropa.

IX. Ternstroemiaceae.

26. Aristotelia Macqui l'Herit. Chili.
27. Gordonia Lasianthus L. Nordamerika.
28. « pubescens Lam. Carolina.
29. Stewartia Malachodendron L. Nordamerika.
30. Camellia reticulata Lindl. China.
31. « japonica L. Japan.
32. Thea Bohea L. China, Japan.
33. « viridis L. China.

X. Sterculiaceae.

34. Sterculia platanifolia L. fil. China, Japan.

XI. Aurantiaceae.

35. Citrus Aurantium L. Nordafrika.

XII. Meliaceae.

36. Melia Azedarach L. Orient, Oſtindien.
37. « Azadirachta L. Oſtindien.

XIII. Pittosporeae.

38. Pittosporum Tobira Ait. China, Japan.

XIV. Hypericineae.

39. Hypericum balearicum L. Balearen.
40. « calycinum L. Orient.
41. Androsaemum officinale All. Südeuropa, Orient.

XV. Tiliaceae.

42. Tilia grandifolia Ehrh. Mitteleuropa.

XVI. Malvaceae.

43. Hibiscus syriacus L. Syrien.

XVII. Hippocastaneae.

44. Aesculus Hippocastanum L. (?) Thibet.

XVIII. Sapindaceae.

45. Koelreuteria paniculata Laxm. China.

XIX. Diosmeae.

46. Correa alba Andr. Neuholland.

XX. Coriarieae.

47. Coriaria myrtifolia L. Südeuropa, Nordafrika.

XXI. Meliantheae.

48. Melianthus major L. Südafrika.

XXII. Zanthoxyleae.

49. Ptelea trifoliata L. Nordamerika.

XXIII. Connaraceae.

50. Cneorum tricoccum L. Oeſtliches Südeuropa.
51. Ailanthus glandulosa Dsf. China, Oſtindien.

XXIV. Anacardiaceae.

52. Rhus Cotinus L. Orient, östliches Europa.
53. « Coriaria L. Ebend.
54. « typhina. Nordamerika.
55. Pistacia Terebinthus L. Orient, südl. Osteuropa.

XXV. Iuglandeae.

56. Pterocarya caucasica Kunth Kaukasusländer.
57. Iuglans regia L. Südeuropa, Orient.

XXVI. Mimoseae.

58. Acacia Iulibrissin Willd. Orient.
59. « Farnesiana Willd. Westindien.
60. « dealbata Lk. Neuholland.
61. « Cavenia Bert. Chili.
62. « acanthocarpa Willd. Neugranada.

XXVII. Caesalpiniaceae.

63. Cercis Siliquastrum L. Oestliches Südeuropa.
64. « canadensis L. Nordamerika.
65. Gymnocladus canadensis Lam. Nordamerika.
66. Ceratonia Siliqua L. Südeuropa, Nordafrika.
67. Cassia marylandica L. Nordamerika.
68. « tomentosa L. Südamerika.
69. Gleditschia caspica Dsf. Orient.
70. « triacanthos L. Nordamerika.
71. « sinensis Lam. China.

XXVIII. Papilionaceae.

72. Edwardsia microphylla Salisb. Neuseeland.
73. « grandiflora Salisb. Ebend.
74. Sophora japonica L. Japan, China.
75. Erythrina Crista galli L. Brasilien.
76. Phaseolus Caracalla L. Ostindien.
77. Coronilla glauca L. Süd-Westeuropa.
78. Robinia Pseudacacia L. Nordamerika.
79. « viscosa Vent. Ebend.

80. Caragana frutescens Dec. Sibirien.
81. Calutea orientalis Lam. Orient.
82. « arborescens L. Südeuropa.
83. Spartium junceu n L. Südeuropa.
84. Ulex europaeus L. Westeuropa.
85. Cytisus Laburnum L. Ebend.
86. Genista florida L. Spanien.

XXIX. Amygdaleae.

87. Prunus Laurocerasus L. Südeuropa, Orient.
88. « Armeniaca L. Orient. (?)
89. « domestica L. Vaterland unbekannt.
90. « insititia L. Mitteleuropa.
91. « Cerasus L. Kleinasien, Pontus.
92. « avium L. Ebend.
93. Amygdalus communis L. Südeuropa. (?)
94. « Persica L. Persien. (?)

XXX. Rosaceae.

95. Rubus rosaefolius Sm. Insel Mauritius.
96. Rosa semperflorens Curt. Ostindien.
97. « sempervirens L. Südöstliches Europa.
98. « Noisettiana Red. Ostindien.
99. « Grevillei Hook. China.
100. « Banksiae R. Br. Ebend.
101. « bracteata Roxb. Ebend.
102. « indica L. China, Ostindien.
103. « Thea Hort. Ostindien.
104. « involucrata Roxb. Ostindien, China.
105. « moschata Ait. Orient.
106. « Centifolia L. Vaterland unbekannt.
107. « gallica L. Süd- und Mitteleuropa.
108. « alba L. Vaterland unbekannt.
109. « pimpinellifolia L. Orient.
110. « altaica Willd. Sibirien.

111. Rosa Eglanteria L. Südeuropa.
112. « cinnamomea L. Mittel- und Südeuropa.

XXXI. Pomaceae.

113. Pyrus communis L. Südeuropa und Orient.
114. « Malus L. Ebend.
115. Cydonia vulgaris Pers. Südeuropa, Orient.
116. « japonica Pers. Japan.
117. « lusitanica Borkh. Spanien, Portugal.
118. Raphiolepis indica L. Ostindien, China.
119. « salicifolia Lindl. China.
120. Photinia serrulata Lindl. Japan.

XXXII. Calycantheae.

121. Calycanthus floridus L. Karolina.
122. Chimonanthus fragrans Lindl. Japan, China.

XXXIII. Granateae.

123. Punica Granatum L. Orient.

XXXIV. Myrteae.

124. Myrtus communis L. Südeuropa.

XXXV. Salicariaceae.

125. Lagerstroemia indica Dec. China, Japan.

XXXVI. Rhamneae.

126. Colletia ferox Gill. et Hook. Chili.
127. Rhamnus Alaternus L. Südeuropa, Orient.
128. Paliurus australis Grtn. Orient.

XXXVII. Celastrineae.

129. Celastrus scandens L. Nordamerika.
130. « buxifolius L. Südafrika.
131. Evonymus japonicus L. Japan.

XXXVIII. Saxifrageae.

132. Escallonia rubra Pers. Chili.
133. « floribunda H. B. K. Neugranada.
134. « spectabilis Hort. Vaterl. unbekannt.
135. Hydrangea Hortensia Dec. China.

XXXIX. Onagrariaceae.

136. Fuchsia coccinea L. Südamerika.
137. « fulgens Moç. Sees. Mexiko.

XL. Ribesiaceae.

138. Ribes Uva crispa L. Vaterland unbekannt.
139. « Grossularia L. Ebend.
140. « reclinatum L. Kaukasus. (?)
141. « rubrum L. Südeuropa.
142. « alpinum L. Süd- und Mitteleuropa.
143. « aureum Pursh. Nordamerika.
144. « sanguineum Pursh. Ebend.

XLI. Cacteae.

145. Opuntia coccinellifera Mill. Südamerika.

XLII. Passifloreae.

146. Passiflora coerulea L. Peru.
147. « racemosa Brot. Brasilien.
148. « hybrida Hort. Vaterland unbekannt.

XLIII. Umbelliferae.

149. Bupleurum fruticosum L. Südeuropa, Nordafrika.

XLIV. Corneae.

150. Aucuba japonica L. Japan.
151. Benthamia fragifera Endl. Nepal.

XLV. Caprifoliaceae.

152. Lonicera Periclymenum L. Mittel- und Südeuropa.
153. « Caprifolium L. Südeuropa.
154. « sempervirens L. Nordamerika.
155. « chinensis Wats. China.
156. Symphoricarpos vulgaris Mich. Nordamerika.
157. Viburnum Opulus L. Europa, Orient.
158. « Tinus L. Südeuropa, Nordafrika.
159. « rugosum Pers. Canaren.

XLVI. Campanulaceae.

160. Campanula pyramidalis L. Süd-Osteuropa.
161. Trachelium coeruleum L. Sardinien, Nordafrika.

XLVII. Compositae.

162. Nardosmia fragrans Rchb. Südeuropa, Nordafrika.
163. Santolina Chamae-Cyparissus L. Ost-Südeuropa.
164. Matricaria capensis Thunb. Südafrika.
165. Pyrethrum sinense Dec. Japan und China.
166. Senecio cruentus Dec. Teneriffa.
167. « Cineraria Dec. Südeuropa, Nordafrika.
168. Dahlia variabilis Dsf. Mexiko.

XLVIII. Vacciniaceae.

169. Vaccinium Arctostaphylos L. Orient.

XLIX. Ericaceae.

170. Rhododendron ponticum L. Kaukasusländer, Kleinasien.
171. « maximum L. Nordamerika.
172. Azalea pontica L. Kaukasusländer, Kleinasien.
173. « viscosa L. Nordamerika.
174. « nudiflora L. Ebend.
175. Arbutus Unedo L. Südeuropa, Orient.
176. Erica arborea L. Südeuropa, Orient.
177. « carnea L. Südeuropa.
178. « mediterranea L. Ebend.

L. Aquifoliaceae.

179. Ilex Aquifolium L. West- und Südeuropa, Orient.

LI. Ebenaceae.

180. Diospyros Lotus L. Orient.
181. « Kaki L. fil. Japan.

LII. Myrsineae.

182. Myrsine africana L. Südafrika, Abyssinien.

LIII. Apocyneae.

183. Arduina ferox E. Mey. Südafrika.
184. Vinca major L. Südeuropa.

185. Nerium Oleander L. Südeuropa.
186. « odorum Ait. Oſtindien.

LIV. Oleaceae.

187. Fraxinus excelsior L. Europa.
188. « oxycarpa Willd. Kaukaſusländer.
189. « heterophylla Vahl. Nordamerika.
190. « Ornus L. Südeuropa, Orient.
191. Syringa vulgaris L. Oſt-Europa.
192. « chinensis Willd. China.
193. « persica L. Perſien.
194. « Josikaea Jacq. fil. Ungarn.
195. Ligustrum lucidum Ait. China.
196. « italicum Mill. Italien.
197. Olea fragrans Thunb. China, Japan.
198. « europaea L. Süd-Europa, Orient.
199. Phillyrea angustifolia L. Süd-Europa.
200. « media Lk. Ebend.
201. « latifolia L. Ebend.
202. Fontanesia phillyreaeoides Lab. Syrien.

LV. Jasmineae.

203. Jasminum fruticans L. Südeuropa, Nordafrika, Orient.
204. « humile L. Südeuropa.
205. « grandiflorum L. Oſtindien.
206. « revolutum Sims. Ebend.
207. « officinale L. Südeuropa.

LVI. Polemoniaceae.

208. Cobaea scandens Cav. Mexiko.

LVII. Solanaceae.

209. Solanum Pseudocapsicum L. Madera.
210. Cestrum Parqui L. Chili.

LVIII. Bignoniaceae.

211. Tecoma radicans Juss. Nordamerika.
212. « capensis G. Don. Südafrika.

213. Aescynanthus grandiflorus Spreng. Bengalen.
214. Bignonia capreolata L. Nordamerika.
215. Catalpa syringaefolia Sims. Ebend.

LIX. Acanthaceae.

216. Gendarussa Adhatoda Steud. Ceylon.

LX. Scrophularineae.

217. Halleria lucida L. Südafrika.
218. Chelone barbata Cav. Mexiko.

LXI. Labiatae.

219. Rosmarinus officinalis L. Südeuropa, Nordafrika.
220. Salvia Grahami Benth. Mexiko.
221. « involucrata Cav. Mexiko.
222. Phlomis fruticosa L. Südost-Europa.
223. Teucrium fruticans L. Südeuropa, Nordafrika.

LXII. Primuleae.

224. Primula chinensis Lour. China.

LXIII. Aristolochiaceae.

225. Aristolochia longa L. Südeuropa, Orient.

LXIV. Laurineae.

226. Laurus nobilis L. Südeuropa, Orient.
227. Oreodaphne foetens Nees. Madera.
228. Persea carolinensis Nees. Nordamerika.
229. « indica Spr. Azoren, Canaren.
230. Sassafras officinalis Nees. Nordamerika.

LXV. Elaeagneae.

231. Elaeagnus hortensis Bieb. Orient.

LXVI. Thymelaeaceae.

232. Daphne Laureola L. Südeuropa.
233. « Cneorum L. Ebend.
234. « odora Thunb. Japan.
235. « hybrida Sweet. Vaterland unbekannt.
236. « collina Sm. Italien.

237. Daphne oleoides L. Orient.
238. « pontica L. Orient.

LXVII. Garryaceae.

239. Garrya elliptica Dougl. Californien.

LXVIII. Moreae.

240. Morus alba L. Orient.
241. « multicaulis Perrot. Vaterland unbekannt.
242. « nigra L. Südeuropa, Orient.
243. « rubra L. Nordamerika.
244. Broussonetia papyrifera Vent. Japan.
245. Ficus Carica L. Südeuropa, Orient.

LXIX. Celtideae.

246. Celtis australis L. Süd-Osteuropa.
247. « Tournefortii Lam. Kleinasien.
248. « occidentalis L. Nordamerika.

LXX. Ulmeae.

249. Ulmus campestris L. Europa, Orient.
250. » effusa Willd. Ebend.

LXXI. Euphorbiaceae.

251. Buxus sempervirens L. Südeuropa, Orient.
252. » balearica Lam. Balearen.

LXXII. Myriceae.

253. Comptonia asplenifolia Grtn. Nordamerika.

LXXIII. Salicineae.

254. Salix babylonica L. Syrien, Mesopotamien.

LXXIV. Plataneae.

255. Platanus orientalis L. Orient.
256. « occidentalis L. Nordamerika.

LXXV. Balsamifluae.

257. Liquidambar styraciflua L. Nordamerika.

LXXVI. Cupuliferae.

258. Castanea vesca Grtn. Südeuropa, Orient.
259. Quercus Ilex L. Südeuropa, Nordafrika, Orient.
260. « Suber L. Südeuropa, Nordafrika.
261. « Turneri Willd. Canaren.
262. « virens Ait. Nordamerika.
263. « palustris Duroi. Ebend.
264. « coccinea Wangenh. Nordamerika.

LXXVII. Abietineae.

265. Pinus Sabiniana Dougl. Californien.
266. « Pinea L. Südeuropa, Orient.
267. « canadensis Ait. Nordamerika.
268. « Nordmanniana Led. Kaukasus.
269. « sibirica Fisch. Sibirien.
270. « Cedrus L. Syrien, Kleinasien.
271. « Pinsapo Steud. Spanien.
272. Cunninghamia lanceolata R. Br. China.
273. Araucaria excelsa Ait. Neukaledonien.
274. « imbricata Pav. Chili.

LXXVIII. Cupressineae.

275. Juniperus communis L. Europa, Orient.
276. « virginiana L. Nordamerika.
277. « chinensis L. China.
278. Cupressus pyramidalis Targ. Toz. Südeuropa, Orient.
279. « horizontalis Mill. Ebend.
280. « expansa Targ. Toz. Ebend.
281. « pendula Thunb. Japan.
282. Taxodium distichum Rich. Nordamerika.
283. Thuja occidentalis L. Nordamerika.
284. « orientalis L. China, Japan.

LXXIX. Taxineae.

285. Podocarpus elongatus l'Hérit. Südafrika.
286. « macrophyllus Wall. Japan, China.

287. Gingko biloba L. Japan.
288. Taxus baccata L. Europa, Orient.
289. « hibernica Hook. Irland.

LXXX. Palmae.

290. Phoenix dactylifera L. Nordafrika, Syrien.

LXXXI. Smilaceae.

291. Smilax excelsa L. Orient.
292. Ruscus aculeatus L. Europa, Orient.
293. « Hypoglossum L. Südeuropa, Orient.
294. « Hypophyllum L. Ebend.

LXXXII. Aloineae.

295. Aloë margaritifera Ait. Südafrika.
296. Yucca filamentosa L. Virginien, Karolina.
297. « gloriosa L. Ebend.

LXXXIII. Agaveae.

298. Agave americana L. Südamerika.

LXXXIV. Agapantheae.

299. Phormium tenax Forst. Neuseeland.
300. Agapanthus umbellatus l'Hérit. Südafrika.

LXXXV. Amaryllideae.

301. Alstroemeria Ligtu L. Chili, Brasilien.
302. « psittacina Lehm. Brasilien.

LXXXVI. Gramineae.

303. Arundo Donax L. Südeuropa, Orient.

Ich muß übrigens noch bemerken, daß ich das Verzeichniß unter dem Beistande der Herren von Hartwiß, Rögner, Kehbach und Marko angefertigt habe. Von mehrern ist es mir übrigens doch sehr zweifelhaft, daß sie im Winter aushalten, selbst wenn sie bedeckt werden.

II.

Klima, Boden und Vegetation Südrußlands.

Die drei Zonen im Osten Europa's; Steppe, Wüste, Wiese, Matte und Pampas; Bodenverhältnisse; gleichförmige Ebene; Granitunterlage; Kreideformation; Steppenkalk; Temperatur; Niederschläge; große Trockenheit; die vier Jahreszeiten; Schneetreiben und Schneegestöber; Grabhügel; Vegetationszustände; das Haar- und Federgras; sonstige Pampaspflanzen; die Steppenvegetation; Hochkräuter; Burjan; der Springinsfeld; die Unterkräuter.

Klima und Bodenverhältnisse haben das südliche Rußland so eigenthümlich gestaltet, daß es wohl der Mühe werth sein dürfte, einige Worte darüber zu sprechen. Von dem Herzen Deutschlands zieht sich eine Ebene, nach Norden und Süden an Breite zunehmend, bis nach den Ural hin und bildet so einen Dreieck, von dem das eben genannte Gebirge die Basis darstellt. Im Norden haben geringe Erhebungen stattgefunden; selbst unbedeutende Höhenzüge, die sich im Nordost befinden, aber an ihren höchsten Stellen kaum etwas über tausend Fuß über dem Spiegel des Meeres liegen, können bei einer Ausdehnung von vierzig Längen- und eben so viel Breitengraden kaum in Rechnung gebracht werden. An den meisten Stellen ist die Oberfläche wellenförmig, doch nur in einem Grade, daß die Hügel und Plateaus in Betreff ihrer Lage über dem Meere kaum

eine Höhe von einigen hundert Fuß besitzen; es giebt aber auch Gegenden, die vollständig eine Ebene, der des Meeres gleich, bilden.

Im Norden dieser weiten Ebene befinden sich große Wälder, die zum Theil seit Jahrtausenden nicht gelichtet sind, zum Theil aber auch jetzt gelichtet werden. Der Boden ist dort allenthalben mit einer starken Humusdecke versehen und das Klima unterscheidet sich hinsichtlich seiner Veränderung nur wenig von dem Deutschlands. Nach Osten und Süden zu nehmen die Wälder ab, so daß im 50. Grad nördlicher Breite in den Meridianen des Schwarzen Meeres kaum noch Buschwerk und Haine vorkommen. Mehr nach Osten zu gehen die Wälder nicht einmal so weit nach Süden herab; die Waldgrenze beginnt bereits dort mit dem 55. Grad nördlicher Breite.

Es ist wohl kein Zweifel, daß der waldlose Zustand des Südens in der ganzen Reihe von Jahren, wo Menschen existirt haben, ebenfalls vorhanden gewesen ist und allmälig die Eigenthümlichkeiten hervorgerufen hat, die jetzt Neurußland, das Land der Don'schen Kosaken und Ciskaukasien, so wie die untern Wolga-Länder vor Allem auszeichnen. Die hier wohnenden Völker waren gezwungen, ihren Wohnort öfters zu wechseln, da eine und dieselbe Stelle nicht im Stande war, den Menschen mit seinem Vieh zu ernähren. Ackerbau gedeiht nur in wenigen guten Jahren; so gestaltete es sich von selbst, daß hier nur Nomaden leben konnten.

Ganz anders verhielt es sich in der Mitte, wo Wälder und waldlose Gegenden aneinander grenzten und sich eine Zone bildete, in der weder das Eine noch das Andere das Uebergewicht erhielt. Durch des Menschen Thätigkeit wurde den beiden Zonen, der Waldzone im Norden und der waldlosen Zone im Süden, allmälig Boden abgewonnen; es vergrößerte sich die Mittelzone, in der vor Allem der Ackerbau gedieh und die deswegen auch von Ackerbau treibenden Völkern bewohnt wurde. Die nördliche Zone mit ihren Wäldern hatte ebenfalls ihre Eigenthümlichkeiten, die wiederum die Menschen dort bestimmten, eine Lebensart sich zu wählen, die damit harmonirte. Die Wälder gestatteten ebensowenig, wie die waldlosen Gegenden im Süden, Ackerbau, dagegen boten sie Wild und andern Thieren Aufenthalts-

orte dar. Die Menſchen in dieſen Wäldern wurden nothwendiger Weiſe Jäger.

Ich wende mich für den Zweck dieſes Buches der ſüdlichen von den drei erwähnten Zonen zu, da durch dieſe ein großer Theil meiner Reiſe führte. Man nennt die offenen, waldloſen, aber mit hohen Kräutern bedeckten Gegenden Steppe, trägt aber mit Unrecht in der neueſten Zeit dieſen Namen auch auf pflanzenloſe Gegenden überhaupt, auf Salz- und andere Wüſten, über. Das Wort Steppe iſt ruſſiſchen Urſprunges und wird zunächſt von Vegetationszuſtänden benutzt, wie wir ſie in Deutſchland gar nicht kennen, wie ſie jedoch im öſtlichen Südeuropa, in Sibirien und in Armenien ſehr häufig vorkommen. Aber nicht allenthalben in genannten Ländern ſind Steppen, ſondern ſie wechſeln mit Pampas und Wüſten einerſeits und mit Wieſen andrerſeits ab. Es iſt deshalb nothwendig, die verſchiedenen Begriffe von Steppe, Wieſe, Pampas und Wüſte wiſſenſchaftlich feſtzuſtellen, bevor man überhaupt davon ſprechen kann.

Unter Wüſten verſteht man größere und kleinere Landſtriche, in denen den Pflanzen gar nicht oder nur karg die Bedingungen geboten ſind, unter denen ſie gedeihen können. Es kommen ſelbſt nur wenige und dann eigenthümliche Pflanzen vor, die für dergleichen unfruchtbare Landſtriche auch beſonders organiſirt ſind. Alle haben ein ſparriges Wachsthum und ſind meiſtens, wenigſtens an der Baſis, mehr oder weniger holzig. Blätter entwickeln ſich überhaupt in geringerem Grade, als es ſonſt bei ähnlichen Pflanzen der Fall iſt, und haben ein mehr graugrünes Anſehen. Jährige Kräuter kommen höchſt ſelten vor, Bäume gar nicht. Die Vegetation iſt das ganze Jahr hindurch dieſelbe; kaum iſt ſie in den Ländern der gemäßigten Zone, wo Wüſten vorkommen, während des Frühlings, in den heißen Gegenden aber während der Regenzeit etwas friſcher. Die Urſache der Wüſte kann im ſteinigen Boden, im Flugſand oder einem, wenigſtens im Uebermaße, den Pflanzen ſchädlichen Beiſatze im Boden liegen; darnach erhalten wir die Stein- und Geröll-, die Sand- und endlich die Salzwüſten. In den zur dritten oder ſüdlichen Zone gehörenden Länderſtrichen kommt meines Wiſſens nur die Salzwüſte

vor, während Sandwüſten jenſeits des Caſpiſchen Meeres, Geröllwüſten, z. B. in Kleinaſien die den Alten ſchon bekannte weſtliche Katakekaumene, und Steinwüſten, hauptſächlich in Arabien und in der Sahara beobachtet ſind. Die Ruſſen nennen die Salzwüſten am untern Terek, an der untern Kuma, an der Manytſch, am Elton-See u. ſ. w. nicht leicht Steppe, ſondern häufiger Solnije, ein Wort, was unſerm Ausdruck Salzwüſte entſpricht. Göbel's Reiſe geſchah nicht, wie er ſelbſt ſagt, in den Steppen Südrußlands, ſondern hauptſächlich in den Salzwüſten.

Steppe und Wieſe, denen man noch Matte hinzufügen kann, ſind der directe Gegenſatz von den verſchiedenerlei Wüſten. Steppe entſpricht dem Hochwalde, nur daß hier die Pflanzen holziger und dort krautartiger Natur ſind. Wie in dem Hochwalde, ſo ſind auch in der Steppe größere Pflanzen vorhanden, deren Veräſtelung nicht an der Baſis, ſondern oberhalb des erſten Drittels des Stengels geſchieht. Wie ferner im Hochwalde ſehr oft kleineres Geſträuch, ſogenanntes Unterholz, vorhanden iſt, was den Stamm der Bäume oft umgiebt, in der Regel aber an den Rändern am Beſten gedeiht, ſo wachſen auch hier kleinere Kräuter von 1 und 2 Fuß Höhe unter den großen, 6, 8, ja ſelbſt 10 und 12 Fuß hohen Pflanzen. Kräuter von 20 und 30 Fuß Höhe, von denen andere Reiſende ſprechen, habe ich nirgends auf den Steppen geſehen; es mag wohl überhaupt dieſe Angabe auf einem Irrthum beruhen.

Dieſen Steppen entſprechen einigermaßen in Amerika die Savannen. Doch ſtehen hier die Kräuter gedrängter und haben eine gleichere Größe. Es tritt wenigſtens der Unterſchied von Hoch- und Unterkraut nicht ſo deutlich hervor. Die Höhe der einzelnen Pflanzen beträgt bald nur 3 und 4, bald aber auch 6 und 8, ja ſelbſt 10 und 12 Fuß. Im erſtern Falle gehen die Savannen in die Wieſen über. Die nordamerikaniſchen Prairien, wie ſie namentlich in Canada vorkommen, möchten zum Theil hierher gehören, zum Theil aber auch ächte Wieſen ſein. Waſhington Irving's Prairien ſind aber ächte Savannen. Dieſe unterſcheiden ſich aber außerdem noch weſentlich von den Steppen, daß Boskets von Sträuchern häufiger

vorkommen und Gräser, namentlich aber Halbgräser, eine größere Rolle spielen. In den Steppen fehlt zwar das Gesträuch nicht absolut, aber es bildet nicht leicht Boskets, sondern mehr ein Gestrüpp, was hauptsächlich an Rändern vorkommt. In den ächten Steppen spielen ferner die Gräser eine untergeordnete Rolle und Poa-, Festuca- und Bromus-Arten (Rispengräser, Schwingel und Trespen) sieht man nur als Unterkraut.

Auf den Wiesen haben alle Pflanzen ziemlich die gleiche Höhe von $1\frac{1}{2}$ — 3 Fuß; nur wenige ragen heraus. Gräser, Papilionaceen, Compositen und oft Glockenblumen herrschen vor. Die Verästelung geschieht nicht auf eine sparrige Weise und ist überhaupt gering. Die Pflanzen berasen sich zum großen Theil so, daß man den Boden gar nicht sehen kann. Wenn man auf einer Wiese etwas fallen läßt, so wird es von den untern sogenannten Wurzelblättern der Pflanzen, besonders der Gräser, getragen. Nicht so ist es, selbst in den dichtesten, Steppen, wo schon leichtere Gegenstände alsbald den Boden berühren. Bei weniger dichtem Pflanzenwuchse vermag man sogar die Erde mit den Augen zu unterscheiden.

Den Wiesen schließen sich die Matten an. Hier ist der Pflanzenwuchs noch dichter und die Kräuter erreichen eine geringere Höhe. Schon von der Wurzel aus verästeln sich die meisten vielfach; aber die Aeste sind kurz, zertheilen sich mehrmals und tragen fast sämmtlich Blüthen, so daß weder Steppen noch Wiesen dieselbe Farbenpracht aufzuweisen im Stande sind. Die beiden jetzt eben genannten Vegetationszustände besitzen auch eine bestimmte Zeit, und zwar den späten Frühling, wo sie am Meisten Blumen besitzen. Das ist aber nicht bei der Matte der Fall, wo die Pflanzen hinsichtlich ihrer Blüthezeit häufiger abwechseln. Matten kommen zwar hauptsächlich in höhern Gebirgen vor, wo sie besonders den Rücken und zwar am liebsten die Nähe der Gletscher einnehmen, sie steigen aber auch, wie es im Südosten des kaukasischen Gebirges zum Beispiel der Fall ist, auch bis in die Ebene herab.

Unter Pampas und Llanos versteht man ursprünglich die großen Ebenen am Ausfluß des Laplata und südwärts ungefähr

bis zum 40. Grade, sowie die ungeheuren Ebenen in Guiana und sonst im tropischen Amerika, welche nur eine Zeitlang eine mehr oder weniger frische Vegetation besitzen und dann, wenn die Bedingungen, unter denen die Pflanzen nur gedeihen können, fehlen, eine Wüste bilden, die um so öder ist, als gar keine oder außerordentlich wenig Pflanzen mehr vorhanden sind. Selbst die ächten Wüsten geben nicht das Bild eines in der That vollständigen Mangels aller Vegetation, wie es bei den Pampas in der Regel neun Monate lang der Fall ist. Es giebt keinen traurigeren und selbst gefährlicheren Aufenthalt als den während der trocknen Zeit in den Pampas und Llanos. Alles Leben ist erstorben. In dem Boden, der keine Spur von Feuchtigkeit mehr besitzt, ruhen die Knospen in Form von Zwiebeln oder Knollen oder an Rhizomen, um schnell, wenn die nährende Feuchtigkeit kommt, Blätter, Blüthen und Früchte zu treiben und dann von Neuem einen neunmonatlichen Schlaf anzutreten.

Ich habe bereits darauf hingedeutet, daß im Süden Rußlands, also in der dritten waldlosen Zone, hauptsächlich Steppen, aber auch Pampas und Salzwüsten vorkommen. Es versteht sich von selbst, daß es auch Vegetationszustände giebt, die weder den Charakter des einen, noch den des andern vollständig ausgeprägt besitzen. Solche Zustände finden sich häufig an der Grenze. Namentlich haben wir im südlichen Rußland Pampas, in denen während der trocknen Jahreszeit das vegetabilische Leben nicht vollständig erstickt erscheint. Es ist dieses z. B. mit der Ebene Noghai (im engern Sinne) oder dem Festlande des taurischen Guvernements der Fall.

Die genannten Vegetationszustände hängen, wenn sie nicht durch des Menschen Zuthun verändert worden sind, einerseits vom Boden und andrerseits von den klimatischen Verhältnissen ab. Betrachten wir demnach zuerst den Boden des südlichen Rußlands etwas näher, so finden wir, daß Revolutionen, durch unterirdische Kräfte hervorgerufen, nirgends in der Weise sichtbar sind, daß sie den Boden wesentlich verändert hätten. Wir haben außer einem Granitstreifen nur Flötzgebilde, und zwar keiner ältern Zeit angehörig, welche die eigentliche feste Decke des Bodens bilden. Darauf ruht in

der Regel ein thoniges Alluvium, was wiederum von einer mehr oder minder mächtigen Schicht Dammerde bedeckt wird. An einigen Stellen im Süden liegt auf der felsigen Grunddecke des Bodens Meeressand, der sich auch nach dem Binnenlande fortsetzt, aber dann von Alluvium und Dammerde bedeckt erscheint.

Ohne Ausnahme weiß man jetzt, daß die frühere Meinung, wornach im Innern der Erde, auf gleiche Weise wie in dem menschlichen Körper die Adern, Wassergefäße existiren sollten, auf keinen wissenschaftlichen Untersuchungen beruht. Im Gegentheil hängt das Wasser im Innern der Erde genau vom Regen und überhaupt von der aus der atmosphärischen Luft fallenden Wassermenge ab. Wo es wenig regnet, giebt es wenig oder gar keine Quellen; in der Zeit, wo wenig Regen fällt, fließen auch die Quellen sparsamer. Damit sich die letztern aber bilden können, ist ein Boden nothwendig, der mehr oder wenig porös ist und in seinem Innern Räume besitzt, in denen sich die Wassermengen sammeln. Es muß ferner wenigstens der Boden wellenförmig oder besser mehr oder weniger gebirgig sein, damit die an den höhern Stellen eingedrungenen Wassermengen, wenn durch erneuten Regen Druck von oben kommt, an niedrigen Orten abfließen, d. h. auf der Oberfläche der Erde als Quellen erscheinen und Bäche und Flüsse speisen, also ihnen als Zufluß zur Vermehrung ihrer Wassermenge dienen können. Wo diese Bedingungen nicht geboten sind, wird stets Wassermangel vorherrschen.

Werfen wir einen Blick auf das südliche Rußland, so sehen wir eine wenig unterbrochene oder sogar eine gleichmäßige Ebene, die kaum ein Paar hundert, oft sogar nur wenige Fuß über dem Spiegel des Meeres liegt. Der Unterschied zwischen Höhe und Niederung ist so unbedeutend, daß selbst bei dem porösesten Boden nie eine solche Ansammlung von Wasser geschehen kann, als daß sich für das ganze Jahr Quellen bilden könnten, die in den Niederungen ihren Ausfluß hätten. Der höchste Punkt in Südrußland vom Pruth und Dnjestr bis an die Wolga ist der Bagdo, ein kleiner Berg von nur

240 Fuß Höhe. Gewöhnlich beträgt der Unterschied zwischen Höhe und Niederung nur wenige, kaum 30 — 60 Fuß.

Es kommt nun noch dazu, daß in dem Boden gerade die innern Räume und Spalten fehlen, in denen Ansammlungen von Wasser geschehen könnten. Aller Regen dringt, insofern er nicht sogleich wiederum verdunstet, in den Boden bis zur harten Felsendecke ein und sammelt sich hier. Je tiefer diese liegt, um so mehr können sich Wasser ansammeln und um so mehr vermögen diese den austrocknenden Kräften der atmosphärischen Luft zu widerstehen. Wie wünschenswerth es ist, daß möglichst viel Wasser eindringt, geht daraus hervor, daß in einzelnen Gegenden oft ein ganzes Jahr und mehr vergehen kann, ehe ein Tropfen Wasser fällt. In der Regel regnet es nur im Frühjahre und im Herbste oder es fällt im Winter Schnee; die ganze wärmere Jahreszeit von Ende Mai bis Mitte September ist zum großen Theil regenlos.

Wenn man nun bedenkt, daß in der genannten Zeit und hauptsächlich von Mitte Juni bis August die Erde von der stets gleichen Sonne so ausgetrocknet und erwärmt wird, daß immer ein aufsteigender, nie vollständig mit Wasserdunst gesättigter Luftstrom alle Feuchtigkeit, die das nahe Meer bringen könnte, schnell verzehrt und die etwa entstehenden Wolken in einer Höhe erhält, wo sie keinen Niederschlag bilden; wenn man nun ferner weiß, daß die aufsteigende wärmere Luft durch andere ersetzt wird, die aus Nordost und Ost kommt und an und für sich schon mit Wasserdunst keineswegs gesättigt erscheint, so begreift man die Trockenheit, die einerseits in der Luft herrschen muß und andrerseits sich dem Boden mittheilt. Diese Trockenheit wird um so größer sein, je unfruchtbarer der Boden an und für sich ist und demnach je weniger Pflanzen den aufsteigenden Luftstrom zu mindern vermögen, aber um so geringer hingegen, je mehr Mächtigkeit das Alluvium und die Humusdecke besitzt und demnach auch eine kräftigere Vegetation sich bilden kann. Im erstern Falle bilden sich die Vegetationszustände, die ich mit dem Namen Wüste und Pampas belegt habe, im letztern aber die Steppen.

Ich habe früher schon gesagt, daß die felsige Decke des Bodens in Südrußland nach den bisher stattgefundenen Untersuchungen aus Granit oder aus Kalk besteht. Der letztere gehört entweder der Kreideformation an oder einer sehr neuen Zeit, dem sogenannten Steppenkalke. Die felsige Decke unter dem Alluvium und der Dammerde übt aber ebenfalls einen Einfluß aus, der in Anschlag gebracht werden muß. Was zuerst den Granit anbelangt, so bildet er, wie schon gesagt, einen schmalen Streifen, der am Asoff'schen Meere, und zwar hart an der Grenze der Noghai-Ebene im Osten, auf dem rechten Ufer der Berda beginnt und sich in nordwestlicher Hinsicht bis nach Volhynien und Podolien hinein fortsetzt. Granit ist es, der südlich von Kijoff (Kiew) an den Ufern des Dnjepr zum Vorschein kommt und die dortigen Schnellen hervorruft.

Der Granit trägt allerdings deutliche Spuren unterirdischer Revolutionen und erscheint selbst als Trümmergestein bei den sogenannten Schnellen oder Wasserfällen des Dnjepr. Wo er zu Tage kommt, bildet er durch sein Verwerfen hinlänglich Spalten und Räume, in denen sich Wasser ansammeln könnten und gewiß auch ansammeln, aber die Spalten liegen tiefer als die Niederungen. Aus dieser Ursache kommen die dort angehäuften Wassermengen nur zum sehr geringen Theil der Oberfläche des Bodens und der dort wachsenden Vegetation zu Gute, und fließen ohne Zweifel in unterirdischen Spaltenräumen dem Meere und den größern Flüssen, die ein tief eingeschnittenes Bette haben, zu. Wo Granit ist, zeigt sich ferner der Boden am Meisten uneben; die Niederungen sind Thälern ähnlicher und hier und da kommen selbst Felsen als Erhöhungen zum Vorschein, oder kleinere Steintrümmer bedecken den Boden. Wo das Letztere der Fall ist und geringe Verwitterung stattgefunden hat, ist die Vegetation ärmlich. Besser wird sie aber schon da, wo eine Schicht grauen, gelb oder röthlichen Thones mit Salzen, namentlich Kochsalz und Salpeter geschwängert, vorhanden und mit allerhand Alluvialgebilden und selbst mit Dammerde gemengt ist. Je mächtiger diese Schicht ist, um so mehr gedeiht auch die Pflanzenwelt auf ihr. Im Allgemeinen herrscht aber auf Boden mit granitner Unterlage keine

üppige Vegetation; sämmtliche Pflanzen erreichen keine bedeutende Höhe und stehen weniger dicht beisammen. Der Russe hält diesen Boden außerdem noch für kalt und giebt hauptsächlich diesem Umstande die geringere Fruchtbarkeit Schuld.

Die Kreideformation hat ihre hauptsächlichste Entwickelung auf der Ostseite des Granitstreifens, den sie an der Berda auch hier und da umlagert. Sie breitet sich in der ganzen Ukraine aus und trägt dort kleine Wälder und einen Boden, der sich sehr zum Ackerbau eignet. Weiter nach Osten zieht sie sich durch das Land der Don'schen Kosaken. Dieser fruchtbare Boden hat eine eigenthümliche, oft mächtige Schicht, von den Großrussen Tschernosom (Schwarzerde), von den Kleinrussen aber Redzina genannt. Sie besteht zum großen Theil aus Dammerde und weniger aus einem fetten Tone, besitzt ein schwarzes Ansehen, trocknet aber leider sehr schnell aus und zerfällt in eckige Stücken. Eben so schnell zieht sie hinwiederum Feuchtigkeit an und verwandelt sich bei Uebermaß von Wasser in einen schwarzen Brei. Die Fruchtbarkeit wird durch einen geringen Gehalt an Salpeter erhöht. Der Kreidekalk ist mehr oder weniger porös, zieht die Feuchtigkeit der obern Schicht bis zu einem bestimmten Grade an und bildet hier und da Quellen. Da das Gestein sich leicht zerbröckelt, so erscheint das Wasser der Quellen und Bäche in der Regel trübe und milchig. Die Russen nennen dergleichen Bäche mit dem Namen Maloschnaja Räki, d. h. Milchbäche.

Der Steppenkalk hat seine größte Verbreitung im Süden und kommt hauptsächlich im westlichen Theile der Noghai-Ebene und in der Krim, ferner westlich vom Dnjepr im ganzen Cherson'schen Gouvernement bis nach dem südlichen Podolien und zu dem Dnjestr vor. Auf der andern Seite breitet sich diese Formation im Norden des Kaukasischen Gebirges aus. Hier bildet er einen wellenförmigen Boden, in den zuerst genannten Länderstrichen hingegen eine gleichförmige Ebene, die fast nirgends unterbrochen wird. Sie wird von einer mehr weniger mächtigen Schicht bedeckt, die nach unten thonig und mit Dammerde vermischt erscheint, nach oben hingegen nur aus der letztern besteht. Oft liegt zwischen dem Steppenkalke und der fest

darüber liegenden Schicht noch Sand, der ächter Meeressand aus der neuesten Zeit ist und an einzelnen Stellen auch zu Tage kommt. Die obere Dammerde ist bisweilen mit wenig Thon und noch weniger Sand versetzt, enthält etwas Salpeter und hat ein schwarzes Ansehen. Sie ist außerordentlich fruchtbar und ernährt in der Regel eine üppige Steppenvegetation. Diese oberste, unmittelbar die Oberfläche bedeckende Schicht hat große Aehnlichkeit mit der Tschernosom oder Schwarzerde, unterscheidet sich aber wesentlich dadurch, daß sie ausgetrocknet, nicht in eckige Stücken, sondern in einen feinen Staub, der in der wärmern Zeit unerträglich werden kann, zerfällt.

Was die klimatischen Verhältnisse anbelangt, so zeichnen sich die Länder der waldlosen Zone durch Extreme aus. Während die mittlere Jahreswärme 6—8 Grad beträgt, steigt das Queckfilber an einigen Stellen, die der Wärme-Entwickelung gerade günstig liegen, bis zu 32 Grad und selbst mehr, während es wiederum und zwar bisweilen an denselben Orten im Winter bis zu 26—28 Grad unter den Nullpunkt sinkt. Im Januar besitzen die Länder im Norden des Schwarzen Meeres eine und dieselbe Temperatur wie Stockholm, nämlich die Monatsisotherme von — 4° R., im Juli hingegen herrscht in den zuerst genannten Gegenden das Klima von Madeira mit der Monatsisotherme von + 18° R. Es kommen demnach im Verlaufe der zwölf Monate in den Ländern nördlich vom Schwarzen Meere alle Klimate vor, die zwischen denen von Madeira und Stockholm liegen. Stockholm liegt aber ziemlich um eben so viel Breitengrade nördlicher, als Madeira sich südlicher befindet. Die waldlose Zone des südlichen Rußlands besitzt demnach die Temperatur von 27 Breitengraden. Wie groß die Einwirkung eines so wechselnden Klima's auf die Vegetation hauptsächlich, aber auch auf das organische Leben überhaupt, sein muß, kann man sich denken. Sie ist um so größer, als sich der Wechsel schon auf einzelne Tage beschränkt. Man kann die erste Hälfte des Tages mit leichter Kleidung einhergehen und muß in der zweiten zum Pelze greifen.

Eben so groß die Extreme zwischen Hitze und Kälte erscheinen, eben so groß und selbst noch größer sind sie in Betreff der Nieder-

schläge. Nach dem, was ich schon vorausgeschickt habe, wird man finden, daß überhaupt Regen weit seltner eintritt, als es bei andern Verhältnissen unter gleichen Breitengraden sein müßte. Hier kommt noch die große Differenz der Niederschläge während der kühlern und während der wärmern Jahreszeit hinzu. Im ersten Frühjahre, Spätherbste und Winter betragen die Niederschläge zusammengenommen gegen 350—400 Millimeter, in der übrigen warmen Jahreszeit hingegen kaum 100—150 Millimeter. In Berlin beträgt für die zuerst genannte Zeit der Niederschlag 1400 Linien, in der andern hingegen 1750 Millimeter; trotz der nördlichern Lage Berlins ist demnach die Menge des meteorischen Wassers in der kühlern Zeit weit größer, als in den Ländern im Norden des Schwarzen Meeres. Die Differenz ist in der wärmern Jahreszeit selbst bedeutender.

Leider besitzen wir für die Länder, von denen ich eben spreche, noch gar keine Witterungsbeobachtungen, die eine Reihe von Jahren hinter einander angestellt worden wären. Eine mittlere Zahl läßt sich eigentlich noch gar nicht feststellen. Es giebt Jahre, wo die Niederschläge überhaupt bedeutend sind, und wiederum andere, denen sie ganz und gar abgehen, wo es also weder regnet, noch schneiet. Aufmerksame Beobachter kennen Zeiten, wo in einem Zeitraume von 22, ja andere sogar von 23 Monaten, auch kein Tropfen Regen zur Erde kam. Bisweilen folgen fünf und sechs Jahre auf einander, in denen ziemlich viel Regen fällt; dann kommt wieder eine längere Trockenheit. Gerade dieser Umstand ist es, der den Ackerbau in diesen Gegenden zum großen Theil und für jetzt wenigstens, wenn auch nicht unmöglich, doch precär macht. Die größten Proviantmagazine sind nicht im Stande, mehre Jahre hindurch Misernten auszugleichen.

Es kommt ferner dazu, daß die Niederschläge primär und secundär die Wassermengen in den Flüssen und Bächen bedingen. Die großen Flüsse bringen im Frühjahre eine Menge Wasser aus der Wald- und mittlern Zone herab und erhalten selbst von den sogenannten Steppenflüssen, d. h. denen, die in der waldlosen Zone ihren Ursprung haben, oft so reichliche Nahrung, daß sie übertreten und

große Strecken überschwemmen. Je mehr der Boden sich mit Feuchtigkeit sättigen kann, um so länger wird er auch dem Austrocknen widerstehen und um so mehr vermag er die Vegetation im raschern Wachsthume zu unterstützen. Sind die Ueberschwemmungen nur gering gewesen, oder haben gar nicht stattgefunden, so erhalten auch die Steppenflüsse wenig Nahrung und versiechen schon außerordentlich bald. Mit dem Versiechen dieser Wasser tritt in der Regel ein völliger Stillstand im Wachsthum der Vegetation ein.

Der Frühling dauert nur kurze Zeit. Er beginnt in der Krim oft schon Anfang März, bisweilen aber auch viel später. Rasch entwickelt sich trotz der häufigen Nachtfröste die Vegetation und sammelt in den Steppen die Kräfte, um einer lange andauernden Hitze zu widerstehen, oder geht nach wenigen Monaten, wie es in den Pampas der Fall ist, zu Grunde. Je mehr die Pflanzen den Boden zu bedecken vermögen, um so länger grünen sie auch, wo sie aber schon zeitig, wie in den Pampas, absterben, erwärmt sich der Boden außerordentlich schnell. Es beginnt nun ein Aufströmen erwärmter Luft, das selbst des Nachts fortdauert und fast gar nicht unterbrochen wird. Da gerade die Gegenden am Schwarzen und Asoff'schen Meere die wenigste Vegetation besitzen, so erscheinen auch hier in der ganzen wärmern Zeit fast gar keine Regen. Es toben sich oft im nahen Meere die größten Gewitter ab; es ergießt sich hier der Regen in Strömen, aber kein Tropfen fällt auf das Land. Umgekehrt sammeln sich bisweilen über dem Festlande Regenwolken, es finden selbst in den höchsten Regionen elektrische Entladungen statt, aber die erstern wenden sich dem Meere zu, wo kein erwärmter Luftstrom der Neigung, sich zu senken, entgegentritt. Auch wird die Feuchtigkeit, die eben sich gebildet hatte, häufig von demselben erwärmten, durchaus nicht gesättigten aufsteigenden Luftstrome augenblicklich wieder verzehrt.

Mit jeder Woche im Sommer wird die Hitze unerträglicher. Im Anfange besitzt der Himmel das reinste Blau; nur über den größern Flüssern, wo beständige Ausdünstung erfolgt, erscheint er mehr oder weniger trübe. Bald aber verschwindet schon die reine

Farbe, ſie wird von Tag zu Tage milchiger; es erſcheint jenes Flimmern, was man auch bei uns an heißen Tagen bemerkt, im Süden, namentlich aber über Wüſten, ganz gewöhnlich und viel ſtärker erſcheint. Auf gleiche Weiſe färbt ſich die Sonne beim Untergang allmälig röther, wenn ſie auch nie das grelle, blutrothe Anſehen erhält, wie es gewöhnlich in Arabien und in der Sahara geſehen wird. Wie in den eben genannten Länderſtrichen kommt bisweilen auch im Norden des Aſoff'ſchen und Schwarzen Meeres ein heißer Wind, der aber nur ſtrichweiſe erſcheint und allerdings ſchwächer iſt, vor. Er trocknet noch mehr als der Oſtwind aus und hat die nachtheiligſte Einwirkung auf die Pflanzenwelt. Alle Pflanzen hängen die Blätter, werden gelb und gehen oft zu Grunde. Am ſchlimmſten iſt es, wenn er über Getreidefelder weht. Im Juli iſt bereits alles Waſſer in den Pampas und den daran grenzenden Gegenden verſiecht; im Auguſt und im Anfange Septembers ſucht man ſelbſt in den Steppengegenden, freilich mit Ausnahme der größern Flüſſe, umſonſt Waſſer. Auch hier geht nun allmälig die Vegetation zu Grunde und man erblickt nur die 6 und 8 Fuß hohen Stengel der Hochkräuter, die die Ruſſen zum Theil Burjan nennen und zu allerlei, namentlich auch als Brennmaterial für den Winter, benutzen.

Mitte September tritt kühleres Wetter ein, in dem ſich der obere Paſſat, wenn auch kurze Zeit, in der waldloſen Zone ſenkt und Veränderungen in der Temperatur hervorruft. Damit beginnt der Anfang einer neuen Vegetation. Es bilden ſich an den mehrjährigen Pflanzen nicht allein die Knospen für das nächſte Jahr, ſie ſchlagen ſelbſt zum Theil aus und bedecken ſich mit friſchem Grün. Im October regnet es ziemlich viel und der Boden erweicht ſich auf eine Weiſe, daß er nur mit Mühe betreten werden kann. Im November wird es kälter und es treten Stürme ein, wie wir ſie gar nicht kennen. Wirbel ſpielen hier eine Hauptrolle und richten oft große Verwüſtungen an. Im December beginnt in der Regel der Winter, häufig aber ohne daß eine Flocke Schnee fällt. Um ſo empfindlicher iſt deshalb die Kälte, namentlich den Pflanzen, die weite Strecken hin zu Grunde gehen. Es giebt aber auch wiederum Winter, wo viel Schnee fällt.

Die Stürme ſind in dieſer Jahreszeit weit ſtärker und vor Allem iſt es der Oſt- und Nordoſt-Wind, der bisweilen mehr als die Hälfte der Zeit während eines Jahres weht und nicht ſelten in einen Orkan ausarten kann. Er hebt den Staub in die Höhe und treibt ihn in Form einer Säule vorwärts. Schlimmer iſt er aber, wenn Schnee liegt und die ganze Maſſe durch Wirbel in die Höhe gehoben und dann wagerecht vorgeſchoben wird. Wehe der Heerde, die von einem ſolchen Schneetreiben (Samet von den Ruſſen genannt) überraſcht wird. Das Vieh ergreift eine Angſt, in deren Folge ſie nach allen Seiten zerſtieben. Man kann kaum vor ſich hinſehen, und ſo läuft Alles in der Irre herum. Da ein Schneetreiben bisweilen mehre Wochen, in der Regel jedoch nur drei Tage währet, ſo finden Schafe und Rinder, aber auch Menſchen, oft ihre Wohnungen gar nicht wieder, ermüden vor Angſt und Hunger und gehen endlich nicht ſelten durch die Kälte zu Grunde. Noch häufiger kommt es vor, daß, hauptſächlich Schafe, geradezu in das Meer oder in große Flüſſe laufen und dort ertrinken. Noch häufiger werden Schafe eine Beute der Wölfe. Zum Glück haben die Hirten ihre Kennzeichen, ſobald ein Sturm nahet, und bleiben in dieſer Zeit mit den Heerden in den Ställen; der Tatar läßt aber ſein Vieh auch den Winter über im Freien und ſetzt es allen Gefahren eines ſolchen Schneewehens aus. Man braucht ſich deshalb nicht zu wundern, wenn in ungünſtigen Jahren wenigſtens ein Drittel ſeiner Heerden zu Grunde geht.

Nicht minder gefährlich ſind die Schneegeſtöber (Wjuga bei den Ruſſen), wenn auch nur ein mäßiger Wind weht und ſelbſt Schneefall, wo völlige Windſtille herrſcht. Es tritt oft eine Dunkelheit ein, die kaum erlaubt, zehn Schritte vor ſich zu ſehen. Wer nicht einen guten Ortsſinn, ich möchte ſagen Inſtinkt beſitzt, kann ſehr leicht die Wege und damit die Richtung verlieren und ſich den größten Gefahren ausſetzen. Reiſen im Winter, zumal wenn Schnee gefallen iſt, ſind im ſüdlichen Rußland an und für ſich mit Gefahren verbunden. Bei den großen Entfernungen der Dörfer von einander kann man dieſe leicht verfehlen; aber ſelbſt wenn man in ihrer Nähe iſt, kommt es häufig vor, daß man die niedrigen Häuſer, die zum Theil

in der Erde liegen und von den Russen deshalb Semljanken, d. h. Erdhütten, genannt werden, ganz übersieht. Fürst Woronzoff hat sich deshalb ein großes Verdienst erworben, daß er in kurzen Zwischenräumen, wenn ich nicht irre, von einer Werst zur andern, bis 12 Fuß hohe weiße Steinpyramiden aufführen ließ, die die Richtung des Weges genauer bezeichnen. Ich bin geneigt zu glauben, daß auch die sogenannten Grabhügel oder Tumuli (Mohilli oder Kurgan bei den Eingebornen) und die steinernen Steppenbilder bei den frühern hier wohnenden Völkern zum großen Theil einen gleichen Zweck gehabt haben. Auf der Nordküste des Schwarzen Meeres fand ich immer, daß Tumuli und Steppenbilder eine bestimmte Richtung hatten, die sich von Osten nach Westen erstreckte. Da ich einmal die Tumuli erwähnt habe, will ich noch eine Eigenthümlichkeit anführen, die unser ganzes Interesse in Anspruch zu nehmen im Stande ist. Bisher hatte man geglaubt, daß nur die in solchen Grabhügeln gefundenen Steine aus weiter Ferne stammten, nach den Untersuchungen eines Mannes, der viele Jahre in jenen Gegenden lebt, scheint es aber auch, als wenn ein großer Theil der Erde, die zu dem Hügel verwendet war, wenigstens nicht in der nächsten Nähe aufgefunden, sondern aus weiter Ferne hierher geschafft wurde. Sollte die noch bei den Don'schen Kosaken allgemeine Sitte, etwas vaterländische Erde in einem Beutelchen auf der Brust zu tragen, um diese, im Fall eines plötzlichen Todes mit in das Grab zu nehmen, nicht ebenfalls derselben Pietät zu der Scholle, auf der man geboren, zuzuschreiben sein?

Nachdem ich nun die Boden- und klimatischen Verhältnisse näher bezeichnet habe, will ich auch versuchen, die beiden Vegetationszustände der südrussischen Pampas und der Steppen mit wenigen Worten näher zu bezeichnen. Was die erstern anbelangt, so sind sie in dem westlichen Theile der Noghai-Ebene am reinsten ausgeprägt. Sie zeichnen sich durch eine Vegetationsdauer von drei und vier Monaten und durch eine Reihe gesellig-wachsender Pflanzen aus, die gruppenweise und ziemlich dicht beisammen stehen. In der Regel sind es nur vier bis acht Arten, die mit einander abwechseln, wäh-

rend die übrigen Pflanzen vereinzelt vorkommen und zur Phyſiognomie der Pampas nichts beitragen.

Die gemeinſte Pflanze der Pampas iſt das Haargras (Stipa capillata L., Tyrſe von den Ruſſen genannt); denn es nimmt nicht ſelten mehr als die Hälfte des Flächenraumes ein. Nächſt ihr kommt das verwandte Federgras, (Stipa pennata L., bei den Ruſſen schelkowoi trawa, d. i. Seidenkraut), von dem gewöhnlich ein Viertel die Pampas bedeckt. So wenig man bei uns dieſe beiden Gräſer als Futter für Schafe und Rinder liebt, ſo bilden ſie doch in den ſüdruſſiſchen Ebenen die hauptſächlichſte Nahrung. In ihrem Wachsthume haben beide eine entfernte Aehnlichkeit mit einigen Orchideen, die ſich durch Scheinzwiebeln fortpflanzen, indem das Anſetzen der jungen Knospen nur nach einer Richtung geſchieht. Mir ſchien es, als wenn dieſe Richtung von den herrſchenden Winden abhinge, denn die meiſten, die ich unterſuchte, ſetzten ihre Knospen auf der Weſt- und Südweſt-Seite an. Die abgeſtorbenen Stengel und Blattüberreſte gehen nicht gleich zu Grunde, ſondern dauern noch eine Zeit hindurch. Es bilden ſich auf dieſe Weiſe einen und mehr Zoll über dem Boden erhabene Raſenſtöcke. Etwas Aehnliches ſehen wir auch bei uns auf feuchten Wieſen bei mehrern Rietgräſern, hauptſächlich bei Carex caespitosa L. und C. acuta L., nur mit dem Unterſchiede, daß hier die neuen Knospen nicht nach einer beſtimmten Seite und nach außen hin ſich anſetzen, ſondern mehr nach innen. Wenig verſchieden iſt aber die Bildung neuer Knospen bei Scirpus Holoschoenus L. und anderen Pflanzen. Weil das Anſetzen der neuen Knospen ziemlich regelmäßig nach einer Seite hin geſchieht, ſo läßt ſich in der Regel auch das Alter einer ſolchen Pflanze mit ziemlicher Sicherheit beſtimmen. Unter dieſen Umſtänden erklärt ſich auch die Ueberhandnahme der Raſenſtöcke vom Feder- und Haargraſe, zumal dieſe alle andern Pflanzen unterdrücken und ſelbſt abgeſtorben noch viele Jahre lang dieſelbe Stelle einnehmen. Die Bewohner jener Gegenden ſind oft gezwungen, ſie mit der Hacke heraus zu machen, benutzen ſie aber auch als Zuthat zu anderm Brennmaterial.

Im Juli haben die beiden Gräſer gewöhnlich reife Früchte

(Samen, wie man im gewöhnlichen Leben ſagt). In dieſer Zeit ſind ſie für Schafe eine oft ſehr gefährliche Plage. Die geſchwänzten Grasfrüchte hängen ſich nämlich an der Wolle an und dringen in Folge der Bewegung des Thieres allmälig tiefer ein, bis ſie endlich bis zur Haut gelangt ſind und nun einen immerwährenden Reiz hervorrufen. Bei der großen Hitze, die im Juli und Auguſt in den Pampas herrſcht, entzünden ſich die gereizten Stellen ſehr bald und rufen Entzündungen hervor, in deren Folge viele Schafe zu Grunde gehen. Um Verluſte zu vermeiden, ſieht ſich der Schäfer mit ſeiner ganzen Familie gezwungen, alle Abende die Grasfrüchte abzuleſen. Bei der Menge von Schafen und Pflanzen, welche dieſe ſchädlichen Früchte hervorbringen, iſt dieſes eine der beſchwerlichſten Arbeiten, die um ſo peinlicher wird, als die eigentlichen Grannen ſehr häufig abbrechen und dann die kurzen Früchte ſchwierig in der Schafwolle heraus zu finden ſind. Bei der größten Achtſamkeit iſt man oft nicht im Stande, dieſem Uebel vollkommen entgegen zu treten.

Alle übrigen Gräſer kommen nicht in dieſer Ausdehnung vor. Nur Festuca ovina L., Bromus tectorum L., Koeleria cristata Pers. und K. glauca Dec. ſind häufiger, während Elymus sabulosus Bieb., Triticum junceum L., T. cristatum Schreb., Crypsis alopecuroiders Bieb., Beckmannia erucaeformis Host., Eragrostis pilosa Beauv., Poa collina C. Koch (Eragrostis collina Fr.), P. bulbosa L., P. pratensis L., Bromus sterilis L., B. mollis L., B. squarrosus L. und B. arvensis L. nur vereinzelt und ſtrichweiſe auch in Gruppen vorkommen. Von Rietgräſern gehören Carex stenophylla Wahlenb., C. divisa Huds., C. Schreberii Willd., C. Schkuhrii Willd., C. tomentosa L. und C. hirta L. hierher.

Was die übrigen Pflanzen anbelangt, ſo ſind in den Pampas: Dianthus guttatus Bieb., Gypsophila paniculata L., Malva rotundifolia L., Adonis vernalis L., Potentilla argentea L., Leontice altaica Pall., Medicago sativa L. (Luzerner-Klee), Trifolium repens L., Melilotus officinalis Pers., Falcaria Rivini Host Pimpinella Saxifraga L., Galium verum L., G. Mollugo L., G. humi fusum Bieb., Anthemis Cotula L., Achillea Gerberi Willd., A. Millefolium L.,

Gymnocline millefoliata C. Koch, Artemisia austriaca Jacq., A. maritima L., A. pontica L., Linosyris villosa Dec., Inula germanica L., Pulicaria dysenterica Grtn., Taraxum officinale Vill., Sonchus asper L., Centaurea Scabiosa L., C. diffusa Lam., Thymus Marschallianus Willd., Salvia nutans L., S. pratensis L., Lamium amplexicaule L., Marrubium peregrinum L., Linaria vulgaris Mill., Euphorbia Gerardiana Jacq., E. tenuifolia Bieb., E. Esula L., Statice tatarica L., S. latifolia Jell., Salsola Kali L. und Iris pumila L., Tulipa sylvestris L., Tulipa Gesneriana L., Muscari leucophaeum C. Koch, Allium rotundum L., A. flavum L. und A. paniculatum L. hauptsächlich vorhanden.

Die ächten Steppen kommen, wie früher schon bereits bemerkt ist, am Schönsten im Lande der Don'schen Kosaken und in Ciskaukasien vor. Hier haben die größern Pflanzen die Höhe von 6—8 und mehr Fuß, so daß man die Erzählungen von den Kosaken begreift, wornach dieses kriegerische Volk auf seinen Zügen sich in dem Dickichte der Steppen mit den Pferden leicht verbergen konnte. Die größern Pflanzen unterscheidet der Russe von den kleinern auch den Namen nach. Die erstern bieten seinem Vieh keine oder nur wenig Nahrung dar, dagegen dienen ihm die zum Theil holzigen Stengel im Winter als Brennmaterial. Er nennt diese Kräuter Burjan, trägt aber auch diesen Namen auf alle hohen Unkräuter über, die in seinen Gärten und Feldern mehr wuchern, als die Culturpflanzen, und diese oft ganz verdrängen. Man vernimmt deshalb häufig die Klage über das Ueberhandnehmen des Burjan, bemüht sich aber keineswegs, die lästigen Unkräuter auszurotten. Professor Schleiden in Jena gebraucht in seinen vorzüglichen Vorlesungen über das Leben einer Pflanze das Wort Burjan für eine bestimmte Pflanze, nämlich für Gypsophila paniculata L., die aber die Russen gerade nicht zu dem Burjan rechnen. Diese Gypsophila paniculata L. ist unter dem Namen Perekatipole, d. h. Spring ins Feld eine sehr bekannte Steppenpflanze, die in den Märchen und Erzählungen, hauptsächlich bei den Kindern, eine der Jerichorose ähnliche Rolle spielt. Die zuerst genannte Pflanze, die in der neuesten Zeit wegen ihres leichten An-

ſehens und der hübſchen kleinen Blumen bei uns ſehr häufig zu Bouquets verwendet wird, veräſtelt ſich nämlich vielfach und zwar ſogleich von der Wurzel an, in der Weiſe, daß ſie einen dichten runden Buſch bildet. Hat ſie verblüht und die Samen ausgeworfen, ſo bricht der Hauptſtengel an ſeiner Baſis ab, und die rundliche Pflanze wird nun vom geringſten Winde hin und her geführt. Andere kleine, ebenfalls vertrocknete Pflanzen hängen ſich ihr an; es bildet ſich allmälig ein ziemlich dichter Knäuel, der bei ſtärkerm Winde leicht über die Steppe hinweggeführt wird. Er iſt die Steppenhexe, die den Leuten Glück und Unglück bringt. Es iſt jedoch nicht immer die Gypsophila paniculata L., welche ſolche Knäuel bildet und zu allerhand Märchen Veranlaſſung gegeben hat. Auch Phlomis pungens Willd., die allerdings ſchwerfälliger iſt, aber ebenfalls in Form eines rundlichen Bouquets wächſt, wird vom Winde durch die Steppe getrieben, und von den Kindern als Steppenhexe begrüßt.

Die hauptſächlichſten Burjanpflanzen oder Hochkräuter gehören den Familien der Compoſiten, der Dipſaceen, der Umbelliferen, der Malvaceen, Papilionaceen und Labiaten an, hauptſächlich ſind aber doch hier die drei erſten vertreten. Unter den Compoſiten ſpielen die Diſteln wieder eine Hauptrolle. Alle Pflanzen aufzuführen, liegt nicht in dem Zwecke dieſes Buches; ich begnüge mich daher nur die zu nennen, welche die größte Verbreitung beſitzen und auf die Phyſiognomie der Steppe einen Einfluß haben: Echinops sphaerocephalus L., Silybum marianum Grtn., Onopordon Acanthium L., Carduus crispus L., Epitrachys serrulata C. Koch, E. lanceolata C. Koch, Cirsium arvense Scop., Lappa major Grtn., L. tomentosa Lam., Cichorium Intybus L., Lactuca Scariola L., Senecio Doria L., S. macrophyllus Bieb., S. Jacobaea L., S. erucaefolius L., Tanacetum vulgare L., Artemisia Absinthium L., A. vulgaris L., A. procera Willd., Pyrethrum corymbosum Willd., Xanthium spinosum L., X. Strumarium L., Inula Helenium L., Galatella punctata Lindl.

Von Dipſaceen habe ich zu nennen: Dipsacus laciniatus L., Cephalaria tatarica Schrad. und C. centaurioides Coult.; von Um-

belliferen hingegen: Eryngium campestre L., E. planum L., Libanotis sibirica C. A. Mey., Silaus Besseri Dec., Ferulago sylvatica Rchb., Ferula tatarica Fisch., Peucedanum ruthenicum Bieb., Pastinaca sativa L., Heracleum sibiricum L., H. Sphondylium L., Siler trilobum Scop., Anthriscus sylvestris Hoffm., Chaerophyllum bulbosum L., Cachrys crispa Pers., Conium maculatum L.; von Malvaceen: Lavatera thuringiaca L., L. biennis Bieb., Althaea officinalis L., A. cannabina L., A. ficifolia Cav., Malva Alcea L., M. sylvestris L.; von Papilionaceen: Melilotus coerulea Lam., M. alba Lam., M. officinalis Pers., Glycyrrhiza glandulifera W. et K., G. echinata L. und Galega officinalis L.; endlich von Labiaten: Salvia austriaca L., S. pratensis L., S. sylvestris Koch, Nepeta pannonica L., N. violacea L., Stachys recta L., Phlomis pungens W., P. tuberosa L. Außerdem habe ich aus andern Familien hauptsächlich noch Verbascum-Arten und eine Oenothera biennis L. zu nennen.

Alle kleinere Pflanzen, namentlich der Steppen und Wiesen, die die hauptsächlichste Nahrung des Viehes bilden, nennen die Russen Trawa. Soll aber ein Unkraut, d. h. eine kleinere Pflanze, die auf Culturland und zwar gegen die Absicht des Besitzers, wächst, bezeichnet werden, so setzt man in Rußland noch durnaja (d. i. häßlich) vor. Ich bezeichne die bis 1½ Fuß hohen Kräuter der Steppe als Unterkräuter. Es gehören hierher aus der Familie der Cynarocephalen zahlreiche Centaureen: Carduus nutans L., C. acanthoides L., Carlina vulgaris, Xeranthemum annuum L.; aus der Familie der Corymbiferen: Aster Amellus, Erigeron canadensis L., Linosyris vulgaris Cass., L. villosa Dec., Inula Conyza Dec., I. Oculus Christi L., I. britannica L., Anthemis ruthenica Bieb., A. Cotula L., Achillea nobilis L., A. Gerberi Willd., A. Millefolium L., Gymnocline millefoliata C. Koch, Matricaria inodora L., Helichrysum arenarium Mnch.; von Luctucaceen hauptsächlich nur: Sonchus asper Vill., Taraxacum officinale Wigg., Scorzonera taurica Bieb., Tragopogon major L., T. pratensis L., T. floccosus W. et K.

Nächstdem sind die Labiaten hauptsächlich vertreten und zwar durch: Mentha sylvestris L., M. pratensis Sole, Origanum vulgare L., Thymus Marschallianus Bieb., T. odoratissimus Bieb., T. nummularius Bieb., T. Serpyllum L., Acinos thymoides Mnch, Clinopodium vulgare L., Nepeta Cataria L., Glechoma hederaceum L., Dracocephalum Moldavica L., Prunella grandiflora L., P. vulgaris L., Scutellaria altissima L., Marrubium peregrinum L., M. vulgare L., Betonica officinalis L., Stachys recta L., Leonurus Cardiaca L., L. Marrubiastrum L., Lamium album L., Ballota nigra L., Teucrium Chamaedrys L., T. Polium L.

Von Papilionaceen herrschen vor: Onobrychis sativa Lam., Coronilla varia L., Vicia Cracca L., V. sepium L., sehr viele Astragalus, mehre Medicago, Ononis Columnae All., O. hircina Jacq.; von Umbelliferen: Trinia Kitaibelii Bieb., Falcaria Rivini Host, Aegopodium Podagraria L., Carum Carvi L., Pimpinella Saxifraga L., Seseli varium Trev., S. campestre Bess., S. tortuosum L., Rumia leiogyna C. A. Mey., Cnidium venosum Koch, Daucus Carota L., Caucalis daucoides L.

Endlich sind noch Cruciferen zu nennen, die Unterkräuter in den Steppen sind, nämlich: Barbarea vulgaris R. Br.; B. arcuata Rchb., Lunaria rediviva L., Berteroa incana Dec., Alyssum calycinum L., A. rostratum Stev., A. minimum Willd., Hesperis matronalis L., Sisymbrium officinale Scop., S. junceum Bieb., S. Loeselii L., S. Irio L., S. Sophia L., Erysimum strictum Grtn., E. aureum Bieb., Camelina sativa Crantz, Capsella Bursa pastoris Mnch., Lepidium Draba L., L. latifolium L., Sinapis arvensis L., Crambe tatarica Jacq., C. aspera Bieb., Bunias orientalis L. (Diese drei oft auch als Burjan.)

Die Gräser spielen eine untergeordnete Rolle in den Steppen. Saccharum Ravennae Bieb. gehört zu den Hochkräutern. Die andern sind sämmtlich Unterkräuter und gehören hauptsächlich den Geschlechtern Lolium, Triticum, Bromus, Festuca, Koeleria, Poa, Phleum, Alopecurus und anderen, aber weniger, an. Es sind auch

meiſt die Arten, welche bei uns vorkommen. Ich übergehe die übrigen Familien, da ſie mehr oder weniger nur einzeln ſtehende Repräſentanten beſitzen. Am meiſten ſind noch die Chenopodiaceen, Euphorbiaceen, Polygoneen, Plantagineen, Plumbagineen, hauptſächlich aber die Asperifolien, die Reſedeen, Geraniaceen, Malvaceen und vielleicht die Scrophularineen vertreten.

Daß in den Steppen die holzigen Pflanzen nicht völlig ausgeſchloſſen ſind, habe ich zu erwähnen ſchon mehrmals Gelegenheit gehabt. Ziemlich häufig kommt der wilde Birnbaum vor und erfreut ſich namentlich bei den Koſaken einer beſondern Beachtung. Er iſt das Sinnbild der Liebe und zumal der ſehnſüchtigen, nicht immer erwiederten Liebe, und wird deshalb in Geſängen und Liedern oft gefeiert. Ich bin geneigt, den Birnbaum des ſüdöſtlichen Rußlands als einheimiſch zu betrachten. Es wäre wohl werth, ſein Verhalten gegen unſere cultivirten Sorten etwas näher kennen zu lernen.

Von großem Intereſſe iſt es, daß die gemeine Kiefer, freilich nur in verkrüppelter Strauchform, in dem Bereiche der Steppen, nämlich am mittlern Don wächſt. Von Cupuliferen ſieht man Corylus Avellana L., Quercus sessiliflora Sm., Q. pedunculata Ehrh. und Q. pubescens Willd., ſämmtlich ſelten. Von Salicineen: Salix alba L., S. amygdalina L., S. viminalis L., S. cinerea L., S. phlomoides Bieb., S. Caprea L., Populus alba L., P. tremula L., P. nigra L.; von Betuleen: Betula alba L., Alnus glutinosa Willd.; von Gnetaceen: Ephedra vulgaris Rich.; von Moreen: Morus tatarica L. Die meiſten Sträucher gehören jedoch den Papilionaceen an, als: Sarothamnus scoparius Wimm., Cytisus austriacus L., C. capitatus Jacq., C. supinus L., C. biflorus l'Hérit.; C. Laburnum L., C. nigricans L., Caragana frutescens Dec. Am häufigſten mag unſer Schwarzdorn vorkommen; außerdem iſt Prunus Padus L., P. Chamaecerasus Jacq., Amygdalus nana L.; von Pomaceen: Crataegus oxyacantha L., C. monogyna Jacq., Cotoneaster vulgaris Lindl., Pyrus Malus L. (gewiß nicht wild); von Roſaceen: Spiraea crenata L., Rubus caesius L., R. fruticosus L., Rosa pimpinellifolia L., R. canina L., R. rubiginosa L.; von Rhamneen: Rhamnus cathartica L.,

R. Frangula L.; von Anacardiaceen: Rhus Cotinus L.; von Celastrineen: Evonymus europaeus L.; von Tamariceen: Tamarix tetrandra Pall.; von Berberideen: Berberis vulgaris L.; von Acerineen: Acer campestre L., A. tataricum L.; von Solaneen: Lycium ruthenicum Murr. und endlich von Caprifoliaceen: Sambucus nigra L., Viburnum Opulus L. und V. Lantana L.

Druck von Breitkopf und Härtel in Leipzig.

Ries'sche Buchdruckerei (Carl B. Lorck).

Syracuse, N. Y.
PAT. JAN. 21, 1908

Stanford University Library
Stanford, California

In order that others may use this book, please return it as soon as possible, but not later than the date due.